4.

Sämmtliche Schriften

August Friedrich Ernst Langbein

1.

2.

A. F. E. Langbein's

sämmtliche Schriften.

Zweite verbesserte Auflage.

Dreizehnter Band

enthält:

Feierabende.

Stuttgart:
J. Scheible's Buchhandlung.
1841.

XIII.

1.

2.

A. F. E. Langbein's

sämmtliche Schriften.

Zweite verbesserte Auflage.

Dreizehnter Band

enthält:

Feierabende.

Stuttgart:
J. Scheible's Buchhandlung.
1841.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Feierabende.

Mariane Richard.

Erzählung.

1.

Kammersekretär Richard war ein heller Kopf. Ihn haßten deßhalb, sehr natürlich, alle finstere Köpfe, die den Entwurf eines unterthänigsten Vortrags, oder die Ausfertigung eines gnädigsten Befehls für die höchsten, rühmlichsten und nützlichsten Meisterwerke des menschlichen Verstandes hielten. Er ist ein schöner Geist! spöttelten sie oft unter einander mit mitleidigem Achselzucken, und schienen sich viel darauf einzubilden, häßliche Geister zu seyn.

Richard ließ sich wirklich in seinen jüngern Jahren ein Verbrechen zu Schulden kommen, das solche Pedanten niemals vergeben. Der junge Schwindler befaßte sich nämlich mit Schriftstellerei, und zwar mit den leichtfertigsten Arten der Schriftstellerei: er machte Verse und schrieb Komödien. Diese Spielwerke — denn mehr waren seine Dilettantenversuche nicht — wichen zwar im reifern Alter seinen überhäuften Berufsgeschäften, die er mit tadelloser Geschicklichkeit und Sorgfalt verrichtete; der alte Sünder hatte sich aber nicht ganz bekehrt; die Liebe für das leidige Theater lebte noch immer in seinem Kopf und Herzen. Er war sogar Mitglied einer Privatbühne, die er mit gutem Rath unterstützte und bisweilen mit Antritts- und Schlußreden versorgte. Den Schauplatz selbst betrat er nie; doch seine Gattin erschien darauf in zärtlichen Müt-

terrollen, die sie mit Natur und Wahrheit darstellte. Dabei vergaß sie aber weder Küche noch Keller, sondern war eine brave, musterhafte Hausfrau, die mit ihrem Gemahl in der zufriedensten Ehe lebte.

2.

Diese beiden wackern Leute hatten ein einziges Kind, ein kleines, liebenswürdiges Mädchen, das Lust und Geschick zum Theaterwesen mit der Muttermilch eingesogen zu haben schien. Mariane war kaum vier Jahre alt, als sie schon mit Muth und Anstand die freundschaftliche Bühne betrat und ihre Rolle so artig spielte, daß alle Zuschauer darüber ein lautes Vergnügen bezeigten. Dieses früh errungene Lorbeerkränzchen erhob die Kleine zum Abgott ihrer Aeltern. Sie schränkten sich von jetzt an möglichst ein, um ihrem Liebling den Unterricht der besten und theuersten Lehrmeister gewähren zu können.

Die Naturanlagen des Kindes waren dieser Ausbildung werth. Mariane sprach in ihrem fünfzehnten Jahre vollkommen französisch und italienisch, malte trefflich und tanzte meisterhaft. In diesen und mehrern Künsten und Fertigkeiten blieben ihre Gespielinnen so weit hinter ihr zurück, als sie sich vor ihnen allen durch eine bezaubernde Grazien-gestalt auszeichnete. Witz und Laune schwebten immer auf ihren Lippen und machten sie überall zur Seele der Gesellschaft. Sie belebte, wo sie eintrat, die todtesten Gruppen steifer Herren und Damen durch muntere Scherze, die niemals in unanständigen Leichtsinn ausschweiften und von dem strengsten Sittenrichter belauscht werden konnten.

Wegen dieser glänzenden Eigenschaften ward sie von allen häßlichen und ungeschickten Mädchen beneidet, von

dem ganzen Eulenchore der alten Betschwestern beseufzt, von jedem unbefangenen Menschen aber geliebt und geschätzt; und doch kannte nur ihre Familie und ein kleiner Kreis von Vertrauten Marianens wahren und höchsten Werth, der in ihrem zarten, gefühlvollen Herzen lag.

Dieses zeigte sich mit seinen edelsten Empfindungen bei dem Absterben ihrer Mutter, worüber sie fast untröstlich war.

3.

Ein volles Jahr hatte sie einsam die geliebte Todte beweint, ehe sie den dringenden Bitten ihres Vaters und ihrer übrigen Freunde nachgab, und nicht allein wieder in Gesellschaften, sondern endlich auch auf dem Privattheater erschien.

Sie spielte jetzt die Rollen der ersten Liebhaberin. Das Fach der Liebhaber versah ein junger Mann, Namens Blank, der erst kürzlich bei der fürstlichen Kammer als Supernumerar-Sekretär angestellt worden war und unter Richards Leitung arbeitete. Er gab die beste Hoffnung, ein brauchbarer Geschäftsmann zu werden, und schien auch übrigens ein guter, braver Mensch. Dadurch erwarb er sich Richards Freundschaft, und der ehrliche Alte theilte mit ihm, der noch unbesoldet war, seinen Gehalt.

Es gibt überall vorlaute Sprecher, die über die Handlungen andrer Menschen keck und entscheidend aburtheilen, ohne die eigentlichen Bewegungsgründe zu kennen, oder nur kennen zu wollen. So ging es auch hier. Richards Großmuth ward von vielen Leuten — die gern alles, was er that, für Geniestreiche ausgaben — eine romantische Verschwendung und Ungerechtigkeit gegen seine Tochter

gescholten. Der gute Mann ließ sich durch dieses Geschwätz nicht irren. Er wußte wohl, was und warum er es that. Es war seiner Beobachtung nicht entgangen, daß Blank und Mariane nicht allein auf der Bühne zärtliche Auftritte zusammen spielten, sondern ihre Rollen auch außerhalb des Theaters fortsetzten. Beide gestanden ihm ihre gegenseitige Liebe auf seine erste Frage. Er betrachtete nun den Jüngling als seinen Sohn, den er nicht darben lassen konnte. Dieses Familienverhältniß wurde nach und nach der ganzen Stadt bekannt; und oft, wenn die Liebenden sich im letzten Akt eines Schauspiels nach mancherlei überstandenen Hindernissen die Hände reichten, flüsterten sich die Zuschauer ins Ohr: „Die jungen Leute spielen so oft Braut und Bräutigam und Mann und Frau, daß wohl endlich einmal Ernst daraus werden wird.“ —

4.

Diese Prophezeihung ward nicht erfüllt. Ein plötzlicher Schlagfluß tödtete den ehrlichen Richard in den Armen seiner verzweiflungsvollen Tochter. Herr Blank sah kaum die wohlthätige Hand erstarrt, die ihn bisher so väterlich unterstützt hatte, als sich auch sofort sein Benehmen gegen Marianen veränderte. Er sprach zwar anfangs noch von Liebe; jedoch sehr sparsam, sehr kalt und sehr vorsichtig. Nach und nach vermied er die entfernteste Beziehung darauf. Desto verschwenderischer ward er nun mit Versicherungen seiner Freundschaft. So allmählig zerriß der Undankbare das Band der vorigen Vertraulichkeit, bis auf einige dünne Faden, die er nur noch so lange schonte, bis sich aus der Untersuchung der Richard'schen Verlassen=

schaft ergeben hatte, daß sie in nichts, als dem Nachruhm eines ehrlichen Mannes bestand.

Ein Brief des Treulosen, worin der Mangel an Glücksgütern als das unübersteigliche Hinderniß ehelicher Verbindungen im kalten Ton eines Rechenmeisters geschildert war, beschloß jetzt den Liebesroman. Mariane grämte sich weniger darüber, als Herr Blank wahrscheinlich erwartet hatte. Ein Mädchen von solchem Geist und Gefühl mußte den Verlust eines so eigennützigen und herzlosen Liebhabers für einen wahren Gewinn ansehen. Die gemeine Denkungsart und der rohe Geschmack des jungen Herrn zeigte sich auch bald nachher im hellsten Lichte, indem er die Tochter eines reichen, ungeschliffenen und als Wucherer übel berüchtigten Mäklers heirathete, die ein erzalbernes, häßliches Gänschen war, und der schönen Mariane so wenig glich, als die Nacht dem Tage.

5.

Die unglückliche Waise war nun von allen Menschen verlassen. Was sollte sie anfangen? Wohin sich wenden? Sie hatte bisweilen den Gedanken, als Kammerjungfer in Dienste zu gehen; allein dagegen erhoben sich immer verschiedene wichtige Bedenklichkeiten in ihrem Kopf und Herzen. Sie traute sich vorzüglich nicht genug Selbstverläugnung zu, um die herabwürdigende Behandlung einer stolzen Gebieterin mit Gelassenheit ertragen zu können: und wie leicht war es nicht möglich, in die Sklaverei einer solchen Haustyrannin zu fallen? Ueberdieß fühlte sie sich dem Aemtchen einer Zofe gar nicht gewachsen. Sie war in den kleinen weiblichen Künsten, die dazu erfordert werden, ganz unerfahren, und wußte bei weitem nicht so

gut mit der Nähnadel, als mit der Feder und dem Pinsel umzugehen.

Doch von allen Seiten riefen Armuth und Mangel ihr zu, daß sie sich zum Entwurf eines künftigen Lebensplans keine lange, gemächliche Bedenkzeit nehmen könne. Der Hauswirth, ein rauher, unempfindlicher Kapitalist, hatte sie schon bedeutet, die bisher bewohnten Zimmer innerhalb acht Tagen zu räumen, wenn nämlich — wie er mit boshaftem Lächeln hinzusetzte — viel herauszuräumen sey. Kurz, alle Umstände drängten sie zu einem schnellen Entschluß; und dieser fiel endlich dahin aus: — Schauspielerin zu werden.

In diesem Augenblick trat Oswald, ein ehrwürdiger Greis, der von Jugend auf bis in sein sechzigstes Jahr selbst Schauspieler gewesen war, in ihr Zimmer. Er hatte seit fünf oder sechs Jahren, als er vom Theater schied und sich an Marianens Wohnorte zur Ruhe setzte, mit ihrem Vater in der vertrautesten Freundschaft gelebt, und war unter allen ehemaligen Hausbekannten der Einzige, der sich noch um sie bekümmerte und sie bisweilen besuchte.

Daß er gerade jetzt kam, war ihr ungemein lieb. Sie hatte schon vorher beschlossen, ihm ihr Vorhaben zu entdecken und sein Gutachten darüber zu hören.

6.

„Willkommen, guter Alter!“ rief sie ihm entgegen: „Setzen Sie sich geschwind! Ich habe wichtige Dinge mit Ihnen zu sprechen, die sich so auf der Flucht gar nicht abthun lassen.“

Lächelnd setzte sich der theatralische Veteran, und Mariane fuhr fort: „Sie kennen, lieber Oswald, den ganzen Um-

fang meiner betrübten Verhältnisse. Drückende Noth treibt mich von hier, wo ich geboren ward und meine guten Aeltern begraben liegen. Ich will, ich muß den Stand wählen, dem Sie entsagt haben."

„Sie scherzen doch wohl?" sagte der Alte: „denn der Himmel wolle nicht, daß es Ihr Ernst sey!"

„Mein vollkommenster Ernst."

Schauspielerin zu werden? — Ich erschrecke darüber.

„Warum? Sie mißbilligen meinen Entschluß vielleicht, weil Sie mir nicht Talent genug zutrauen?"

Wahrlich, aus diesem Grunde nicht! Sie besitzen, wie ich ohne Schmeichelei bekenne, so viele Fähigkeiten, daß Ihr Name gewiß einst in der Geschichte der deutschen Bühne glänzen würde. Allein in diesem Augenblicke wollt' ich, daß Sie nicht zur kleinsten Nebenrolle, nicht zum stummen Heraustragen eines Briefes taugten; ich wollte, daß Sie häßlich wären wie die Nacht, daß Sie hinkten, daß Sie stammelten, daß Ihr Gedächtniß nicht drei Worte zusammenhalten könnte! . . . .

„Sehr freundschaftliche Wünsche!"

Bei Gott! freundschaftlich; denn alle diese Gebrechen möcht' ich Ihnen anwünschen, damit Sie nur den unglücklichsten aller Einfälle wieder aufgeben müßten.

„Aber, Herr Oswald. . . . ."

O die leidigen Privattheater! Solche Streiche richten sie an. Da lernt und spielt man mit möglichster Bequemlichkeit alle drei oder vier Wochen eine Rolle, wird lebhaft beklatscht, geht unter Lobsprüchen und Schmeicheleien nach Hause, setzt sich an den Tisch der freundlichen Eltern, ißt sich satt und legt sich sorgenlos schlafen. So ein lustiger Zeitvertreib gefällt der lieben Jugend. Sie denkt sich nun das öffentliche Schauspielerleben eben so anmuthig,

und eilt bei dem ersten rauhen Windstoß des Schicksals zur nächsten Bühne, wie zu einem sichern Obdache. Da kommt sie denn aber erst auf den eigentlichen Tummelplatz der Stürme des Lebens, wo keine so liebliche Blumen, wie einst auf dem Felde des Privattheaters, blühen, wo blos Dornen wachsen, die desto schärfer stechen, je zarter die Hände sind, die darnach greifen.

„Ihr Eifer spricht in Bildern, die ich nicht ganz verstehe.“

Nun so will ich Ihnen denn rund heraus erklären, daß der Schauspielerstand überhaupt ein unglücklicher, und besonders für Leute von gutem Herkommen und feiner Erziehung ganz unerträglicher Stand ist.

„Das werden Sie mir doch wohl ein wenig beweisen müssen.“

Wenn sie mich geduldig anhören wollen, sehr gern. Mein Beweis wird kurz und bündig seyn, und beginnt mit der Frage: Können Sie Verachtung dulden?

„So wenig, als jeder Mensch von Ehrgefühl.“

Nun so stehen Sie nur stracks von Ihrem Vorhaben ab! Denn Verachtung, schwere Verachtung drückt den Stand, dem Sie sich widmen wollen.

„Wer verachtet ihn?“

Beinahe die ganze Welt.

„Das ist eine häßliche Ungerechtigkeit der Welt, die aber freilich selten gerecht ist. Jeder Stand auf Erden besteht aus einem Gemisch guter und schlechter Menschen. So auch der Schauspielerstand, der gewiß sehr edle Mitglieder in sich schließt, und daher im Ganzen keine Verachtung verdient. Damit sollte man, nach Recht und Billigkeit, blos den unwissenden und sittenlosen Komödiantenpöbel brandmarken, der nicht werth ist, Schauspieler zu heißen.“

Vollkommen wahr. Der Unschuldige muß aber mit dem Schuldigen leiden.

„Nun so erhebt man sich durch sein Selbstgefühl, daß man zur bessern Klasse gehöre, über das Vorurtheil und Geschwätz der Menschen.“

Sie denken und sprechen wie ein Mann. Können Sie aber auch mit dieser Philosophie alle Widerwärtigkeiten bekämpfen, die Ihnen der tausendköpfige Despot, das Publikum, bereitet? — Können Sie damit Ihren gerechten Verdruß niederschlagen, wenn Sie den höchsten Aufwand Ihrer Kunst — den jener Despot für sein armseliges Eintrittsgeld von Ihnen verlangt — vor einer lärmenden, geschmack- und gefühllosen Versammlung verschwenden? — Können Sie damit Ihrem gerechten Aerger gebieten, wenn sich ein aberwitziger, ungezogener junger Bursche, mit viel Eigendünkel und wenig Menschenverstand, zum Kunstrichter Ihres mühsam und lange durchdachten Spiels stehenden Fußes aufwirft, und sein hirnloses Urtheil zur höchsten Belustigung seiner aberwitzigen Kompane so unverschämt laut fällt, daß Sie es mit eigenen Ohren auf den unglücklichen Schaubretern hören? —

„Lob oder Tadel solcher Menschen, wie Sie jetzt schilderten, hat einerlei Werth; das heißt: gar keinen. Ueberhaupt ist wohl das Händeklatschen des großen Haufens nicht das Ziel, nach dem der wahre Künstler strebt. Der Beifall eines einzigen sachkundigen und unbefangenen Beurtheilers . . . .“

So dachte freilich auch der berühmte Ekhof, mein unvergeßlicher Freund, der mir und Andern oft erzählte: Als er einsmals in der Rolle eines Bauers die schlichte, wahre Natur darzustellen bemüht gewesen sey, habe ein wirklicher Landmann, der sich eben im Schauspielhause befunden, ihm

lange mit starrem Blick und offenem Munde zugesehn, und endlich seinen Nachbar hastig gefragt: „Wo in aller Welt haben die Leute den Bauer her?“ — Diese einfältige, ganz aus dem Herzen entsprungene Frage — setzte der gute Ekhof hinzu — hab' ihn mehr als die zierlichsten Lobsprüche anmaßlich gelehrter Kunstkenner gefreut; denn das ehrliche Bäuerlein sey hier ein eben so befugter Richter gewesen, als jener Meister Schuster, der den großen Maler Apelles wegen eines fehlerhaft gezeichneten Schuhes getadelt habe.

„Und so ist es auch in der That. Man muß daher mit festem Schritt, ohne sich durch Krittler und Kläffer irren zu lassen, den Weg der Kunst ruhig fortwandeln.“

Nur Schade, daß Sie sogar von Ihren eigenen Kunstverwandten in diesen Fortschritten aufgehalten werden. Eine Schauspielergesellschaft ist ein wunderbarer Körper, dessen einzelne Glieder gewöhnlich unter einander in ewiger Fehde sind, und dennoch ein zusammenstimmendes Ganzes ausmachen sollen. Rollen- und Beifallsneid erzeugt endlose Kabalen, die den sanftmüthigsten Menschen oft so in Mißlaune setzen, daß er sich vergebens bemüht, seinen Verdruß vor den Augen der Zuschauer zu verbergen. Der so oft nothwendige Zwang, gegen sein Gefühl zu reden und zu handeln, ist für jeden Schauspieler, der nicht zum Heuchler geboren ward, die peinlichste Folter der Seele. Wie ist es möglich, mit einer Person, die man wegen ihrer Zanksucht, Sittenlosigkeit oder anderer Untugenden verabscheut, eine Scene der Freundschaft oder der Liebe wahr und innig zu spielen? — Wie ist es möglich, mit natürlicher Heiterkeit zu scherzen und zu lachen, indem man im Herzen mit Sorgen und Gram kämpft? — Wie kann man ohne Seufzer mit Reichthum und Ueberfluß auf der Bühne prahlen, wenn man zu Hause den bittersten Mangel leidet?

— Und ach! Mangel und Armuth verfolgen im Schauspielerstande nicht immer nur den leichtsinnigen Verschwender, selbst der beste Haushalter wird oft, ohne seine Schuld, ihr Opfer. Ein unstätes, mit oftmaligen Reisen verbundenes Leben macht es unmöglich, sich so sparsam einzurichten, als es wohl an einem festen, unveränderten Wohnorte geschehen könnte; und Krieg, Fürstenlaune oder wechselnder Modegeschmack des Publikums setzen oft plötzlich den verdienstvollen Schauspieler ganz außer Brod. — Wem es aber auch gelingt, sich mit Muth und Kraft der Jugend über den Fluthen des Verderbens emporzuhalten, der sinkt doch zuletzt noch unter, wenn das Alter die Nerven seines Körpers und Geistes abspannt. Wer bietet alsdann eine mitleidige Hand zur Rettung des Hülflosen? — Tausende, denen sein Kunsteifer ehemals Vergnügen schaffte, sehen mit kalten Blicken seinem Untergang zu, und mancher steinherzige Pharisäer schnaubt ihn wohl gar noch an: „Warum warst du nichts bessers, als ein Komödiant?“ —

7.

„O Freund, Sie entwerfen ein trauriges Gemälde!“ — Und noch ist es nicht vollendet. Ich bin blos mit dem Vordergrunde fertig, der die Unannehmlichkeiten des Theaterlebens überhaupt darstellt. Nun muß ich Ihnen noch erst das Heer von Widerwärtigkeiten zeigen, welche die Schauspielerinnen, besonders die ehelosen, besonders treffen. — Ohne männlichen Schutz sind sie nicht allein mancherlei Neckereien und Bedrückungen von unerträglichen Mitgliedern ihrer Bühne, sondern auch den Zudringlichkeiten und Nachstellungen frecher Wüstlinge beständig ausgesetzt. Das Sittenverderbniß in großen Städten ist lei-

der so hoch gestiegen, daß ein gänzlicher Unglaube an weibliche Tugend zum guten Ton in den Zirkeln der jungen Herren gehört. Diese Unart entspringt, beiläufig gesagt, blos aus der armseligen Eitelkeit, daß sich dergleichen in sich selbst vergaffte Fäntchen für unwiderstehliche Eroberer in dem Felde der Liebe halten. Kurz, sie hohnlächeln in ihren Bart, oder, falls sie damit noch nicht versehen sind, über ihr glattes Kinn, wenn irgend ein Biedermann edler und besser vom weiblichen Geschlechte spricht. Die Worte: „Tugend und Schauspielerin“ können sie sich vollends gar nicht in Verbindung denken. Sie glauben — was freilich auch mancher nicht so ganz schlecht Denkende aus uraltem Vorurtheil glaubt — daß jede Actrice dem ersten, dem besten Liebesantrag ohne viele Umstände Gehör gebe. Unter dieser Voraussetzung rücken denn die Wichtlein, mit dem Panzer der Unverschämtheit gerüstet, keck ins Feld, sobald ein junges Frauenzimmer vom Theater das Unglück hat, ihnen zu gefallen. Nun mögen zwar, zur Schande der Bühne, manche dieser Damen dergleichen plumpe Angriffe nicht beleidigend finden, sondern sich, ohne einigen Widerstand, besiegen lassen; doch gibt es auch viele Schauspielerinnen von feinerer Denkungsart, die ein solches Betragen kränkt und empört, und die den Mann — wär' er auch an Schönheit ein Apoll — tief verabscheuen, der sich ihnen so frech und zudringlich wie einer erklärten Buhlerin nähert. Welche Erniedrigung für ein zartfühlendes Herz! Kann man ein Weib, das noch nicht in dem tiefstem Sumpfe der Schamlosigkeit unwiderbringlich versunken ist, grausamer beschimpfen, als wenn man es den verworfenen Geschöpfen gleich achtet, die mit ihrem Körper einen öffentlichen Handel treiben? — Ja, bei Gott! wenn der Schauspielerstand auch übrigens ein paradiesi-

sches Leben gewährte, so müßte dennoch diese einzige ekelhafte Widrigkeit jedem tugendhaften Frauenzimmer das Theater in eine Hölle verwandeln! —

8.

Mariane saß in tiefes Nachdenken versunken. Oswald schwieg, um ihre Seele mit sich selbst auskämpfen zu lassen. Er hatte die beste Hoffnung, daß die Wahrheit seiner herzlichen Vorstellungen obsiegen würde; allein plötzlich brach seine Freundin in Thränen aus, rang die Hände und schluchzte: „O ich Unglückliche! So sind denn überall Abgründe, wohin ich sehe? — Und doch — so schrecklich Sie ihn auch schildern — doch muß ich mich in den, der vor mir liegt, stürzen! — Alle Gefahren, die mich dort erwarten, kann ich vielleicht durch Standhaftigkeit überwinden; allein dem Hungertode, der hier hinter mir lauert, zu entgehen, wäre länger unmöglich. Nun, Oswald, sagen Sie selbst, ob es nicht rühmlicher ist, mit Widerwärtigkeiten muthvoll zu ringen, als sich still und stumm, wie ein Schaaf auf der Schlachtbank, dem Verderben Preis zu geben? — Mein Schritt auf das Theater ist daher fest und unwiderruflich beschlossen. Versuchen Sie nicht weiter, mich davon zurückzuhalten. Erweisen Sie mir vielmehr die Freundschaft, mir bei einer anständigen Gesellschaft einen schicklichen Platz zu verschaffen.“ —

„Nun wohlan!“ erwiederte Oswald: „Ich habe, als Freund, das Meinige gethan; ich bin unschuldig, wenn Sie über kurz oder lang diesen Schritt bereuen. Mir ahnet Unglück. Wär' es auch nur, daß an Ihnen wahr würde, was Hamlet zu Ophelien sagt: Sey so keusch, wie Eis, so rein, wie Schnee, du wirst doch der Ver-

läumdung nicht entgehn! — Da Sie nun aber nicht anders wollen, so bin ich vielleicht so glücklich, Ihnen zu einem anständigen Unterkommen zu verhelfen. Der Schauspieldirektor Wolfram, der bei seiner Bühne so strenge auf Zucht und Ordnung hält, daß sie vor allen andern im besten Rufe der Sittlichkeit steht, sucht gerade jetzt ein junges Frauenzimmer für die Rollen der ersten Liebhaberin. Er hat, wie er mir heute schrieb, seine vorzüglichste Schauspielerin wegen leichtsinniger Aufführung plötzlich verabschiedet, und bittet mich, ihm an deren Stelle eine andere gute Actrice vorzuschlagen.“ —

„O, das ist ja vortrefflich!“ rief Mariane mit Entzücken: „So scheint selbst die Vorsehung meinen Entschluß zu begünstigen. Doch — ich frohlocke vielleicht zu früh; denn sollte sich Herr Wolfram wohl mit einer Anfängerin befassen?“ —

„Deßhalb sorgen Sie nicht! Sie fangen an, wo die meisten Ihrer künftigen Mitschwestern aufhören. Ich kann Sie daher meinem Freunde ohne Bedenken empfehlen, und stehe für Ihre Annahme, wenn anders der ledige Platz nicht indessen schon wieder besetzt ist.“ —

„Nun so eilen Sie doch gleich an Ihren Schreibetisch!“ sprach Mariane, gab dem Alten Hut und Stock in die Hand und schob ihn mit freundschaftlicher Ungeduld zur Thür hinaus.

Nach einigen Tagen kam er, mit einem Briefe in der Hand, wieder. „Hier lesen Sie Wolframs Antwort! Sie ist so, wie Sie wünschen. Er erwartet Sie je eher, je lieber.“ —

Mariane dankte dem ehrlichen Greise, und ging, von seinen Thränen und Segnungen begleitet, am folgenden Tage nach dem Orte ihrer Bestimmung ab.

9.

Emilia Galotti war ihre erste Rolle, für deren vortreffliche Darstellung sie mit ungetheiltem Beifall belohnt wurde. Eben so glücklich zeigte sie sich in der Folge als Minna von Barnhelm, Miß Sara Sampson und Elfride. Das Publikum verschwendete hier kein unverdientes Lob, sondern war blos gerecht gegen Marianens Talent und unermüdeten Kunstfleiß. Sie drang tief in den Sinn ihrer Rollen ein, faßte sie nicht nur mit dem Gedächtniß, sondern mit Geist und Herz, und entfernte sich dadurch ganz von dem gewöhnlichen Schlendrian des handwerksmäßigen Schauspielers, der die seinigen, blos den Worten und Buchstaben nach, auswendig lernt, wie ein Schulknabe die Psalmen. Dennoch fehlte ihr auch nie eine Sylbe, so daß sie den Einbläser (auf dessen Nothhülfe leider auch mancher gute Schauspieler zu sehr rechnet) ganz entbehren konnte.

Nicht minder sorgfältig war sie in der Wahl ihrer Theaterkleidung. Eitelkeit und Gefallsucht, die oft andere Schauspielerinnen, wenn sie Landmädchen vorstellen sollen, wie Gräfinnen ankleiden, waren weit von ihrem Putztische verwiesen. Ihr Gewand war immer der Natur ihrer Rolle gemäß.

Ueberdieß vermied sie während des Spiels jede Zerstreuung. Sie blickte so wenig nach den Zuschauern, als sey zwischen ihr und ihnen eine Scheidewand gezogen. Selbst in den Zwischenscenen, worin sie nicht auftrat, dachte sie sich in ihrem Charakter fort, und blieb sich daher immer gleich. Viele ihrer Mitspieler hingegen trieben indessen hinter der Bühne Possen und Unfug, und man

mußte sie oft ängstlich suchen, wenn sie wieder auftreten sollten. So scherzten und schwatzten sie sich natürlicher Weise ganz aus dem richtigen Ton und Takt ihrer Rollen heraus, und spielten sie nun, wenn sie auch vorher noch so viel Fleiß darauf verwendet hatten, wie armselige Stümper.

Der Directeur war ein ganz anderer Mann, als viele seiner Collegen, die nicht das A B C ihres Fachs verstehen. Er wußte den Gehalt eines Schauspiels zu würdigen und verstand die Gesetze der Darstellung so vollkommen, daß sich selbst die geübtesten Mitglieder der Gesellschaft seine Erinnerungen bei den Proben gern gefallen ließen. Sie thaten es um so lieber, da er bescheiden und höflich war, und selbst den gerechtesten Tadel mit der sanften Stimme der Freundschaft äußerte. Doch sprach er auch, wenn es nöthig war, im ernstern Tone. Dieß erfuhren besonders die nachläßigen Herren und Damen, die ihre Rollen nicht gehörig lernten, sich blos auf die Proben verließen, solche dadurch vervielfältigten, und den fleißigern Schauspielern unnöthige Wege und Zeitverlust verursachten.

Die Gesellschaft bestand übrigens größten Theils aus wackern Leuten, die sich durch Ordnung, Häuslichkeit und tadellose Sitten die Achtung der Stadt erwarben. Besonders zeichnete sich Madame Berger, eine Wittwe von gesetzten Jahren, in diesen Tugenden aus. Sie nahm, auf Wolframs Veranlassung, Marianen zu sich ins Haus und an den Tisch, und betrug sich gegen sie als die zärtlichste Freundin und Mutter.

10.

So verflossen Marianen einige Monate ohne die geringste Unannehmlichkeit. Sie war mit ihrem gegenwärtigen Zustande vollkommen zufrieden, schrieb darüber mehrmals an ihren alten Freund Oswald, und machte ihm freundliche Vorwürfe, daß er den Schauspielerstand mit zu schwarzen Farben geschildert habe. Die Antwort des Greises war immer: „Ich freue mich, daß es Ihnen bis jetzt wohl geht. Sie sind aber erst an dem Fuße des Berges, und noch lange nicht darüber hinweg.“ —

Der alte Unglücksprophet sprach wahr. Es fanden sich nach und nach, Wolframs strenger Aufsicht ungeachtet, mehrere junge Herren hinter der Bühne ein, die sich zu Marianen drängten, und sich ihr durch süßliche Schmeicheleien über ihr vortreffliches Spiel zu empfehlen suchten. Sie lehnte diese Komplimente höflich ab. Das artige Völkchen rückte nun näher zum Zweck, und ergoß sich in fade Lobsprüche ihrer Schönheit. Mariane zog sich erröthend zurück und ließ ihre Bewunderer ohne Dank und Antwort. Sie versäumten deßhalb aber nicht, die nächsten Schauspieltage wieder zu kommen, sie auf gleiche Weise zu ängstigen, und oft sogar bis ins Ankleidezimmer zu verfolgen.

An der Spitze dieses ungezogenen Trupps stand gewöhnlich ein zierlicher Kammerjunker, der Herr von Windhorst, der weit und breit als ein ausschweifender Wüstling bekannt war. Er besaß ein ansehnliches Vermögen, war nicht übel gebildet, und glaubte durch diese zufälligen Glücksgeschenke mit einer vollgültigen Anweisung auf die Gunst aller Weiber und Mädchen versehen zu seyn.

Ihn machte jedoch sein böses Herz zum Schrecken des schönen Geschlechts. Ihm zu gefallen, hielt jedes ehrbare Frauenzimmer für ein Unglück. Die Schimpf- und Schandchronik der Stadt war voll seiner Thaten. Er hatte Weiber mit ihren Männern, Mädchen mit ihren Eltern entzweit. Genossene Gunstbezeigungen verrieth er; und selbst, wo er zurückgewiesen ward, prahlte er dennoch mit erdichteten Siegen.

Dieß war der edle Mann, der Marianen täglich — wenn auch alle andere Gecken seines Schlages ausblieben — hinter dem Theater aufsuchte, den sie aber auch immer, mehr als jeden Andern, von Weitem schon floh. Sie beklagte sich endlich wegen seiner Zudringlichkeit bei Wolfram, der sich schon längst darüber geärgert hatte, und jetzt dem Herrn Kammerjunker fest und nachdrücklich erklärte, daß er sich seine Besuche hinter der Bühne einmal für allemal verbitte. Der feine Hofmann behandelte diese ernsthafte Verweisung wie einen Scherz, klopfte den Directeur lächelnd auf die Achsel, und stellte sich des folgenden Tages an der Hinterthür des Theaters getrost wieder ein. Er fand sie aber von zwei schnurrbärtigen Cherubim bewacht, die mit ihren gegen einander gekreuzten Gewehren spanische Reiter bildeten, über die er zu springen nicht für gut fand, sondern sich in der Stille zurückzog.

11.

Nun ward Ruhe. Mariane bemerkte jedoch mit inniger Kränkung, daß der Directeur, ein erklärter Feind aller Unordnung, sich kälter als sonst gegen sie betrug. Sie bat bescheiden um Erklärung. Er gestand: die vorgefal-

lenen Händel hätten ihn etwas verstimmt. Sie sey zwar blos die unschuldige Veranlassung dazu gewesen; er habe jedoch bei solchen, ihm höchst widrigen Begebenheiten, seinen Unmuth so wenig in der Gewalt, daß es ihm sehr schwer, fast unmöglich werde, ganz gerecht zu seyn und nicht bisweilen Schuld und Unschuld zu verwechseln. Sie habe daher an seiner Achtung nur scheinbar verloren, und er werde nach wie vor ihr Freund seyn, wenn sie fortfahre, sich so sittsam wie bisher zu betragen.

Nach diesem Gespräche suchte der gutherzige Mann sein selbst erkanntes Unrecht durch zuvorkommende Freundlichkeit zu verbessern. Dieß that aber auf Marianen eine entgegengesetzte Wirkung. Sein höflicher Ton schien ihr zwangvoll und erkünstelt; sie glaubte die vorige Herzlichkeit darin zu vermissen. Dieses Gespenst der Einbildung verfolgte die Arme bei Tag und Nacht und machte sie traurig und muthlos. Vergebens bemühte sich Madame Berger, sie zu beruhigen. Das furchtsame Mädchen ward gegen Wolfram immer mehr scheu und zurückhaltend. Der scharfsinnige Mann bemerkte das bald. Es mißfiel ihm; und so war das vorige gute Verhältniß zwischen Beiden durch einen schlechten Menschen gestört, der sich indessen zu neuem Unheil rüstete.

Eines Tages trat plötzlich ein Unbekannter in Marianens Zimmer, schob einen Brief auf den Tisch und entfernte sich eilend. Die Aufschrift war an Marianen; sie kannte aber weder Hand noch Siegel, und trug um so mehr Bedenken, den Umschlag zu erbrechen, da sie Geld darin fühlte. Sie ging endlich in das Zimmer der Madam Berger und eröffnete in deren Gegenwart das erhaltene Päckchen, das zwanzig Dukaten und folgenden Brief von Kammerjunker Windhorst enthielt:

„Es ist mir länger unleidlich, von Ihnen, liebenswürdige Mariane, verkannt zu seyn. Die Verläumdung nennt mich sittenlos; allein ich verehre die Tugend, verehre sie bei einer Schauspielerin doppelt. Die kleinen Tändeleien, womit ich Ihnen bisweilen lästig fiel, waren bloße Prüfungen, worin Sie trefflich bestanden. Ich bitte, ich beschwöre Sie, tugendhaft zu bleiben. Zur Ermunterung lege ich eine Kleinigkeit bei, wofür ich keinen Dank annehme. Bleiben Sie — ich ermahne Sie nochmals recht herzlich und freundschaftlich — bleiben Sie tugendhaft! — Würden Sie aber einst andern Sinnes, und wollten alsdann mir vor allen Andern, die um Ihre Gunst werben, den Vorzug geben, so erbiete ich mich hiermit, Ihnen mit doppelt so viel Dukaten, als dieser Brief enthält, monatlich aufzuwarten." —

Mariane las diesen Antrag mit Verachtung und Abscheu, und schrieb sogleich folgende Antwort:

„Ich bedarf keiner Ermunterung zur Tugend. Sie erhalten also Ihr Gold zurück. Ich möchte nicht alle Schätze der Welt aus der Hand eines Mannes, der das Laster höher, als die Tugend belohnen will." —

12.

Diese Zeilen schickte sie dem Kammerjunker durch ihr Dienstmädchen. Lisette kam spät und ganz verändert zurück. Sie hatte vorher immer sehr nachtheilig vom Herrn von Windhorst gesprochen; jetzt wär sie unerschöpflich in seinem Lobe. Sie erzählte mancherlei schöne Fabeln von ihm. Er habe Marianens Zorn das größte Unglück seines Lebens genannt und Ströme von Thränen darüber vergossen. Man sah es ihrer Beredtsamkeit, die unermü-

det in diesem Tone blieb, sehr deutlich an, daß sie mit einem Theile des zurückgesandten Goldes erkauft war. Endlich rückte das Mädchen sogar mit der Bitte heraus, dem reuevollen Höfling eine mündliche Vertheidigung zu gestatten.

Mariane befahl ihr zu schweigen, und den Kammerjunker, er möge kommen, wenn er wolle, durchaus nicht vorzulassen.

In diesem Augenblick ward an der Thür geklopft. Lisette sprang hin, öffnete sie und schlüpfte hinaus, indem der Kammerjunker hereintrat.

„Auch hier verfolgen Sie mich?" rief Mariane, glühend vor Zorn und Scham, und floh eilend in ein Nebenzimmer, das sie hinter sich verschloß und verriegelte. Windhorst bat durch das Schlüsselloch um Einlaß. Mariane schwor, daß sie lieber in diesem Zimmer verhungern, als mit ihm ohne Scheidewand sprechen wolle. Er fuhr fort zu bitten. Sie antwortete nicht mehr. Jetzt ward er ungestüm und versuchte die Thür aufzusprengen.

Dieser Lärm rief Madam Berger herbei. Sie erstaunte, den Unverschämten hier zu finden, und machte ihm mit sehr geläufiger Zunge die bittersten Vorwürfe, daß er vor einigen Stunden der Unschuld eines braven Mädchens unter der Larve der Großmuth nachgestellt habe, und nun sogar den Hausfrieden wehrloser Frauenzimmer störe. Er war bestürzt, stammelte tausend Entschuldigungen, lobte sein gutes, verkanntes Herz, und bat zuletzt, ihn mit Marianen zu versöhnen.

„Nimmermehr!" rief die ehrliche Frau: „Ich will im Gegentheil alle meine Kraft, allen meinen Einfluß anwenden, um Marianens Haß gegen Sie unauslöschlich zu machen. Und sollte sie jemals — was aber durchaus un-

möglich ist — sollte sie jemals ein freundliches Wort mit Ihnen sprechen, oder nur Ein Mal Ihnen zulächeln, so sey das zwischen ihr und mir die Losung einer ewigen Feindschaft.“ —

„Das wär' ein großes Unglück für die schöne Mariane!“ sagte spottend der Kammerjunker, und setzte trotzig den Hut auf. „Ein unübersehbares Unglück, von einer so tapfern, mit einer Schwertzunge bewaffneten, und mit dem Harnisch der Grobheit gerüsteten Amazone verlassen zu werden. Ich verstehe nicht, mit der Zunge zu fechten. Ein solcher Zweikampf mit Ihnen, Frau Theaterheldin, würde mir auch wenig Ehre bringen: ich räume Ihnen daher jetzt das Feld, wir sprechen uns aber wieder, gewiß wieder.“ —

Er polterte nun, ohne die Antwort der Madam Berger abzuwarten, die Treppen hinunter und fluchte: „Hol' der Henker das verdammte Komödiantenvolk!

13.

Alle Bewohner des Hauses liefen zusammen und forschten unter einander nach der Ursache des Lärms, womit dieser böse Geist ausfuhr. Niemand wußte darüber Auskunft zu geben. Manche muthmaßten zum Nachtheil des Kammerjunkers, manche zum Nachtheil der Frauenzimmer.

Den ersten Stock unter Marianens Zimmer bewohnte ein Kapitän der fürstlichen Garde, ein gerader, schlichter Biedermann, der den Uebermuth und Frevel junger Wüstlinge verabscheute. Er hörte das Getümmel über seinem Haupte, kannte die Stimme des Ruhestörers und sein schlimmes Gemüth, und zweifelte daher keinen Augenblick, daß der hämische Bube einen seiner gewöhnliche Streiche

beginne. Mariane war ihm völlig fremd. Er besuchte selten das Schauspiel, und hatte nur bisweilen, wenn er ihr auf der Treppe begegnet war, ein flüchtiges Höflichkeitswort mit ihr gesprochen. Ihr guter Ruf und stiller Lebenswandel erwarben ihr aber seine Achtung. Es that ihm weh, ein so braves Mädchen von einem berüchtigten Ehrenräuber verfolgt zu sehn; er beschloß deßhalb, nach kurzer Ueberlegung über den Zusammenhang der Sache bei den Damen selbst Erkundigung einzuziehen und ihnen mit Rath und That beizustehen.

Er ließ sich melden, und ward wegen seiner bekannten Rechtschaffenheit ohne Bedenken angenommen. Mariane kam ihm weinend entgegen. Er erklärte sich bescheiden über die Bewegungsgründe seines Besuchs, und vernahm dagegen mit innerlicher Empörung die schändliche Geschichte dieses Tages. Madam Berger bat um seinen Schutz. „Der soll Ihnen werden!“ rief er: „Bei Gott! er soll Ihnen werden! Ich vermied zwar in meinem ganzen Leben, mich in fremde Händel zu mischen; das ist aber hier nicht der Fall. Zur Vertheidigung der Unschuld gegen die Angriffe eines kecken Bösewichts ist jeder ehrliche Mann verpflichtet. Geben Sie mir daher nur einen Wink, sobald es der elende Hofschranz wieder wagt, Ihre friedliche Wohnung zu beunruhigen. Ich hoffe, mein bloßes Erscheinen soll ihn auf immer in die Flucht schlagen; denn Schurken haben nie Muth.“ —

Der Hauptmann verließ jetzt die Frauenzimmer, durch sein edelmüthiges Erbieten sehr getröstet. Sie klingelten nun Lisetten herbei, um sie in ein ernstliches Verhör zu nehmen. Das Mädchen erschien mit niedergeschlagenen Augen, gestand aber durchaus nicht, von dem Kammerjunker bestochen worden zu seyn. Es wirkten weder Bit-

ten noch Drohungen. Die Verstockte blieb bei ihrem ewigen Nein. Man mußte sie, ohne die geringste Aufklärung erhalten zu haben, wieder abtreten lassen.

Madam Berger rieth, diese gefährliche Dirne sofort zu verabschieden. Mariane konnte sich dazu nicht entschließen. „Das Mädchen kann doch wohl unschuldig seyn;“ sagte sie sanft: „Es wäre doch zu hart, ein so armes Geschöpf wegen eines bloßen Verdachts zu verstoßen.“ — Die vorsichtige Alte schüttelte den Kopf, ließ jedoch ihre Freundin nach Gutdünken schalten. Lisette ward also begnadigt, und des ganzen Vorfalls nicht weiter gedacht.

Nach wenigen Tagen aber sah sich Madam Berger gedrungen, ihre Anklage zu wiederholen. Sie bemerkte bei Lisetten allerhand neuen Modeputz, den sie sich von ihren geringen rechtlichen Einkünften nicht verschafft haben konnte. Das behauptete sie jedoch mit vielem Trotz. Sie schlich überdieß oft aus dem Hause, schien mancherlei geheime Bestellungen zu haben, und ihre unstäten Augen, die jedem scharfen Blick auswichen, verriethen ein böses Gewissen. Mit einem Worte: sie machte sich so verdächtig, daß Madam Berger es für Pflicht hielt, Marianen dringender als jemals zu warnen, und den Antrag auf Verabschiedung zn erneuern.

Diese gute Seele konnte sich jedoch immer noch nicht überreden, daß Lisette, der sie so viele Wohlthaten erzeigt hatte, mit heimtückischen Planen umgehe. Sie untersuchte daher das räthselhafte Betragen der Angeklagten so wenig, daß die ehrliche Wittwe darüber verdrüßlich ward. Ihr Mißmuth war so gerecht als ihr Verdacht. Noch am Tage der letzten Warnung erfuhr Mariane sehr unangenehme Folgen ihrer zu weit getriebenen Nachsicht.

14.

Sie hatte sich mit ihrer guten Wirthin bei dem Abendessen völlig wieder ausgesöhnt, und versprach ihr, die verdächtige Zofe von jetzt an genauer zu beobachten. Madam Berger ging hierauf in ein Hinterzimmer zur Ruhe. Mariane begab sich ebenfalls in ihr Schlafgemach, das von der Kammer des Dienstmädchens nur durch eine Wand und Thür geschieden war.

Bis gegen Mitternacht hatte sie ruhig geschlummert, als sie plötzlich, durch eine leise Berührung ihrer Lippen, erwachte. Sie fuhr ängstlich empor und erblickte mit Schrecken vor ihrem Bette den Kammerjunker, der seine Arme nach ihr ausstreckte. Sie rief: „Gott! ich bin verrathen! Hülfe! Hülfe!“ und warf sich zugleich nach der andern Seite, wo sie sich tief unter die Decke verbarg.

„Still, still, mein Engel!“ sagte Windhorst mit halb lauter Stimme: „Was braucht es denn eben das ganze Haus zu wissen, daß mich der Zauberer Amor durch drei verschlossene Thüren hierher geführt hat? Die alte Matrone schläft; das Kammerkätzchen hab' ich entfernt; wir sind also ganz allein, und können, ohne Verlust unsers guten Rufs, einige glückliche Stunden genießen.“

Mit diesen Worten beugt' er sich zu ihr herab und wollte sie keck umarmen. Scham und Verzweiflung gaben ihr männliche Stärke. Sie stieß den Zärtling mit solcher Kraft von sich, daß er an eine spanische Wand zurücktaumelte und nebst derselben mit weit schallendem Gepolter zu Boden schlug.

Während dieser feindlichen Niederlage rief Mariane nochmals um Hülfe. Der Schranz fluchte zwischen den Zäh-

nen, raffte behend sich empor, schoß wieder mit der Hast eines Raubvogels auf Marianens Lager zu, und bemühte sich, ihr die Decke gewaltsam zu entreißen. Sie kämpfte dagegen mit lautem Nothgeschrei.

In diesem Augenblicke dröhnte der einsame Vorsaal von starken, eilenden Mannsschritten. Einen Augenblick später stürzte der brave Hauptmann, in der Linken ein Licht, in der Rechten den blanken Degen, zur Thür herein. „Beruhigen Sie sich, edles Mädchen! rief er flüchtig Marianen zu, ging sodann stracks dem Kammerjunker, der sich still in einen Winkel gedrückt hatte, zu Leibe, und beleuchtete das zitternde Männchen vom Kopf bis zum Fuße.

„Sieh da, Herr von Windhorst!“ sprach er: „Was haben Sie für Geschäfte, wenn ich fragen darf?“

Der Junker rieb mit erzwungenem Lächeln die Hände, zuckte schalkhaft die Achseln, winkte verstohlen mit den Augen nach Marianen, und legte den Finger auf den Mund. Er wollte durch diese Pantomime den Hauptmann überreden, daß er mit Marianen ein Liebesverständniß habe, wovon sich ohne Unbescheidenheit nicht sprechen lasse.

Der Hauptmann verstand dieses Geberdenspiel vollkommen und fuhr ihn an: „Pfui, Herr! Jede Muskel an Ihnen verläumdet. Reden Sie! Ich frage Sie zum letzten Mal: Was Sie hier wollen?“

Windhorst drängte sich immer fester an die Wand und stammelte furchtsam: „Die Macht der Liebe — Sie errathen, Herr Hauptmann — eine gewöhnliche Geschichte.“

„Gewöhnlich? — Sie nennen das gewöhnlich, wenn man bei Nacht wie ein Dieb in fremde Häuser einschleicht und ehrliche Mädchen im Schlaf überfällt? Sie sind ein Nichtswürdiger, wenn Ihnen dieser Frevel gewöhnlich ist! Doch — was geb' ich mich lange mit Ihnen ab? Entfernen

Sie sich aus meinen Augen, und wagen Sie nie wieder, diese Schwelle zu betreten."

Der Kammerjunker, der einen so leichten Abzug nicht erwartet hatte, sprang fröhlich aus seinem Schlupfloch hervor, nahm die Thür in die Hand, bückte sich gegen den Hauptmann und sagte mit höhnischer Miene: „Verzeihen Sie! Ich hätte dieses Abenteuer gar nicht zu bestehen gewagt, wenn mir Ihre angenehmen Verhältnisse mit Mamsell Richard bekannt gewesen wären."

„Schurke!" rief der Offizier, indem er ihn mit der Fläche des Degens schlug: „Jedes Wort deines Mundes ist Gift!"

Der feige Schranz wagte weder Verantwortung noch Gegenwehr, sondern entzog sich stärkern Züchtigungen durch die Flucht. Er setzte mit mächtigen Sprüngen, ohne sich umzusehen, die Treppen hinab und entrann aus dem Hause.

15.

Während ihn der Hauptmann verfolgte, war Madam Berger, durch dieses Getümmel erweckt, zu Marianen geeilt, die sich indessen auch in Kleider geworfen hatte. Sie zerfloß fast in Thränen über die erlittete Schmach, und war so außer sich, daß sie nur mit halben, vom Schmerz gebrochenen Worten ihrem jetzt zurückkommenden Retter danken konnte.

„Fassen Sie sich, liebes Kind!" fiel ihr der Biedermann ins Wort: „Fassen Sie sich! Was hat die ganze Sache weiter zu bedeuten? Es ist mir lieb, daß ich so glücklich war, dem ungezogenen Burschen noch zeitig genug einen Strich durch die Rechnung zu machen. Ich bemerkte gegen eilf Uhr ein leises Aufschließen der Hausthür, und dann ein geheimes Schleichen und Flüstern auf der Treppe. Dieß

war mir so verdächtig, daß ich deßhalb nicht zu Bette ging, sondern jede Bewegung im Hause beobachtete. Der Fall des Bettschirms bestärkte mich in der Vermuthung eines Schelmstücks, und beflügelte meine Schritte. Denken Sie nun, liebe Freundin, an den unangenehmen Vorfall nicht weiter; betrachten Sie ihn als einen schreckhaften Traum, und beruhigen Sie Ihr Herz durch Schlaf! Ich stehe in ähnlichen Fällen, die ich aber nicht befürchte, weiter zu Diensten." —

Als sich der Hauptmann jetzt wieder entfernt hatte, konnte sich Madam Berger nicht enthalten, ihrer Freundin darüber einen sanften Vorwurf zu machen, daß sie alle gegründete Warnungen vor Lisetten etwas leichtsinnig in den Wind geschlagen habe. Nach allen Umständen war der Treulosen Mitschuld bei dem nächtlichen Ueberfall außer Zweifel. Sie hatte sich nach dem Abendessen sehr müde und schläfrig gestellt, und dadurch ihre gutherzige Gebieterin bewogen, sich früher als gewöhnlich auskleiden zu lassen. Jetzt war sie verschwunden, und man hat nie wieder etwas von ihr erfahren.

16.

Der Kammerjunker kam, schäumend vor Wuth, nach Hause und sprengte noch mitten in der Nacht einen Diener fort, um den vertrautesten geheimen Rath seiner Bubenstücke zu rufen.

Dieser Elende, Namens Luchs, war ein bankrottirter Kaufmann. Er ging gewöhnlich mit den Trümmern seines merkantilischen Schiffbruchs von Haus zu Haus, bot bei dieser Gelegenheit Mund und Hand zu allen möglichen Niederträchtigkeiten feil, und war auch der Bote,

der einige Wochen vorher Windhorsts Geldbrief in Marianens Wohnung trug. Grundhäßlich an Leib und Seele, schien er mehr das verunglückte Nachbild eines Menschen, als ein wirklicher Mensch. Seine Verworfenheit war so ganz ohne Beispiel, daß er sich von seinen Kunden für ein armseliges Trinkgeld prügeln ließ. Er war ein Spürhund und Ausrufer aller Geheimnisse. In Italien hätt' er sich als ein Bandit genährt; in Deutschland trieb er das Handwerk eines moralischen Meuchelmörders, der sich von Jedermann um ein Spottgeld dingen ließ, und seine Schlangenzunge zum Dolch brauchte, um ehrliche Namen zu vernichten.

Er erschien jetzt mit dienstfertiger Schnelligkeit vor dem Kammerjunker, der seine tiefe Sklavenverbeugung mit einem derben Backenstreich erwiederte. Luchs hielt ihm geschwind den andern Backen und die Hand hin, um seinen gewöhnlichen Schlägesold in Empfang zu nehmen; Windhorst stieß ihn aber mit den Worten zurück: „Fort, Hund! Dafür bekommst du nichts. Ich wollte dich blos, wenn du etwa noch schlaftrunken wärst, ermuntern und auf meinen Befehl aufmerksam machen. Du weißt, daß ich in das Mädchen, dem du neulich einen Brief, der mit Dukaten gefüllt war, überbracht hast, rasend verliebt bin. Die Theaterprinzessin strebt aber nach dem lächerlichen Ruhm, eine Tugendheldin zu heißen und wies mich daher rund ab. Ich gewann mit der Hälfte des von ihr verschmähten Goldes ihr Dienstmädchen, und durch den Beistand dieser Kupplerin gelang es mir, mich in der heutigen Nacht an Marianens Bette zu schleichen. O sie war im Schlafe so bezaubernd schön, als du, kalter Eismensch, nicht denken kannst! Schon hielt ich mein Glück für gewiß; da polterte plötzlich der griesgramige Hauptmann

Nordheim die Treppe herauf und setzte mir den Degen auf die Brust. Ich war unbewaffnet und mußte mich zum Rückzug bequemen. Nun aber wüthen Lieb' und Rache wie Furien in meinem Herzen. Ich ruhe nicht, bis sie mein ist. Dahin führt mich kein anderer Weg, als daß ihr sittlicher Ruf verdächtig gemacht und die verdammte gute Meinung von ihr aus den Köpfen aller Menschen vertilgt wird. Die Abgötterei, die man bisher mit ihr trieb, machte sie stolz. Wenn sie sich aber plötzlich von der Höhe der allgemeinen Achtung herabgestürzt fühlt; wenn sie sieht und hört, daß sie Jedermann für ein feiles Mädchen, für meine Buhlerin hält; wenn alle Möglichkeit vor ihr verschwindet, das zerfallene Luftschloß ihrer Ehre wieder herzustellen: dann wird sie, in der Ueberzeugung, daß nichts mehr zu verlieren sey, meinen Wünschen nicht länger entgegenstreben; sie wird sich selbst in meine Arme werfen, und sich sogar in ihren Bedrängnissen noch glücklich schätzen, an mir einen Freund und Beschützer zu finden." —

„Ein vortreffliches Plänchen!" schmunzelte Luchs: „Ein ausnehmend kluges und witziges Plänchen!" —

„Meinst du, Kerl? Meinst du im Ernst, daß ich auf diesem Wege zum Ziele gelangen werde?" —

„Ganz unfehlbar. Ich stehe dafür." —

„Das sollst du auch, Schuft! Ich befehle dir hiermit, meinen Entwurf auszuführen. Zehn Dukaten sind dein, wenn er glückt, Prügel ohne Maß und Zahl, wenn er verunglückt. Biete daher von diesem Augenblick an deine ganze höllische Erfindungskraft auf. Laß überall, wo du dich herumtreibst, bedenkliche Winke und Worte über Marianen fallen; erzähle, daß ich mit ihr in geheimen Verbindungen stehe; bitte jedoch um Verschwiegenheit,

damit es desto schneller herumkomme; schmiede Liebesbriefe von Marianen an mich und verzettle sie auf der Gasse oder in öffentlichen Häusern; gib auch, nach Befinden, den Hauptmann für einen begünstigten Liebhaber aus; kurz, umspinne die Wahrheit mit einem unauflöslichen Gewebe von Lügen. Ich werde meiner Seits nicht unthätig seyn, sondern dir fleißig in die Hände arbeiten; darauf verlaß dich. Und nun geh' stracks an dein Geschäft, Satan, und übertriff dich wo möglichst selbst!“

17.

Jetzt trennten sich die verschwornen Bösewichter, und schon in der Morgendämmerung trug der schändliche Luchs seinen Trödelkram und seine Verläumdungen durch die Gassen der Stadt. Er war bei verschiedenen Herren und Damen, die ihr Leben im ewigen Müßiggang verträumten, und daher immer an tödtlicher langer Weile krank lagen, sehr wohl gelitten, und erhielt von einigen sogar einen bestimmten Jahrgehalt, wofür er alle Morgen die Neuigkeiten des vorigen Tages berichten mußte. In diesen Häusern gab er Marianens ehrlichen Namen den ersten Banditenstoß. Doch es würde dem Erzähler lästig und dem Leser widrig seyn, alle Schritte dieses Ungeheuers zu verfolgen. Wir begnügen uns daher an der kurzen Anzeige: daß er des Kammerjunkers Plan mit satanischer List und Gewandtheit ausführte, und in wenigen Tagen die arme Mariane zum Stadtgespräch machte.

Windhorst zeigte jetzt in allen Gesellschaften ein sehr zufriedenes Gesicht. Er war ausgelassen lustig und nach Möglichkeit witzig. Dieser ungewöhnliche Strom guter Laune blieb nicht unbemerkt. Man hielt sein Liebesglück

bei Marianen für die Quelle dieses Frohsinns und neckte gar weidlich ihn darüber. Sein Benehmen dabei war verschieden. In Häusern, wo er nicht allen Anstand aus den Augen setzen durfte, lehnt' er diese Scherze mit einer solchen Art von sich ab, daß man am Ende mehr davon glaubte, als man vorher gehört hatte; unter Leuten seines Schlages hingegen erhob er bei dergleichen Anspielungen ein triumphirendes Gelächter, brachte seine erdichteten Abenteuer bisweilen selbst auf die Bahn, rühmte sich der höchsten Gunstbezeigungen, und beurkundete seine Prahlereien sogar mit zärtlichen Briefchen, die er von Marianen erhalten haben wollte.

Es schien ihm aber nicht hinreichend, die Ehre der Unglücklichen blos auf diese Weise im Stillen zu untergraben. Was hilft es mir, waren seine Gedanken, sie zum Mährchen der Stadt zu machen, wenn sie die veränderte Meinung über ihr sittliches Betragen nicht erfährt, wenn sie sich noch immer in dem süßen Traume wiegt, für eine vestalische Jungfrau gehalten zu werden? Wer wird ihr das Gegentheil unter die Augen sagen? Und wem würde sie es glauben? Es ist daher durchaus nothwendig, sie öffentlich zu beschimpfen; und wo ginge das besser, als im Schauspielhause? Hier muß ihr Stolz gedemüthiget werden; hier muß sie mit eigenen Augen sehen, mit eigenen Ohren hören, daß sie verachtet wird.

Er begann nun im Parterre Kabalen anzuzetteln, die ihm vollkommen gelangen. Ein großer Theil der Herren, die sich gewöhnlich zu Wortführern der übrigen Zuschauer aufwarfen, und mit Hand oder Stock nach Belieben Beifall oder Tadel ausspendeten, waren seine Freunde und ließen sich ohne Mühe von ihm verhetzen. Andere, die Marianen ehemals den Hof gemacht, sich aber verge-

bens bemüht hatten, waren nun, da sie sich dem Kammerjunker nachgesetzt glaubten, die erbittertsten Feinde des Mädchens geworden, und deßwegen von selbst geneigt, sich bei der ersten Gelegenheit empfindlich zu rächen. Unaufgefordert, säumten sie daher keinen Augenblick, mit ihren Stöcken einzustimmen, als jene Rotte einsmals die sonst so allgemein beliebte Schauspielerin, indem sie auf der Bühne heraustrat, mit lautem Pochen empfinge. Das übrige unbefangene Parterre schien einen Augenblick zu schwanken: ob es die Lärmer zur Ruhe verweisen oder das Getümmel vermehren solle? Endlich folgt' es dem Zug seiner Affennatur und trommelte sklavisch mit, ohne Grund und Ursache zu wissen. Nur wenige gesetzte Männer schüttelten über dieses Unwesen den Kopf und schlugen aus Mitleid die Augen nieder, um den Schrecken und die Angst der Gekränkten nicht zu sehen.

Windhorst war der Einzige, der sich, der Verabredung mit seiner Bande gemäß, zürnend vom Sitz erhob, aus allen Kräften Beifall klatschte und durch Zischen und Winke den Tumultuanten Stille gebot. Diese listige Heuchelei sollte seinen Zweck auf verschiedene Weise befördern. Er wollte sich Marianen als ihr Beschützer zeigen, wollte zugleich die verbreitete Sage, daß er mit dem Mädchen auf einem guten Fuße stehe, vor den Augen einer großen Versammlung begründen, und überhaupt durch seinen öffentlichen Widerspruch die Verwirrung aufs höchste treiben.

Diese letztere Absicht ward vollkommen erreicht. Das Getöse überstieg alle Beschreibung. Mariane war todtenbleich und zitterte wie Aespenlaub. Sie versuchte, ihre Rolle herauszustammeln; allein sie verstand sich selbst nicht. Der Lärm ward immer fürchterlicher. Sie mußte abtreten. Der Directeur erschien mit bestürztem Gesicht

auf der Bühne und fragte bescheiden: worüber das Publikum sein Mißfallen bezeige? Niemand antwortete. Das Haus war drei Minuten lang still wie ein Grab. Jetzt zog sich Wolfram mit Achselzucken zurück und der Vorhang fiel. Die Poltergeister setzten ihre Stöcke wieder in Bewegung, um den Fortgang des Schauspiels zu erzwingen; allein der Directeur ließ sie toben. Die Logen waren indessen leer geworden. Die Lichter wurden ausgelöscht, und die Stockhelden mußten sich endlich auch zum Abzug entschließen.

18.

Mariane war wie aus den Wolken gefallen. Sie konnte sich die Ursache dieser Mißhandlung nicht erklären. Ihr Herz hielt immer und immer die Menschen für besser, als sie sind, und war also weit entfernt, die Heimtücke ihres Feindes zu ahnen. Alle Blicke, die sie auf ihr kurzes Theaterleben zurückwarf, gaben ihr selbst das Zeugniß, daß sie das Publikum nie durch Vernachläßigung ihres Spiels beleidigt, sondern immer mit der feurigsten Thätigkeit und Anstrengung nach seinem Beifall gerungen habe. Und doch betrug man sich so feindselig gegen sie. Das war und blieb ihr ein schreckliches Räthsel.

Mehr aber noch als dieß betrübte sie das Benehmen der übrigen Mitglieder des Theaters. Aus den Augen der Damen leuchtete Schadenfreude, und die jüngern, lustigen Schauspieler, mit denen sie niemals mehr, als höchst nöthig war, gesprochen hatte, rächten sich sogar durch hämische Sticheleien.

Selbst Wolfram warf ihr einige stumme Blicke voll Unmuth zu, die ihr Herz durchschnitten und einen Strom

von Thränen ihren Augen entlockten. Dieß bewegte den strengen Mann zum Mitleiden. Er gab sich ein freundlicheres Ansehen und sagte: „Ich beklage Sie, Mamsell Richard, und bin überzeugt, daß unser wetterwendisches Publikum gegen Sie, als Schauspielerin, eine schreiende Ungerechtigkeit begeht. Was man sonst an Ihnen rügt, weiß ich nicht; denn ich bin nicht der Mann, der sich um jedes Geschwätz bekümmert. Es scheint mir aber nöthig, den Taumel unserer Gäste nach und nach wieder verrauchen zu lassen; ich werde deßhalb in den nächsten Wochen kein Schauspiel geben, worin Sie eine Rolle haben. Leben Sie indessen still und eingezogen, und suchen Sie Ihr Gemüth in eine ruhige Fassung zu bringen, damit Sie bald wieder so muthvoll und unbefangen auftreten können, als ob nie etwas Unangenehmes vorgefallen wäre. Boshafte Menschen, die Andern, aus bloßem Muthwillen, trübe Stunden machen, sind überhaupt nicht werth, daß man sich über sie ärgert.“ —

Als sich das Geräusch im Theater und auf dem Platze vor demselben verloren hatte, fuhr Mariane nach ihrer Wohnung. Madam Berger, die dießmal keine Geschäfte im Schauspielhause gehabt hatte, bemerkte mit dem ersten Blicke die Züge des Kummers auf dem Gesichte ihrer Freundin und fragte mit theilnehmender Ungeduld nach der Ursache. Sie hörte mit Erstaunen die unerwartete Geschichte und rief am Ende derselben: „O das Ungeheuer! das ist sein Werk!“

„Wessen Werk? Wen meinen Sie?“ fragte Mariane.

„O Sie gutherzige Blinde!“ antwortete Jene: „Wie können Sie so — es muß heraus! — so albern fragen? Wie können Sie nur einen Augenblick zweifeln, ob Windhorst der Urheber dieser Schändlichkeit sey? Er ist es;

ich bürge dafür mit meinem Leben. Die Folge wird lehren, daß ich diesen Teufel nicht mit Unrecht schwarz genannt habe.“ —

Indem Windhorst so richtig beurtheilt ward, saß er auf seinem Zimmer, um an Marianen zu schreiben. Er quälte sich bis gegen Mitternacht mit einem langen Briefe, worin er den unerklärlichen Vorfall — wie er seinen Schurkenstreich nannte — von ganzem Herzen beklagte, und hoch und theuer bei seiner Ehre versicherte, daß er alle menschliche Kräfte aufgeboten habe, den Sturm zu stillen. Es sey ihm aber so wenig gelungen, daß er vielmehr, bei der so hoch gestiegenen Erbitterung der Gemüther, für die Zukunft besorgt sey, und bei Marianens nächstem Erscheinen auf der Bühne ein noch viel schrecklicheres Ungewitter befürchte. Er wisse jedoch ein unfehlbares Mittel, diese Besorgnisse von Grund aus zu heben; es sey aber theils zu weitläufig, theils zu bedenklich, die deßhalb zu nehmenden Maßregeln schriftlich zu entwerfen. Dieß nöthige ihn zu der Bitte, Mariane möge ihm, ihres eigenen Vortheils wegen, eine kurze Unterredung erlauben. Er hoffte sich da nicht allein wegen der Vergangenheit bei ihr zu rechtfertigen, sondern sie auch zu überzeugen, daß sie in der weiten Welt keinen so redlichen Freund als ihn habe.“ —

19.

Diesen trugvollen Brief, der keinen andern Zweck hatte, als ihm Marianens verschlossene Thür zu eröffnen, übergab er am nächsten Morgen seinem getreuen Waffenträger Luchs, um ihn — wo möglich in Abwesenheit der Madam Berger — an die Behörde zu bestellen.

Die Frauenzimmer saßen eben am Theetisch, als der listige Bote, unter dem Titel eines fremden Galanteriehändlers, gemeldet ward. Sie befahlen anfangs, ihn abzuweisen; er ließ aber nochmals herein sagen, daß er ganz neue Modewaaren vom feinsten Geschmack bei sich habe, die man doch wenigstens ansehen möge. Die weibliche Neugierde ward rege, und verstattete jetzt ihm den Zutritt.

Madam Berger hatte diesen gefährlichen Menschen niemals, und Mariane ihn (bei Ueberbringung des ersten Windhorstischen Briefes) nur Ein Mal, jedoch so flüchtig gesehen, daß kein Schatten seiner Gestalt in ihrem Gedächtnisse zurückgeblieben war. Beide wußten also nicht, wer eigentlich vor ihnen stand. Sie nahmen ihn getrost, wofür er sich ausgab, fanden sich aber bei Untersuchung seines Pappenkästchens sehr getäuscht. Es enthielt nichts, als ganz gemeine Kleinigkeiten, die in jedem Kaufmannsladen besser zu bekommen waren.

Madam Berger schüttelte den Kopf, kehrte dem armseligen Krämer verächtlich den Rücken und trat ans Fenster. Mariane verweilte aus Gutherzigkeit einen Augenblick länger am Tische. Schnell ergriff Luchs die Gelegenheit, ihr des Kammerjunkers Billet in die Hand zu schieben.

„Was ist das? Von wem?“ fragte sie laut. Luchs winkte, still zu seyn. Madam Berger sah sich um, überblickte die Aufschrift des Briefes, riß ihn aus Marianens Hand, warf ihn vor Luchsens Füße und rief im höchsten Zorn: „Fort damit! Wir mögen den Inhalt nicht wissen. Wir kennen den Schreiber. Seine Worte und Thaten sind Gift für ehrliche Leute.“ —

Luchs gab sich die Miene des Erstaunens, bat um Mä-

ßigung, und erklärte sich sehr gütig, daß er — im Fall der Brief angenommen und nach Wunsch beantwortet würde — die ausgestoßenen ehrenrührigen Reden dem Herrn Kammerjunker verschweigen wolle.

Hierüber brach Madam Berger in ein bitteres Lachen aus. „Elender Mensch!“ sagte sie: „Er glaubt wohl, ich fürchte mich vor seinem gnädigen Patron? Nein, nein! Ich will und verlange vielmehr ausdrücklich, daß Er ihm jedes Wort wieder sagt. Dieser unedle Edelmann soll erfahren, was ich von ihm denke. Ich werde diese Gedanken vor Niemand geheim halten, und sie sogar, wenn wir nicht von heute an Ruhe vor ihm haben, dem Fürsten eröffnen.“ —

Mit diesen Worten drängte sie den Windhorstischen Gesandten aus dem Zimmer.

20.

Dieser Auftritt war nicht lange vorüber, als der Hauptmann Nordheim mit eilfertigen Schritten ins Zimmer trat.

„Verzeihen Sie, sprach er, daß ich Sie unangemeldet überrasche. Ich komme von der Wachtparade, wo mich einige, nur von weitem aufgefangene Bruchstücke von Gesprächen beunruhigten. Die jüngern Offiziere standen auf einem Trupp beisammen und schwatzten sehr lebhaft und lustig von irgend seiner Begebenheit, die Sie, Mamsell Richard, angehen muß; denn ich hörte mehrmals ihren Namen. Dadurch aufmerksam gemacht, nähert' ich mich dem Zirkel; aber plötzlich brachen die Herrn ihre Unterredung ab und sprachen über andere gleichgültige Dinge. Das fiel mir noch mehr auf und ich eilte fort, um Sie

zu fragen, ob Ihnen etwas Unangenehmes begegnet sey?"

Er erfuhr jetzt, was wir schon wissen.

„O des elenden Bubenstreichs!" rief er, voll herzlichem Unwillen. „Wie ist es möglich, daß Menschen, die sich einer feinen Erziehung rühmen, so niedrig handeln können? Die Bosheit des Anstifters dieser Kabalen ist zwar zu bekannt, als daß ich mich darüber wundern sollte; desto mehr aber befremdet mich der Schwachsinn der übrigen Zuschauer, daß sie sich, wie die Drahtpuppen eines Marionettentheaters, von einem einzigen schlechten Wicht lenken und leiten lassen. Ueberdieß bleibt mir auch unbegreiflich, warum meine Kameraden über diesen stadtkundigen Vorfall mit mir zu sprechen vermieden?"

„O, Herr Hauptmann," fiel Madam Berger ein: „Das wollt' ich errathen! Ich habe behutsam hin und her gehorcht, und so viel ausgeforscht, daß man diese arme Seele, um sie bei aller Welt verächtlich zu machen, einer ausschweifenden Lebensart, eines sittenlosen Umgangs mit Männern beschuldiget. Nun verwett' ich darauf keine Stecknadel, daß man nicht auch Sie, Herr Hauptmann, mit ins Spiel gezogen und auf die Liste der Liebhaber geschrieben hat."

„Möglich und wahrscheinlich!" erwiederte Nordheim: „Ich könnte mir es zwar gefallen lassen — setzt' er, mit einem Anstrich von Lächeln, hinzu — wenn man mich nicht schlimmer verläumdet; doch Ihretwegen, liebe Mariane, ist mir die Sache außer dem Scherz. Was kann ich aber thun? Soll ich Lärm machen, Untersuchungen anstellen, und dadurch noch tiefer in das Nest der Wespen stören, die Ihr Herz schon so grausam verwundet haben? Das scheint mir nicht rathsam und wäre wohl unklug. — Ich weiß Ihnen überhaupt nicht freundschaftlicher zu ra-

then, als daß Sie diese Stadt, wo sich nun einmal eine schadenfrohe Rotte gegen Sie verschworen, und selbst die Meinung besserer Menschen irre geleitet hat, sobald als möglich verlassen.“ —

„O wie gern“ — war Marianens Antwort — „wie gern wollt' ich in die einsamste Dorfhütte flüchten und dort bei Wasser und Brod leben, hätt' ich nur erst hier meine Ehre, meinen einzigen Reichthum gerettet! Das will und muß ich vorher thun. Würde man nicht sonst mein stilles Verschwinden für ein Bekenntniß aller mir angedichteten Verbrechen annehmen? Würden nicht meine Feinde hinter mir her frohlocken? Nein, ich mag weder jene Schande, noch sollen sie diesen Triumph haben. Ich weiche nicht eher aus diesen Mauern als bis meine Unschuld gerechtfertigt und die Achtung wieder errungen ist, die man mir so boshaft entrissen hat.“ —

„So edel Ihr Entschluß ist,“ versetzte Nordheim, „so wenig werden Sie dadurch bewirken. Sie sind noch zu jung, um die Welt und die Menschen zu kennen. Der größte Haufe derselben brennt vor Begierde, von Andern etwas Uebles und Nachtheiliges zu hören. Der Verläumder ist daher solchen Menschen der liebste Gesellschafter. Seine Mährchen sind ihnen ein erfreuliches Geschenk, das sie mit dankbarem Lächeln annehmen und sich ungern wieder rauben lassen. Sie kämpfen mit aller ihrer Kraft, mit den besten Waffen ihrer Beredtsamkeit dagegen, wenn ein ehrlicher Mann diesen Versuch macht und die Vertheidigung eines Verläumdeten übernimmt. Aus diesem Grunde ist es ein Kinderspiel, einen Menschen um seine Ehre zu bringen, sie aber wieder herzustellen, eine herkulische Arbeit. Wie können Sie, armes, schwaches Mädchen, nur mit der geringsten Wahrscheinlichkeit hoffen, ein so schwe-

res Unternehmen glücklich auszuführen? Sie werden sich fruchtlos härmen, werden darüber zu Grunde gehn.“ —

„Nun wohl!“ sagte sie wehmüthig: „So sind meine Leiden geendet. Der Tod, der dem Glücklichen eine so furchtbare Erscheinung ist, hat für mich keine Schrecken.“ —

Mit dieser Beharrlichkeit wiederlegte sie alle Gründe, die der Hauptmann noch weiter anführte, und Madam Berger mit Bitten und Thränen unterstützte. Eben so wenig gelang es in der Folge dem alten Oswald (der ihr in mehreren Briefen denselben Rath gab, und sogar einen angenehmen und sichern Zufluchtsort vorschlug) ihren standhaften Entschluß wankend zu machen.

21.

Es war nun seit ihrem letzten Erscheinen auf der Bühne fast ein Monat vergangen, und Wolfram säumte noch immer, ein Schauspiel anzuordnen, in welchem sie wieder auftreten sollte. Sie hatte schon mehrmals ihn darum ersucht, aber immer, unter mancherlei höflichen Entschuldigungen, eine verneinende Antwort erhalten.

Indessen lebte sie wie in einem Kloster. Sie sah und sprach Niemand, als ihre Hausfreundin, die ihr immer Muth und Trost zusprach, und manche Spötterei verschwieg, die sie über das unglückliche Mädchen im Theater und an andern Orten anhören mußte.

Vom Kammerjunker schien Mariane ganz vergessen zu seyn. Man sah und hörte nichts von ihm. Nur Luchs spionirte bisweilen um das Haus herum, schlich auch mehrmals hinein und verlangte Marianen zu sprechen; er ward aber, ohne Meldung, an der Treppe zurückgewiesen.

In der fünften Woche ihrer Abgeschiedenheit vom Theater überraschte sie ein unerwarteter Besuch des Directeurs. Sie zitterte bei seiner Ankunft, weil sie einen verdrießlichen Wortwechsel befürchtete: allein Wolfram erschien mit der freundlichen Anrede: „Es hängt ganz von Ihnen ab, wenn Sie wieder spielen wollen. Nach allen Anzeichen sind die zürnenden Götter des Parterres versöhnt, und werden uns nun wohl mit dem Donner ihrer Stöcke verschonen. Ich habe mehrere namenlose Briefe bekommen, die eine ganz ungemeine Sehnsucht bezeigen, Sie wieder auf der Bühne zu sehen. Bestimmen Sie selbst dazu einen Tag, und wählen Sie ein Stück, worin Sie sich den sichersten Beifall versprechen.“ —

Marianens Augen flammten vor Freude. „Emilia — sagte sie — Emilia Galotti war hier meine erste Rolle, und ich spielte sie zur allgemeinen Zufriedenheit. Sie soll mich denn auch jetzt, gleichsam wieder von neuem, bei dem Publikum einführen. Ich will mich selbst hintergehn, will mir vorstellen, daß ich zum ersten Mal in dieser Stadt auftrete, und alle Zwischentage voll Kummer und Leiden mögen vergessen seyn. So gelingt es mir vielleicht, die Zuschauer in eine ähnliche Täuschung zu versetzen und die gute Stimmung wieder bei ihnen hervorzubringen, mit der ich an jenem glücklichen Tage aufgenommen wurde. O dann wird mir so wohl seyn, als wär' ich aus dem Grabe zurückgekehrt! Ich kann diese Stunde, die Geburtsstunde eines neuen, bessern Lebens kaum erwarten, und bin daher mit Vergnügen bereit, mich am nächsten Schauspieltage furchtlos und heiter auf der Bühne zu zeigen.“ —

Der Directeur freute sich ihres Muthes, und bestimmte

den folgenden Tag zur Vorstellung des Lessing'schen — jetzt leider! beinahe vergessenen — Meisterstücks.

Wolfram, ein sonst scharfsichtiger Welt- und Menschenkenner, war jetzt ein gemißbrauchtes Werkzeug in den Händen der Büberei. Alle bei ihm eingelaufene Briefe, die Marianen betrafen, waren aus der Feder des oft genannten Unholds, mit schlau veränderten Zügen, geflossen. Der Elende hatte seine Absichten auf Marianen so wenig aufgegeben, daß er vielmehr fester, als jemals, entschlossen war, den letzten Ueberrest ihres Glücks und ihrer Ehre zu vernichten.

Die Arme hatte nicht die geringste Ahnung von dem, was ihr bevorstand, sondern glaubte treuherzig, daß man ihr alle vorherige Beleidigungen durch verdoppelten Beifall vergüten werde. Diese fröhliche Erwartung verscheuchte den Schlaf von ihren Augen. Sie beschäftigte sich die ganze Nacht hindurch mit ihrer Rolle, und fühlte sich am folgenden Tage zwar ermattet, aber heiter durch das Bewußtseyn, daß sie den möglichsten Fleiß angewendet habe, alle billige Zuschauer zu befriedigen und selbst den Aufruhrsgeist der Uebelgesinnten durch ein gutes, untadelhaftes Spiel zum Schweigen zu bringen.

22.

Zwei Stunden vor dem gewöhnlichen Anfange des Schauspiels trieb schon die Neugierde einen so gewaltigen Strom von Menschen zum Theater, daß ein Dritttheil von ihnen keinen Platz fand, sondern mit Verdruß an der Schwelle wieder umkehren mußte. Logen, Parterre und alle Winkel des Hauses waren übervoll. Sämmtliche Zuschauer saßen so eng' und unbequem, und fühlten

sich von der leidigen Neugierde noch mehr, als von ihren Nachbarn so unbehaglich gedrückt, daß sie jede Minute bis zum Aufrollen des Vorhangs zählten.

Endlich kam der ersehnte Augenblick. Der erste Aufzug, worin Emilia, wie bekannt, noch nicht erscheint, dünkte jedoch, ungeachtet seines Reichthums an vortrefflichen Scenen, der ganzen Versammlung dießmal sehr langweilig und erregte weder Aufmerksamkeit noch Theilnahme. Es schien, als ob Jeder sein Gesicht und Gehör schonen, und die Schärfe dieser Sinne bis zu Emiliens Auftritt im zweiten Akt aufsparen wollte.

Fliehend vor dem Prinzen, der ihr in der Kirche aufgelauert und dort eine Liebeserklärung gethan hatte, stürzte sie jetzt zitternd und athemlos auf die Bühne. Aus dieser Aehnlichkeit zwischen Emiliens Lage und ihrer Darstellerin eigenem Schicksal entsprang ein unübertreffbar natürliches Spiel. Mariane warf sich ihrer einzigen Freundin, der Madam Berger (die in diesem Trauerspiele Mutter Claudia war), mit so kunstloser und rührender Aengstlichkeit in die Arme, daß die meisten Zuschauer, durch das mächtige Gefühl der Wahrheit erschüttert, in die Hände klatschten und Bravo! riefen.

Der Jubel dieser ehrlichen Leute ward jedoch plötzlich von allen Seiten durch Zischen, Pfeifen und Pochen gestört. Sie stutzten und schwiegen, ermannten sich aber bald von dieser kurzen Betäubung, und suchten nun durch lautern Beifall die hämischen Tadler zu überbieten. Es gelang. Die Ruhe ward nach einigen stürmischen Minuten wieder hergestellt; allein Marianens Fassung war verloren. Der erste Laut, der die Gegenwart ihrer noch unversöhnten Feinde verrieth, schlug sie beinahe zu Boden. Ihr stärkerer Geist hielt jedoch den schwankenden

Körper aufrecht. Der Gedanke: Du leidest unschuldig! schoß wie ein Blitzstrahl durch ihre Seele, und rettete noch den letzten Funken ihres verlöschenden Muthes. So vermochte sie, mit der höchsten Anstrengung aller Leibes- und Seelenkräfte, fort zu spielen. Sie fühlte von Augenblick zu Augenblick, daß ihr hochschlagendes Herz ruhiger und der zitternde Ton ihrer Stimme fester ward. Schon war sie nahe daran, sich der Fesseln des Schreckens ganz zu entledigen und wieder mit ihrer gewöhnlichen Unbefangenheit zu handeln und zu sprechen, als sich auf einmal ein neuer Sturm erhob, der sie aus ihrer theatralischen Laufbahn auf immer gewaltsam herauswarf.

Dieß geschah in der Scene, da Emilia dem Grafen Appiani erzählt, daß ihr von dem Diamantenschmuck, den sie von ihm zum Geschenk erhalten, geträumt habe, als ob sich jeder Stein desselben in eine Perle verwandle. Als Mariane jetzt, von traurigen Ahnungen ergriffen und zu Thränen bewegt, mit bangem Tone die Worte sprach: „Perlen, meine Mutter, Perlen bedeuten Thränen!“ — da erschallte von der Gallerie, rauh und donnernd, wie durch ein Sprachrohr, eine Stimme: „Krokodillsthränen!“ und zugleich flog, von einem gräßlichen Hohngelächter begleitet, ein fauler Apfel von oben herab der Unglücklichen an die Stirn. Sie taumelte zurück, und fiel ohne Bewußtseyn der Madam Berger in die Arme.

Jeder vernünftige und gutdenkende Zuschauer brach in den lautesten Unwillen über dieses Bubenstück aus. Nur die Anhänger des Herrn von Windhorst (der sich dießmal nicht im Parterre befand, sondern in einer entfernten, dunkeln Loge schadenfroh lauerte), nur diese Nichtswürdigen lachten und klatschten mit andern gefühllosen Dummköpfen um die Wette. Diese mannigfaltigen, tobenden

Aeußerungen des Abscheus und der Schadenfreude verursachten einen unerhörten Lärm, der dem Getümmel eines Schlachtfeldes glich.

Mariane sank indessen aus den zu schwachen Armen ihrer Freundin in starker Ohnmacht zur Erde, und ward durch einige hinter den Bühnenwänden hervorgerufene Männer, einer Todten ähnlich, hinweggetragen. Jetzt trat der Directeur mit raschen Schritten auf das Theater. Mühsam unterdrückter Zorn sprach aus allen seinen Gesichtszügen. Er erklärte kurz und kalt, daß die Vorstellung wegen der vor Aller Augen geschehenen Begebenheit — die dem Urheber, wer er auch sey, keine Ehre bringe — geschlossen werden müsse. Nach diesen Worten entfernt' er sich, und hinter ihm rollte der Vorhang nieder.

23.

Indessen hatte Mariane zwar Leben und Besonnenheit wieder gewonnen, sie befand sich aber in einem Zustande, der das höchste Mitleiden verdiente. Das Feuer ihrer Augen war verloschen; ihr Gesicht, sonst Wohnsitz der blühendsten Gesundheit, war mit Todtenfarbe bedeckt. Sie sah stumm und stier vor sich hin. Ihre Sprache waren Thränen. Blos durch Zeichen und Winke gab sie zu verstehen, daß sie nach ihrer Wohnung verlangt. Als der Wagen abfuhr, warf sie noch einen Blick nach dem Schauspielhause zurück und brach in lauten Jammer aus. Sie verbat die Hülfe eines herbeigerufenen Arztes und widerstand, als ihr dennoch Arzneien gebracht wurden, den dringendsten Bitten, sie zu brauchen. So war sie auch nicht zu bewegen, etwas zu essen oder zu trinken, sondern eilte ohne die geringste Erquickung zu Bette.

Hier verfiel sie bald in die heftigste Fieberhitze. Jetzt fing sie an zu sprechen; es waren aber irre Worte, ohne Sinn und Zusammenhang. Der Wunsch des Todes war der Hauptgedanke ihrer zerrütteten Fantasie. Gegen Morgen ward sie still und begann zu schlummern.

Doch hatte sie noch keine volle Stunde geruht, als sie das stürmische Hereintreten eines Theateraufwärters schon wieder erweckte. Er brachte vom Directeur einen Brief. Madam Berger nahm ihm das an Marianen überschriebene Papier schnell aus der Hand und bemühte sich, es zu verstecken, weil sie einen unangenehmen Inhalt befürchtete; die Kranke bestand aber darauf, das Schreiben zu lesen, und erbrach es mit ungewöhnlicher Hastigkeit. Es enthielt folgende flüchtige Zeilen:

„Ich beklage Sie, Mamsell Richard, beklagen Sie aber auch mich! Der gestrige Abend hat den guten Ruf meiner Bühne vernichtet. Sie mögen unschuldig, wie die Sonne des Himmels, seyn; was kann mir das helfen? Meine Verhältnisse zwingen mich, Sie zu ersuchen, daß Sie von nun an jeden Gedanken aufgeben, dieses Theater jemals wieder zu betreten. Ich bin jedoch bereit, Ihnen den Gehalt auf sechs Monate sofort auszuzahlen. Wolfram."

Mariane las den Brief nicht zu Ende. Er entsank ihren bebenden Händen, die sie in wilder Verzweiflung rang und wand. „Auch diesen Schimpf mußt' ich noch erleben!" rief sie schluchzend: „Diesen unauslöschlichen Schimpf, mich wie eine liederliche Dirne vom Theater verwiesen zu sehen! O der harte Mann, daß er so damit eilte, mir vollends das Herz zu brechen! Doch er that Recht. Ich dank' ihm, daß er mich so rasch zu dem Ziele führt, wohin ich muß. Das Schwanken des Schiffbrüchigen zwischen Leben und Tod ist peinlicher, als schnelle Vernichtung." —

Madam Berger warf sich zitternd bei diesen bedenklichen Worten vor Marianens Bett auf die Kniee und beschwor sie mit heißen Thränen, ihr Schicksal geduldig zu tragen. „Verzweifeln sie nicht, gutes Mädchen!“ sagte die wackre Frau: „Suchen Sie Ruh' und Trost in Ihrem reinen, schuldlosen Herzen und in der Ueberzeugung, daß jeder Redliche Sie schätzt und bemitleidet. Lassen Sie böse Menschen und Thoren ihr Wesen hier treiben! Diese Mauern sind ja nicht die Gränzen der Welt. An irgend einem Orte werden Sie Heil und Frieden finden.“ —

„Das werd' ich!“ — sagte Mariane mit leiser, kaum hörbarer Stimme.

„O Gott!“ — rief die besorgte Freundin — Ihr banger Grabeston setzt mich in Todesangst. Bei allem, was Ihnen heilig und theuer ist, beschwör' ich Sie, brüten Sie nicht über so düstern, schwermüthigen Gedanken! Es kann ja noch alles gut werden. Sagen Sie nur, was ich für Sie thun soll. Ich will zum Directeur laufen; er mag Ihnen eine Ehrenerklärung ausfertigen, mag darin versichern, daß Sie der Bühne freiwillig entsagt hätten.“ —

Mariane schüttelte schweigend den Kopf.

„Ja, das soll und muß er thun!“ rief Madam Berger: „Das wird Sie beruhigen.“ —

Sie eilte jetzt nach der Thür. Mariane winkte sie zurück, drückte mit Heftigkeit ihre Hand, und warf sich, in Thränen zerfließend, ihr um den Hals. Beide vermochten nicht vor Wehmuth zu sprechen.

Es war die letzte Umarmung; denn kaum hatte sich Madam Berger aus dem Zimmer entfernt, als Mariane, mit dem Entschluß zu sterben, aus dem Bette sprang und sich ankleidete.

Sie nahm ein Blatt Papier und schrieb darauf folgende Stellen aus einem Gedichte von Bürger:

„Umlagert von der schnöden Wollust Brut,
Von Büberei mit Netzen rund umstellt,
War ich in einem sauern Kampf verstrickt.
Ich sehe keine Freistatt offen,
Als unter mir das Grab. —
Der Lorbeerzweig, nach dem ich blutend rang,
Flicht sich zur Todtenkron' auf meinem Sarg.“ —

Dieses Blatt legte sie auf den Tisch. Dann eilte sie zum Thor hinaus, erklomm das hohe Felsenufer des nahen Stroms, stürzte sich hinab und ward von den Wellen verschlungen.

24.

Mit Entsetzen sahen einige Leute von fern, ohne die Unglückliche zu kennen, ihren Sprung in die Fluthen. Sie riefen Schiffer zur Rettung herbei, eilten sodann in die Stadt und erzählten Jedem, der ihnen aufstieß, die traurige Begebenheit, von der sie Augenzeugen gewesen waren.

Wolfram hatte sich ohne Bedenken zu der gewünschten Erklärung verstanden, und Madam Berger war eben auf dem Rückwege, um ihrer Freundin die fröhliche Botschaft zu bringen. Da sah sie auf der Gasse viele Menschen zusammenlaufen, und hörte laut darüber sprechen, daß sich ein wohlgekleidetes Frauenzimmer in den Fluß gestürzt habe.

Diese Worte fielen ihr wie ein Donnerschlag aufs Herz. Ihr erster Gedanke war Mariane. Athemlos kam sie in ihrer Wohnung an und fand mit Schaudern das Blatt auf dem Tische. Von Schrecken gejagt, lief sie damit, gleich einer Wahnsinnigen, in Wolframs Haus zurück.

Er hörte mit höchster Bestürzung die unerwartete Nachricht, und begab sich stracks hinaus ans Gestade, um Rettungsanstalten zu treffen. Es kamen aber bereits mehrere Schiffer wieder ans Land, die den Strom vergebens durchkreuzt hatten. Sie waren einstimmig der Meinung, daß der Körper nun schon unerreichbar weit von der Fluth fortgewälzt und ohne Leben seyn müsse.

Wolfram ging jetzt traurig nach der Stadt zurück und beschloß, nicht eher zu ruhen, bis er den Urheber des letztern Lärms im Schauspielhause, den offenbaren Mörder Marianens, entdeckt habe.

Dieß gelang ihm ohne Mühe. Es erwarteten ihn schon in seinem Hause drei glaubwürdige Männer, die ihm anzeigten: daß Luchs vor ihren Augen und Ohren in einem Winkel der Gallerie das Wort: „Krokodillsthränen!“ herausgeschrieen und einen Apfel auf die Bühne geworfen habe. Wolfram eilte mit ihnen vor Gericht, wo sie ihre Aussage durch einen Eid bestätigten. Hierauf ward der Verbrecher gefänglich eingezogen.

Er gab sich anfangs die Miene der Unschuld und läugnete hartnäckig. Als man ihm aber jene Zeugen unter die Augen stellte, gestand er die That und führte blos zu seiner Entschuldigung an: Er sey von dem Herrn von Windhorst, theils durch das Versprechen einer ansehnlichen Summe, theils durch harte Drohungen dazu verleitet und von ihm genau unterrichtet worden, was er thun solle. Durch eine Kette von Fragen ward nun die ganze Verfolgungsgeschichte von ihm herausgeforscht und in den Akten ausführlich aufgezeichnet.

Das Gerücht von Marianens Schicksal drang nach wenigen Stunden bis zum Ohre des Fürsten. Er ließ sich

das gerichtliche Protokoll vorlegen, und las es mit dem größten Erstaunen und Unwillen.

Indessen stand Windhorst, ohne das Aufsteigen einer Donnerwolke über seinem Haupte zu ahnen, ruhig und vergnügt, unter andern Hofleuten im fürstlichen Vorsaale, scherzte laut und frech über die traurige Neuigkeit des Tages, und nannte die Unglückliche eine Romanenheldin.

In diesem Augenblicke trat unerwartet und plötzlich der Fürst aus seinem Zimmer, ging mit hastigen Schritten auf den Kammerjunker zu und sprach mit furchtbarer Stimme: „Ich will doch nicht hoffen, daß Sie sich so fröhlichen Muthes von Ihrer begangenen Schandthat unterhalten? — Ich bin ganz davon unterrichtet, und werde der Rächer der von Ihnen gemordeten Unschuld seyn. Sie sind von jetzt an Gefangener. Schon erwartet Sie die Wache vor der Thür. Sie sollen nicht ungehört verurtheilt werden; wenn Sie sich aber nicht ganz rechtfertigen können, so bereiten Sie sich zu einer langen Reise auf die Festung. In jedem Falle hören Sie von diesem Moment an auf, Kammerjunker zu seyn, und meiden immer und ewig den Hof. Entfernen Sie sich! Meine tiefste Verachtung begleitet Sie." —

Stumm und todtenbleich schlich Windhorst von dannen. Die übrigen Höflinge, die zum Theil kein gutes Gewissen hatten, zitterten. Jetzt wandte sich der Fürst zu ihnen, sah den Verdächtigen scharf in die Augen und sprach: Spiegeln Sie sich sammt und sonders an dem Schicksale dieses ehrlosen Menschen! Es ist mir sehr wohl bekannt, daß Mancher unter Ihnen um sein Verbrechen wußte, Mancher sogar der Spießgeselle des Mörders war. O wie wenig gleichen Viele von Ihnen den ehrlichen Rittern der Vorzeit, von denen Sie doch Ihre Ahnen so gern

ableiten! Jene Biedermänner schützten das schwächere Geschlecht; Sie aber verfolgen und morden es. Lasse mich Keiner unter Ihnen ein solches Bubenstück von sich erfahren, sonst werd' ich ihn eben so als jenen Nichtswürdigen behandeln!" —

Jetzt ging der edle Fürst in sein Gemach zurück. Auf seinen Befehl ward Marianens Körper, den der Strom an das jenseitige Ufer getrieben hatte, zwar still, aber ehrhaft begraben. Windhorst und Luchs büßten ihr Verbrechen durch langwierige Gefangenschaft. Jener auf der Festung, Dieser im Zuchthause.

Achmet und Valide.

Valide, eine der schönsten Prinzessinnen des Orients, stand in der Blüthe des sechzehnten Jahres, als der Gesandte eines Fürsten, dessen Reich einige hundert Meilen entfernt lag, für seinen Herrn um sie warb. Ihr Vater empfing diese Botschaft mit Vergnügen, denn sie war längst sein Wunsch. Valide ward um ihr Ja oder Nein nicht gefragt. Sie hatte das gewöhnliche Schicksal aller Fürstentöchter, die weniger frei, als das ärmste Hirtenmädchen bei dem wichtigsten Schritte des Lebens sind; die sich blindlings vermählen müssen, ohne daß sie zuvor Herz und Auge zu Rathe ziehen dürfen. Die Unterhandlungen kamen also bald zu Stande, und der Oberpriester sprach, nach der Sitte des Landes, über einen Schlafrock des fürstlichen Bräutigams und ein Nachtmäntelchen der Prinzessin Braut, die auf einen Altar säuberlich neben einander gelegt wurden, den Vermählungssegen.

Valide begab sich jetzt mit banger Erwartung auf die Reise zu ihrem Gemahl. Sie erreichte glücklich seine Burg, deren Pracht ihr gefiel; aber sie schauderte zurück, als eine bleiche, krüppelhafte Gnomengestalt die Marmortreppe herab wie ein Grashüpfer ihr entgegensprang und keck sie umarmte. Dieses zudringliche Männchen war, wie man leicht errathen wird, niemand anders, als der durch-

lauchtigste Besitzer des mit ihrem Nachtmantel gepaarten Schlafrocks.

Der kleine Fürst hatte nicht die Gabe, sich durch ein angenehmes Betragen beliebt und seinen Höcker nebst andern Häßlichkeiten vergessen zu machen. Sein Geist war so schief, als sein Körper. Er spielte, der Natur zum Trotz, den Empfindler, und sprach von nichts, als von Liebe. Dieses schöne Wort, das aus einem geliebten Munde süßer tönt, als Nachtigallengesang, ward der armen Valide nach und nach zum bittersten Eckel, da es ihr eine verhaßte Mißgestalt unermüdet vorkrächzte. Endlich rächte Amor diese Entheiligung seines werthen Namens. Er bestach den Tod, und der schwindsüchtige Fürst hustete sich drei Monate nach seiner Vermählung ins Grab.

Kaum fühlte sich Valide frei, so verließ sie, des Hofgetümmels überdrüssig, die Hauptstadt und bezog ein ländliches Lustschloß in einer lachenden Gegend.

In ihrer Nachbarschaft bewohnte Prinz Achmet, ein weitläuftiger Verwandter ihres verstorbenen Gemahls, ein einsames Waldschloß. Sie hatte den jungen Mann ein einziges Mal mit flüchtigen Blicken gesehen; denn er zeigte sich bei dem Feste, das ihrer Ankunft zu Ehren gefeiert ward, nur einige Minuten am Hofe, und kehrte dann sogleich in seine Einsiedelei zurück, die er schon seit mehreren Jahren, aus Unmuth über die Treulosigkeit eines geliebten Mädchens, zum beständigen Aufenthalt gewählt hatte. Er war entschlossen, die Liebe zeitlebens zu fliehen und ihren Namen nicht mehr auszusprechen. Dieser Vorsatz wär' ihm allenfalls, da er sich über diese Göttin mit Recht beklagen konnte, zu verzeihen gewesen: allein er trieb die Sache weiter, vermied allen Umgang und stand nahe daran, ein vollendeter Menschenfeind zu werden.

Dennoch zwang er sich jetzt, der Schicklichkeit ein Opfer zu bringen und der fürstlichen Wittwe die Aufwartung zu machen.

Er ward durch die unwiderstehliche Anmuth ihres ganzen Wesens so bezaubert, daß er beim Abschied um die Erlaubniß bat, seinen Besuch zu wiederholen. Die gewöhnliche Schüchternheit einer neuen Bekanntschaft verlor sich schon bei der zweiten Zusammenkunft. Die Unterhaltung gewann mehr Leben. Achmets Augen strahlten ein sanftes Feuer. Er drückte sogar Validens Hand mit Zittern und Erröthen.

Die Prinzessin errieth die geheimen Gefühle seiner Seele und sagte lächelnd: „Diesen Handdruck verdank' ich doch wohl den reinen Empfindungen der Freundschaft? — — Dann ist er mir willkommen und ich erwiedere ihn ohne Bedenken. Die Freundschaft ist eine holde Göttin, die unser einsames Landleben mit vielen frohen Stunden beglücken wird. Nur wollen wir uns ja mit einer gewissen andern Dame, die gern den Frieden des Herzens stört, in keinen Verkehr einlassen. Verstehen Sie mich, Achmet? Ich mache mir, wenn unser Umgang fortdauern soll, zur heiligsten Bedingung, daß nie unter uns von Liebe die Rede sey.“ —

„Das verspreche ich Ihnen!“ antwortete Achmet. „Ich hasse diese Unruhstifterin selbst so ernstlich, daß nicht einmal ihr Name jemals wieder über meine Lippen kommen soll. Die Stolze wähnt, der Mensch könne nicht ohne sie leben. Wir wollen ihr aber das Gegentheil beweisen und uns mit ganzer Seele einzig und ausschließlich der Freundschaft weihn.“ —

Indem sie so beschäftiget waren, der Liebe abzusagen, ward ihr Gespräch unterbrochen. Ein Diener meldete,

daß sich im Vorzimmer ein junger Handelsmann befinde, der verschiedene artige Kleinigkeiten zum Verkauf anbiete. Man ließ ihn rufen.

Ein schöner Knabe, mit blauen Augen und blonden Locken, kam jetzt lustig hereingehüpft. Er trug ein Körbchen mit kurzen Waaren und sang:

Kauft, kauft! Ich bin ein frommes Kind,
Das stets die Welt durchwandelt.
Kauft Waaren, die so niedlich sind,
Daß man mit Lust drum handelt!
Ich geb' um einen Pappenstiel
Für Herz und Aug' Ergötzen.
Drum kaufet schnell und kaufet viel
Von meinen raren Schätzen!

Unter dem Gesange dieses Liedchens fing er an auszukramen. Achmet und Valide besahen seine Siebensachen hin und her, fanden aber nichts darunter, was ihnen gefiel.

„Nun?“ — rief der Knabe im Tone der Verwunderung aus: „Ist denn gar nichts nach Ihrem Geschmack? Sehn Sie doch hier Ferngläser, Rosenwasser, Damenperücken, elastische Gestelle zu Busen und Waden, elfenbeinerne Runzelnglätter u. s. w. Das sind doch alles, dünkt mich, sehr brauchbare Dinge, und ich mache täglich bei der schönen Welt einen starken Absatz davon.“ —

„Wohl mir,“ sprach Valide, „daß ich zu deiner schönen Welt, die dergleichen Bedürfnisse hat, nicht gehöre! Ich bedaure, kleiner Freund! Du bist vergebens gekommen.“

„Das befürcht' ich noch nicht. Betrachten Sie einmal dieses allerliebste Spielwerk, das eben erst Mode wird! Man nennt es ein Weberschiff. Eine zierliche Rarität, die Sie mir gewiß abkaufen.“ —

„Was soll ich damit machen? Das Ding ist übrigens artig und aus schönem Holze geschnitzt.“ —

„Ei wohl!“ fiel der Knabe lebhaft ein: „Es ist von der Myrrthe, dem Baume der Liebe.“ —

„Diese Abstammung empfiehlt mir das Werkchen eben nicht. Doch was ist der Preis?“ —

„Ich bitte, fragen Sie darnach nicht!“ —

„Warum? — Hast du vielleicht Lust, mich zu beschenken?“ —

„Nein. Ich will Ihnen nur — und zwar aus blankem, baarem Eigennutz — Credit geben; denn ich weiß, daß Sie mir einst mein Schiffchen mit vielem Vergnügen doppelt und dreifach bezahlen werden.“ —

„Das müßte sonderbar zugehen. Ich begreife nicht, warum ich das Wunderding so lieb gewinnen sollte, daß ich mich zu einer solchen freigebigen Vergeltung bewogen fände. Worin bestehn denn seine Tugenden?“ —

„Es gewährt einen angenehmen, unschuldigen Zeitvertreib und wird auf folgende Weise gebraucht: Wenn Sie ohne Gesellschaft sind und lange Weile haben, so nehmen Sie Seide, und bilden daraus, mit Hülfe meines kleinen Schiffes, jedesmal ein Knötchen, so oft Sie an diejenige Person denken, die Ihnen besonders lieb und werth ist, für die Sie — um mich bestimmter auszudrücken — die zärtlichste Freundschaft empfinden. Dieser Person zeigen Sie alsdann bei der nächsten Zusammenkunft die Beweise Ihres Andenkens, und das erweckt denn natürlich viel Vergnügen.“ —

Valide machte sogleich einen Versuch, und er glückte.

„Vortrefflich!“ rief der kleine Mann: „Und nun will ich auch Ihnen, mein schöner Prinz, etwas zu thun geben. Nehmen Sie diese Bleifeder und dieses Täfelchen, und

schreiben Sie in einsamen Stunden alles auf, was Ihnen Ihr Herz diktirt. Mein Geschäft ist nun abgethan. Leben Sie Beide wohl! Heut über drei Monden wart' ich Ihnen wieder auf." —

Achmet und Valide sahen dem Knaben, der jetzt lustig davonsprang, mit Verwunderung nach und waren Beide der Meinung, daß er, nach seinem ganzen Thun und Wesen, eine ganz ungewöhnliche Erscheinung sey.

Der Prinz ging sodann auf die Jagd; die Prinzessin in den Garten.

Hier hörte sie den schmelzenden Gesang einer Nachtigall und — knüpfte Knötchen. Sie sah Schmetterlinge, die sich schäkernd verfolgten, und — knüpfte Knötchen. Sie erblickte zwei sich schnäbelnde Turteltauben, und — knüpfte Knötchen. Sie bemerkte die sanfte Bewegung der Blumen, die sich zu einander hin neigten und sich zu küssen schienen, und knüpfte immer und immer Knötchen.

Gegen Abend kam Achmet zurück. Seine Waldgeschäfte waren dießmal sehr unbedeutend gewesen. Er hatte wenig nach Wild, desto mehr nach Reimen gejagt. Dieß bewies seine Schreibtafel, deren Inhalt wir jedoch hier nicht auftischen wollen. Die Verse eines Verliebten machen andern ehrlichen Leuten gewöhnlich lange Weile; und dieß dürfte wohl bei fürstlichen Minneliedern besonders zu befürchten seyn.

Das freundschaftliche Paar unterhielt sich bei der Abendtafel selbander mit Schmähungen auf den armen Liebesgott. Es erlaubte sich sogar, seinen Namen — den Achmet sonst zu nennen vermied — jeden Augenblick auszusprechen, blos um das Vergnügen zu haben, ihn so recht, wie man sagt, nach Noten ausschelten zu können. Er stand ungesehen in einem Winkel und lachte. Dieser Schalk

hat gewonnenes Spiel, wenn man nur von ihm spricht; es sey übrigens gut oder übel. —

Knöteln und verseln war von nun an der beiden jungen Herrschaften Lieblingsgeschäft. So verflossen drei Monate. Der kleine Handelsmann stellte sich jetzt richtig wieder ein, und sein erstes Wort war die Frage: „Ob indessen sein Schiffchen fleißig gebraucht worden sey?"

„Ei wohl!" antwortete Valide.

„Und das Täfelchen des Prinzen?" fuhr der Kleine fort.

„Ist übervoll geschrieben!" sprach Achmet.

„Das klingt gut!" sagte der Knabe. „Wollen Sie mir, schöne Prinzessin, wohl die Freude machen, Ihre Knötchen beisammen zu sehen?"

Auf Validens Befehl wurden jetzt einige damit angefüllte Körbchen herbeigebracht.

Der Kleine sprang hoch auf, klatschte in die Hände und rief: „Das nenn' ich Fleiß! Millionen Knötchen! So ein gewaltiges Heer läßt sich im Zimmer nicht gehörig übersehen und mustern. Fort damit in den Garten!" —

Es war schon im Spätherbst. Die Bäume standen dürr und kahl. Achmet und Valide schauerten vor Kälte. „Nur ein wenig Geduld! Ich will bald einheizen!" sagte lächelnd der kleine Mann, und warf eine Hand voll Knötchen über sich empor. Urplötzlich erwärmte sich die Luft. Blumen entsproßten der Erde. Die Bäume belaubten sich, und ein Chor singender Vögel hüpfte von einem blühenden Zweige zum andern.

„Welches Wunder!" riefen Achmet und Valide, und sahen sich staunend an. Jetzt ward die ganze zahllose Menge von Knötchen gleichsam lebendig, erhob sich von der Erde, schlang sich durch einander und bildete sich zu einem Netze, das Beide umfing.

Und schnell, wie ein Gedanke, stand der Knabe vor ihren Augen in den leibhaften Liebesgott verwandelt. Er war mit Köcher und Bogen gerüstet, aber ohne Flügel und Augenbinde. Die Gefangenen zitterten. „Fürchtet euch nicht vor mir!" sagte lächelnd der Gott: „Nur blind und geflügelt bin ich bisweilen gefährlich. Wenn ich aber edeln Menschen, welche die sanfte Hand der Freundschaft zusammenführte, mit offenen Augen erscheine, dann leg' ich auch die Schwingen ab, und verlasse die Vereinigten nimmer. Ihr waret Freunde, und machtet euch dadurch würdig, Liebende zu seyn. Vermählt euch und seyd glücklich!" —

Nach diesem Trauungssegen verschwand er. Achmet und Valide folgten seinem Gebot, und ihr langes, zufriedenes Leben verbitterte kein Augenblick der Reue.

Das Damenpferd.

Vor der Liebe Zauberketten
Kann kein Sterblicher sich retten.
Wer versuchte schon mit Glück
Dieses Wagestück? —
Kaltsinn aus des Mannes Herzen
Wegzuscherzen,
Ist für jedes schöne Weib
Spiel und Zeitvertreib.
Dieß erfuhr ein alter,
Trockner, kalter
Moralist,
Wie im folgenden Berichte
Seiner lustiger Geschichte
Mehr zu lesen ist.

Ein junger, gutmüthiger Fürst, dem es nicht im Traum einfiel, dem geringsten seiner Unterthanen weh zu thun, war dennoch bei dem Volke nicht beliebt, weil er seine Pflichten, als Herrscher und Landesvater, gänzlich verabsäumte.

Er ließ sich, anstatt sein Land zu regieren,
Am Seile der Liebe selbst leiten und führen.
Ein Fräulein, Namens Adelheid,
Beherrschte sein Herz und seine Zeit.
Sein Paradies war immer und immer
Ihr stilles, kleines, vertrauliches Zimmer.
Dagegen empfand er im Sitzungssaal
Der heimlichen Räthe die höchste Qual.
Die Herren mußten ihn drängen und treiben,
Nur seinen Namen zu unterschreiben.

Diese Flucht vor Geschäften wäre vielleicht manchen ungetreuen Staatsbeamten sehr willkommen gewesen. Sie hätten, im Namen ihres sorglosen Herrn, mit Willkühr und Eigenmacht den Scepter geführt und sich gute Pfeifen im unbewachten Rohr geschnitten; allein jene Biedermänner waren anders gesinnt. Sie beschlossen einmüthig, den fürstlichen Weichling durch eine nachdrückliche Vorstellung aus dem Schlummer der Unthätigkeit zu wecken.

Die Wortführung übernahm Alfons, der älteste Rath. Er war kein hofmanierlicher Leisetreter, sondern ging mit festen Schritten auf sein Ziel los, und entdeckte dem Fürsten in der ungeglätteten Sprache des redlichsten Eifers, daß Stadt und Land mit ihm unzufrieden sey, weil ihn die Liebe eines Mädchens mehr, als die Wohlfahrt seines ganzen Volkes beschäftige.

Der Fürst ward erschüttert, und strafendes Bewußtseyn band ihm die Zunge. Erst am Ende der Bußpredigt gewann er die Sprache wieder und rief seufzend aus: „Ach, guter Alfons, Sie haben gewiß nie geliebt!“ —

Der Alte gestand mit Achselzucken, daß er in seinem ganzen Leben keine Zeit dazu gehabt habe. Mit dieser etwas einfältigen Antwort trat er ab und schüttelte vor der Thür bedenklich den Kopf; denn er befürchtete, das Saamenkorn seiner Lehre in einen unfruchtbaren Boden gestreut zu haben.

Allein er hatte sich diesmal in dem Fürsten geirrt.

Denn Dieser, wie vom Traum erwacht,
Erkannte seine Pflicht,
Sah dreimal wechseln Tag und Nacht
Und sah sein Liebchen nicht.

Wer zählt die Thränen Adelheids,
Die einsam sie vergoß?
Sie schlich, ein Bild des tiefsten Leids,
Auf des Geliebten Schloß.

Still schlüpfte sie in sein Gemach.
Er schrack hoch auf vor ihr.
Sie, ihm zu Füßen, seufzt' und sprach:
„Was that dein Mädchen dir?“ —

Der Fürst, innig gerührt, drückte die Weinende heftig an sein Herz. „Adelheid, liebe Adelheid,“ rief er: „beruhige dich! Du, gutes Mädchen, hast mich nicht beleidigt. Ich liebe dich so herzlich als jemals, und werde dich ewig so lieben; aber dich sehen — kann und darf ich nicht mehr.“

Die Empfangsworte des Fürsten waren Balsam für Adelheids verwundetes Herz; desto mehr schmerzte der Dolchstich des Nachsatzes. Ein neuer Thränenstrom brach aus ihren Augen; sie konnte lange vor Jammer nicht sprechen. Endlich sagte sie wehmüthig: „Sie wollen mich nicht mehr sehn, und versichern mich doch Ihrer Liebe? — Das ist ein Giftbecher mit Rosen begränzt. — O weg mit diesen Blumen des Mitleids! Erklären Sie mir offen und frei, daß Sie mich hassen, daß unsere Trennung, die Sie beschlossen haben, Ihr erkaltetes Herz befiehlt. Ach, so ist es, so muß es seyn; denn wer dürfte sonst der Neigung eines Fürsten gebieten?“ —

Der Durchlauchtigste befand sich jetzt in einer peinlichen Verlegenheit. Er schämte sich zu gestehen, daß er von dem biedern Alfons einen hofmeisterlichen Verweis bekommen hatte, und versuchte daher durch allerlei Wendungen der Wahrheit auszuweichen; allein am Ende folterten die Thränen des geliebten Mädchens sein Herz so empfindlich,

daß er die Geschichte seines kurzen Abfalls von der Herrschaft der Liebe sonder Rückhalt erzählte.

Diese Beichte hob eine Felsenlast von Adelheids Busen. Mit der frohen Ueberzeugung, daß ihre Sache nicht so schlimm stehe, als sie befürchtet hatte, stellte sich sofort ihre gewöhnliche gute Laune wieder ein. „Warte, grämlicher Pedant,“ sagte sie scherzend: „du sollst mir nicht ungestraft drei schreckliche Tage bereitet haben! Mit Ihrer Erlaubniß, Fürst, will ich dem Murrkopf einen Streich spielen, der ihm die Lust zu dergleichen Strafpredigten auf immer und ewig verleiden soll. Gehen Sie morgen bei Sonnenaufgang still und unbemerkt in den Schloßgarten und verbergen Sie sich bei dem Pavillon, den Sie dem alten Friedensstörer zur Sommerwohnung eingeräumt haben, im nahen Gebüsch. Hier sollen Sie — wenn mein Plan nicht mißglückt — diesen überklugen Graubart in einer so lächerlichen Gestalt erblicken, daß Sie ihm alle Vorwürfe, die er Ihnen gemacht hat, mit wucherlichen Zinsen zurückgeben können.“

Der Fürst belächelte und genehmigte diesen Vorschlag unter der Bedingung, daß der Scherz nicht zu ernsthaft ausfallen dürfe. Dies versprach Adelheid, und eilte zufrieden nach Hause.

Beim Anbruch des nächsten Tages beherrschte noch der Schlaf das ganze Hoflager, als der schadenfrohe Dämon der Rache sie schon in den Schloßgarten trieb.

Sie hüpfte so leicht, als ein flüchtiges Reh,
Im Morgengewande, wie blendender Schnee.
Ihr Rabenhaar kräuselte Zephir nach Lust
Rings um die nicht sorgsam verschleierte Brust.

So mit den Waffen der Verführung gerüstet, begann die muthwillige Nymphe vor der Wohnung des fleißigen

Staatsmann auf und nieder zu wandeln. Er saß schon hinter der Verschanzung seiner Bücher und Akten, und warf keinen Blick hinab in den paradiesischen Garten. Um ihn ans Fenster zu locken, sang Adelheid, mit der Lieblichkeit einer Nachtigall, folgendes Liedchen:

Ich war ein kleines, muntres Ding,
Das ungern in die Schule ging,
Schon fühlt' ich andre Triebe.
Mit Zuckerbrod hineingekörnt,
Hab' ich doch nichts darin gelernt,
Als blos das Wörtchen Liebe.
Gern legt' ich meine Kenntniß an,
Wenn ein gewisser lieber Mann
Nicht unempfindlich bliebe.

Die ersten Töne des Lockvogels erregten schon die Aufmerksamkeit des Alten. Er legte die Feder aus der Hand, schob die Perücke vom rechten Ohr und horchte. Wer in aller Welt muß so lieblich singen? dacht' er, und erhob sich vom Lehnstuhl. Er schlich behutsam ans Fenster, spähte hinter den Vorhängen in den Garten hinab, und erstaunte nicht wenig, als er das Mädchen erblickte, dem er vor einigen Tagen einen so schlimmen Dienst geleistet hatte.

Er wollte sich jetzt an seinen Schreibetisch zurückziehen; allein Amor hielt ihn schon so fest, daß er nicht von der Stelle zu gehen, oder nur ein Auge von der schönen Sängerin abzuwenden vermochte.

Alter Geck! sprach er lächelnd zu sich selbst; ich glaube, du vergaffst dich da in ein Mädchen, das deine Urenkelin seyn könnte! Das Kind ist aber auch schön, wahrlich so schön, daß sich der Altvater Nestor verlieben müßte. Noch nie hab' ich den Fürsten beneidet, als jetzt. O er ist glücklich! Nun wundert es mich nicht, daß er in den Armen eines solchen Engels Land und Leute vergißt. —

Während dieses Selbstgesprächs hatte die schlaue Adelheid den Lauscher am Fenster mit verstohlenen Falkenblicken entdeckt, und spielte nun förmlich die Rolle einer Verliebten. Sie pflückte Rosen und Vergißmeinnicht, band sie in einen Kranz und seufzte. Unter solchen Tändeleien kam sie immer näher, setzte sich auf eine Rasenbank, und begann wieder zu singen:

Hier hält mich gefangen
Der Liebe Gewalt,
Und heißes Verlangen
Verzehret mich bald.
Ach, Süßer, ach fühltest
Du ähnlichen Schmerz
Und kämest und kühltest
Mein brennendes Herz!

Alfons schwamm in Entzücken; denn er war so liebeblind, daß er den ihm gelegten Fallstrick nicht bemerkte, sondern das Liedchen in allem Ernst auf sich zog. Ein wollüstiges Feuer sprühte durch seine Adern, sein lange versteinert gewesenes Herz ward wieder lebendig und schlug ungestüm empor. Gierig, wie ein Fisch den ausgeworfenen Angelhaken, verschlang sein Auge die Reize des Mädchens, und so ward er denn auch wie ein schnappender Hecht ohne Rettung gefangen. Er trippelte vom Fenster auf den Zehen hinweg, warf seinen Schlafrock, auf dem ein ganzer Blumengarten prangte, hastig ab, und griff nach seinem Gallakleide; doch eben so schnell besann er sich anders, und zog jenen wieder an, weil er die Entfernung der Schönen befürchtete. Mit einem Sprunge vor den Spiegel, wollt' er jetzt blos seine Alongenperücke zurecht setzen; aber da erschrak er vor seiner eigenen Gestalt. Nie hatten ihm seine Wangen so fahl und pergament=

artig, nie so tief von der Pflugschar des Alters gefurcht geschienen. Die Vernunft rief ihm zu: Du machst dich lächerlich, Graukopf! Willst du noch jetzt, im todten Winter deines Lebens, um eine Blume des Frühlings buhlen? Setze dich an dein Pult, wo du so viele Jahre mit Ehren am Staatsruder gesessen hast, und horche nicht auf die Triller jener Sirene, die das Schiff deines Ruhms an die Klippen des Spottes lockt!

So sprach die Vernunft, und wollte noch weiter sprechen; allein plötzlich ward er taub gegen sie, und hörte nur die Nachtigall im Garten, die jetzt dreimal süßer als zuvor ihr drittes Lied sang:

Zärtlich, gleich der frommen Taube,
Saß in einer Rosenlaube
Einst ein Mädchen, frisch und roth.
Sie erwartete beklommen,
Der Geliebte sollte kommen.
Ach, statt dessen kam der Tod.

Dieser Gesang machte den weisen Staatsmann vollends zum Thoren. Seine wilde Leidenschaft schnellte der Vernunft den schwachen Zügel aus der Hand, und ging gleichsam, wie ein unbändiges Roß, mit ihm durch. Er stolperte Hals über Kopf die Treppe hinunter und warf sich zu Adelheids Füßen.

Sie hatte mit Fleiß das Gesicht abgewandt, und stellte sich heftig erschrocken, als der schwerfällige Liebhaber vor ihr niederplumpte. „Um des Himmels Willen, was fehlt Ihnen?“ rief sie mit einem lauten Schrei, fuhr von ihrem Sitz empor, und faßte den zärtlichen Schäfer unter den Armen, um ihn wieder auf die Beine zu bringen.

„Lassen Sie mich, schönstes Fräulein!“ sprach er bit-

tend und sah schmachtend zu ihr hinauf: „Lassen Sie mich hier im Staube zu Ihren Füßen! Ich weiche nicht von diesem Platze, bis Sie mir Verzeihung, Huld und Liebe gewähren.“

„Sie überraschen mich außerordentlich,“ erwiederte das Mädchen, und biß die Lippen zusammen, um den Ausbruch eines muthwilligen Gelächters zu ersticken. „Stehen Sie nur auf!“ fuhr sie fort: „Dann will ich untersuchen, ob Ihr unerwarteter Antrag Spott oder Ernst ist.“ —

Zweifeln Sie nicht an der Wahrheit und Innigkeit meiner Empfindungen! Sie beleidigen dadurch Ihre bezaubernde Schönheit, die alle Männer zu Sclaven macht. Selbst ich, der seine Herzensfreiheit so lange glücklich bebehauptete, muß mich endlich zu Ihrem Gefangenen erklären.

„Ich bin stolz auf diese Eroberung; doch schenke ich Ihnen die Freiheit wieder. —

Das steht nicht in Ihrer Gewalt. Meine Fesseln kann nur der Tod lösen. Das wird er aber bald thun, wenn Sie mich nicht jetzt durch einen Kuß mit neuer Lebenskraft beglücken. —

„Eine so förmliche Liebeserklärung von Ihnen gleicht einem Traume; doch ich zähle sie zu meinen angenehmsten Träumen. Lassen Sie mich geschwind, eh' ich davon erwache, Ihnen die Gegenversicherung geben, daß auch Sie mir in gewisser Rücksicht nicht gleichgültig sind. Ich sehnte mich längst nach Ihrer nähern Bekanntschaft; denn es neckt und verfolgt mich ein seltsamer Wunsch, dessen Erfüllung ganz von Ihnen abhängt.“ —

Nennen Sie ihn! Ich bitte, nennen Sie ihn! —

„Das wird mir in der That schwer. Es ist ein so

wunderliches Gelüst, daß es mir fast das Herz abdrückt, und dennoch nicht über die Zunge will.“ —

Quälen Sie mich nicht, holdes Mädchen, durch diese Bedenklichkeiten! Sagen Sie schnell, was Sie wünschen, und es geschieht; denn für Sie wollt' ich mich in einen flammenden Scheiterhaufen stürzen. —

„Wirklich? Das wollten Sie? — Nun so faſſ' ich Muth, eine minder gefährliche Liebesprobe von Ihnen zu fordern. Ich gestehe Ihnen also frank und frei, daß ich mich unaussprechlich sehne, einige Minuten lang auf Ihnen spazieren zu reiten.“ —

Muthwilliges Kind! Wozu dieser neue Seitensprung Ihrer Laune? Eilen Sie doch gerades Weges zum Zweck!“

„Das that ich. Ein kleiner Lustritt auf Eurer Herrlichkeit Rücken ist der Wunsch, der mich plagt, ist der festbestimmte Kaufpreis des von Ihnen verlangten Kusses.“

Grausames Mädchen, Sie scherzen mich um meinen Verstand. Fordern Sie, was Sie wollen, nur erlassen Sie mir dieses Possenspiel, das mich zum Gelächter der Welt machen würde. —

„Ei so lassen Sie doch den kalten bedenklichen Staatsmann nicht dem feurigen Liebhaber in den Weg treten! Wer soll Sie auslachen? Ich verspreche Ihnen Verschwiegenheit, und die einzigen Zeugen um uns her, die Vögel auf den Bäumen, werden auch nicht plaudern.“ —

Nun war der arme Herr in einer bangen Klemme.
Natürlich aber brach
Der Strom der Leidenschaft die Dämme
Der Furcht vor Schimpf und Schmach;
Der Graubart willigte mit Seufzen in die Posse
Und stellte sich auf Fuß und Hand.

Ihn zäumte nun, gleich einem Rosse,
Das Mädchen schnell mit seidnem Band,
Und schwang sich mit Gefahr, vor Lachen zu ersticken,
Ihm auf den Rücken.

Kaum aber kroch der schwache Thor
Drei Spannen weit im Schritt der Schnecke,
Da sprang aus einer Rosenhecke
Der Fürst hervor.
„Ha!“ rief er lachend: „Solche Scenen
Sind Goldes werth.
Ein Philosoph und Feind der Schönen
Verwandelt in ein Damenpferd!“ —

Alfons erschrack, als wäre die Posaune
Des Weltgerichts erschallt;
Doch gab er mir Gewalt
Sich einen Anstrich guter Laune.
„Ja,“ sprach er, „ich verdiene Spott;
Ich wußte nicht, was Amors Macht bedeutet.
Wen dieses Teufelchen nicht in der Jugend reitet,
Den setzt es noch als Greis in Trott.“

Sieben Hochzeiten

und

keine Brautnacht.

1.

Adeline, die Tochter eines reichen französischen Kaufmanns, hatte schon als ein Aufschößling von vierzehn Jahren mehr Liebhaber und Freier, als weiland Frau Penelope. Advokaten und Hofleute, Parlamentsherren und Generalpächter versuchten ihr Glück, zogen aber sammt und sonders Nieten. Alson, ein junger Offizier, gewann das große Loos — die Gunst der schönen Adeline.

Ihr Vater schüttelte freilich den Kopf, als sie einen Jüngling (der zwar aus einer guten Familie stammte, aber blos von seinem knappen Solde lebte) jenen reichen und gesetzten Herren vorzog; allein Herr Milonet gehörte nicht in die Klasse der rauhen Väter, die sich zu Tyrannen ihrer Kinder aufwerfen und es für erlaubt halten, sie unter Schelten und Toben mit einem ihnen verhaßten Menschengesichte in den Ehekäfig hineinzustoßen. Er gab daher seiner Tochter ohne langes Sträuben die gebetene Einwilligung. Seine Bestimmungsgründe waren die: Das Pärchen liebt sich; dem wackern Jungen fehlt nichts als Vermögen, und ich kann damit aushelfen. Ein tüchtiger Griff in meine Kasse verschafft ihm, sobald ich will, das Oberstenpatent, und es muß denn doch ganz artig klingen, wenn man den stattlichen Befehlshaber eines Regiments vor aller Welt vertraulich: Sohn! nennt.

In kurzer Zeit war ein Regiment offen und in Alfons Besitz. Molinet feierte nun die Hochzeit seiner Tochter mit fürstlicher Pracht. Aber nach geendigtem Balle ward die junge Frau Oberstin — nicht ins Brautgemach, sondern in ein nahes Kloster geführt; denn ihr Vater hatte sich bedungen, daß sie, wegen ihrer zarten Jugend, erst nach zwei Jahren die Freuden und Leiden des Ehestandes erfahren solle.

Das zärtliche Paar sah und sprach sich täglich in Gegenwart der Aebtissin. So verflossen einige angenehme Monate. Jetzt erhielt Alfons Regiment den unerwarteten Befehl, sich nach Amerika einschiffen zu lassen.

Die Trauerscene der Scheidestunde kann man sich denken. Alfons einziger Trost war die Hoffnung, daß er zum festgesetzten Zeitpunkt der nähern Vereinigung mit seiner Geliebten ins Vaterland zurückkehren werde.

Diese Rechnung stand aber im Buche des Schicksals durchstrichen. Die eingeschifften Truppen waren bestimmt, den hart bedrückten englischen Kolonisten im abgenöthigten Kampfe gegen ihr Stiefmutterland beizustehen. Glücklich landete die Flotte an den amerikanischen Küsten; allein im ersten Gefechte ward Alfon verwundet und von einer Horde eingeborner Wilden, die der brittischen Partei ergeben waren, gefangen. Unwissende Wundärzte behandelten ihn so übel, daß er sich glücklich schätzen mußte, dem Tode nur endlich noch auf einem lahmen Beine zu enthinken.

Er machte jetzt, nebst einem andern mitgefangenen Offizier, den Versuch, sich in Freiheit zu setzen. Dieß gelang seinem gesunden, schnellfüßigen Gefährten; doch ihn, den armen Gelähmten, traf das harte Schicksal, wieder eingeholt und in einen schrecklichern Kerker als zuvor geworfen zu werden.

Viktor (so hieß der Entflohene) eilte nach Frankreich zurück. Boshafte Absichten gaben ihm Flügel. Er dürstete nach Adelinens Besitz, von deren Schönheit ihn ihr unglücklicher Gemahl so oft mit Begeisterung unterhalten hatte. Der treulose Mensch brütete den ganzen langen Weg über listigen Planen, seinen Freund zu verdrängen und sich dessen Platz zu verschaffen. Ihn, wenn er einmal erlistet sey, zu behaupten, war seine kleinste Sorge; denn er rechnete ganz darauf, daß die blutdürstigen Wilden den Freiheitsversuch ihres Gefangenen mit dem Tode bestraft haben würden.

Von dieser Hoffnung geschmeichelt und in seiner natürlichen Keckheit bestärkt, ging er mit der düstern Miene eines Leichenbitters zu Molinet, und sein erstes Wort war die Klage, daß er der Ueberbringer einer Trauerpost seyn müsse. Molinet stutzte und sein Gesicht zog sich in die Länge. Viktor — um ihn desto sichrer zu erschrecken — bat ihn dringend, nicht zu erschrecken, und seufzte dann dem zitternden Alten ins Ohr: Sein Schwiegersohn sey, von den amerikanischen Wilden ermordet, vor seinen Augen und in seinen Armen gestorben. —

Molinet schauderte, stürzte mit lautem Jammergeschrei aus dem Zimmer und rief sein ganzes Haus zusammen. Alt und Jung drängte sich um den Unglücksvogel, der sein Todtenlied jetzt noch einmal krächzte. Dann zog er ein großes Pack falscher Briefe und anderer Schriften hervor, um seine Fabel mit Urkunden der Wahrheit zu belegen. Doch diese Mühe war unnöthig. Keinem der Anwesenden fiel der geringste Zweifel bei, und Viktor empfahl sich mit der freudigen Hoffnung, daß er zum Bau seines Glücks einen tüchtigen Grundstein gelegt habe.

Als er nach einigen Tagen Molinets Haus wieder be-

suchte, fand er Adelinen, die nach dem vermeinten Tode ihres Gemahls das Kloster verlassen hatte.

Ihre Schönheit übertraf seine Erwartung. Er bemühte sich, dem Mädchen zu gefallen, und es gelang ihm leicht und schnell. Nur wenige Wochen nach der ersten Bekanntschaft gelobte das unbesonnene Kind ihm Liebe und Treue. Molinet, der den schlauen Eroberer für einen rechtlichen Mann hielt, billigte sonder Bedenken den geschlossenen Bund. Die Trauerzeit war verflossen; der Hochzeittag erschien.

2.

Das Glück — das, wie bekannt, Gauner und Schelme so gern zu seinen Lieblingen macht — hatte den Herrn Bräutigam bisher gleichsam am Gängelbande geleitet. Plötzlich aber beliebte die wankelmüthige Göttin, ihm den Rücken zu kehren. Es erging ihm nun wie einem Kinde, dessen unvorsichtige Wärterin den Laufzaum aus der Hand schlüpfen läßt: Er fiel — im engsten Sinn des Worts, und brach ein Bein, indem er bei dem Hochzeitballe auf dem spiegelglatten Getäfel des Saalbodens einen fröhlichen Luftsprung that. Die Brautkammer verwandelte sich nun in ein Krankenzimmer, und er mußte — welcher schreckliche Wechsel! — die gehofften süßen Umarmungen seines Weibchens gegen die schmerzvollen Handgriffe des Wundarztes vertauschen.

Seine Krankheit kam im Flug, aber seine Heilung kroch langsam herbei. Indessen erschien ein für ihn sehr gefährlicher Mann in Paris auf dem Schauplatz unserer Geschichte. Dieß war Clermont, ein junger Offizier, der sich ebenfalls in der amerikanischen Gefangenschaft befunden und durch eine glückliche Flucht gerettet hatte.

Im Gasthof, wo er abtrat, war seine erste Frage nach Molinets Hause; denn er hatte dort Briefe von Alson zu bestellen. Bei dieser Gelegenheit gab ihm der Wirth Kundschaft von Adelinens zweiter Vermählung, und nannte den Namen ihres neuen Gatten. Clermont stand starr vor Verwunderung; doch verschwieg er dem neugierigen Gasthalter den Grund seines sichtbaren Erstaunens, und beschloß, auf der Stelle den frechen Glücksritter, den er genau kannte, vor Abgabe der Briefe zu sprechen.

Viktor ließ Muth und Krücke fallen und taumelte vor Schrecken zu Boden, als Clermont rasch in sein Zimmer trat und ihn anfuhr: „Nichtswürdiger Mensch, wie können Sie Ihre gegen Alson begangene Schandthat verantworten? — Er lebt, der unglückliche Mann, ich bringe Briefe von ihm und werde sie diesen Augenblick seiner Frau übergeben.“ —

„Clermont!“ — stammelte Viktor, der sich indessen ein wenig erholt hatte: „Clermont, ich bitte Sie, machen Sie mich nicht unglücklich! Mit der Hälfte meines Vermögens will ich ihr Stillschweigen erkaufen. Fordern Sie, was Sie wollen, nur schonen Sie mich und helfen mir vor allen Dingen — damit uns Niemand so überrasche — von den Dielen auf!“ —

Mit einer leisen Regung von Mitleid, führte Clermont den Hinkenden auf den Sopha.

Indessen hatte Adeline von dem Bedienten erfahren, daß sich ein Fremder ungemeldet in Viktors Zimmer gedrängt und laut und heftig gesprochen habe. Sie eilte voll Besorgniß zu ihrem kranken Gemahl. Viktor gerieth in Todesangst, daß ihn Clermont auf der Stelle verrathen möchte; allein Dieser war so großmüthig, daß er

schwieg, und sogar seinen Zornblick in ein unbefangenes Lächeln verwandelte.

Dennoch hatte Viktors letzte Glücksstunde geschlagen; denn aus Adelinens Auge fiel ein zündender Funke in Clermonts Herz. Da nun dieser junge Herr selbst gewohnt war, die Gesetze der Ehre und Redlichkeit zu übertreten, wenn es darauf ankam, seinem theuren Ich einen Gefallen zu thun, so entschloß er sich mit der Schnelligkeit des Blitzes zu demselben Verbrechen, das er nur wenige Minuten vorher so scharf gerügt hatte.

Adeline, durch das friedliche Betragen beider Männer beruhigt, entfernte sich bald. Jetzt sprach Clermont mit wieder umwölktem Gesicht: „Ich fühle, mein Herr, daß Sie sich in einer verzweiflungsvollen Lage befinden; dennoch aber kann kein Preis mich bewegen, Ihre niedrige Handlung mit dem Mantel des Stillschweigens zu bedecken. Wie können Sie mir ansinnen, gegen den unglücklichen Alson, der sein ganzes Vertrauen auf mich gesetzt hat, selbst zum Verräther zu werden? Nein; der Entschluß ist bei mir felsenfest, seine Briefe und andere unläugbare Zeugnisse seines Lebens, die ich in Menge bei mir habe, gehörigen Orts zu übergeben. Doch — um Sie von einer schimpflichen Strafe Ihres Betrugs zu sichern — will ich so lange damit anstehen, bis Sie wieder gesund sind und sich durch die Flucht gerettet haben. Mehr kann ich nicht für Sie thun. Ersparen Sie sich daher jedes Bittwort und jeden Versuch, mich zum Theilnehmer Ihres schändlichen Frauenraubes zu machen.“ —

Mit dieser Erklärung eilte der Unerbittliche davon. Viktor durchschweifte nun mit ängstlichen, von Verzweiflung gespornten Gedanken das ganze Gebiet der Möglichkeit, um einen Rettungsplan darin aufzufinden. Er kam aber

von dieser Jagd ohne Beute zurück; denn er verwarf den einzigen, ihm aufstoßenden Einfall, sich Adelinen selbst zu entdecken und die Entscheidung seines Schicksals von ihrer Liebe zu erwarten, weil er auch in dem glücklichsten Falle, daß sie sich aus Neigung für ihn zur Verzeihung und Mitschuld entschlöße, dennoch einen heftigen Sturm und eine schimpfliche Hausverweisung von seinem Schwiegervater befürchtete. So überzeugt, daß ihm auf keine Weise zu helfen sey, ergab er sich in sein Schicksal und wünschte nun nichts weiter, als den Kopf mit Ehren aus der Schlinge zu ziehen.

Adeline bemerkte das stille Nagen eines Kummers an seinem Herzen. Sie verschwendete tausend süße Worte, um sein Geheimniß herauszulocken; er verschloß es aber um so tiefer in seiner Brust und bemühte sich, das gute theilnehmende Weib durch erzwungene Lustigkeit zu täuschen. Dieß gelang ihm nach und nach. Adeline sah den wachsamen Clermont täglich hin und her laufen, und hielt seine Spionengänge für freundschaftliche Krankenbesuche.

Bei den geheimen Absichten, die er auf Adelinen hatte, war ihm sehr daran gelegen, Viktors wachsende Gesundheit nicht so weit reifen zu lassen, daß sie ihm einen allzuvertraulichen Abschied von seiner Gemahlin erlaubte. Er drängte deßhalb, mit Alfons Briefen in der Hand, täglich den armen Wicht, das Feld zu räumen.

Dieß geschah denn auch endlich unter dem Vorwand einer Spazierfahrt. Clermont hatte vorher sorgfältig alle Papiere verbrannt, mit denen er — wie einst der Engel mit dem Flammenschwerte die Stammältern des Menschengeschlechts — den Flüchtling aus seinem Paradiese vertrieb. Dann setzt' er sich mit ihm ohne Dienerbegleitung zu Wagen und kam — allein zurück.

„Wo ist Viktor?“ riefen ihm Molinet und Adeline hastig entgegen.

„Er sagt Ihnen sein ewiges Lebewohl!“ antwortete Clermont: „Sie sehen ihn nicht wieder und können sich höchlich darüber freuen. Er war ein Betrüger, der den Obersten Alson zu früh für Tod ausgab, um seine Gemahlin zu erben. Ich drohte diesen Bubenstreich zu entdecken und er entfloh aus Furcht vor gerechter Ahndung. Jetzt ist Alson zwar wirklich todt; dieser Umstand mindert aber Viktors Strafbarkeit nicht: denn der Abenteurer warb um ihre Hand, Madame, indem er Ihren rechtmäßigen Gemahl noch am Leben wußte. Heute sind es eben drei Monate, als mein unvergeßlicher Freund Alson in dem dunkeln Kerker starb, der ihn und mir ein volles Jahr zur gemeinschaftlichen Wohnung und Marterhöhle diente. „Kommst du einst in unser Vaterland zurück,“ — sprach er mit erstarrender Zunge — „so grüße mein ewig geliebtes Weib!“ — Mit diesem Auftrag entfloh seine Seele. Friede sey mit der Asche meines edlen Freundes! Er versüßte mir durch trauliche Nachbarschaft die Leiden des Kerkers, und nützte mir sogar noch im Tode; denn ich war so glücklich, zu entwischen, als man seinen Leichnam hinwegtrug.“ —

Vater und Tochter schienen vom Erstaunen in Bildsäulen verwandelt. Sie hörten mit offenem Munde dem Fabler zu und wagten kaum einen Athemzug. Der Bube sprach so dreist und so bestimmt, und beantwortete hundert Fragen, mit denen sie am Ende seines Halbmährchens auf ihn einstürmten, so schnell und fest, daß er sich dadurch bei den arglosen, nicht sehr schlauen Leuten, einen wahren Evangeliumsglauben erwarb. Das schöne Weiblein zweier Männer dankte dem künftigen Dritten gar herzlich, daß

er sie aus den Händen eines Bösewichts gerettet habe, und der alte Herr bat um seine Freundschaft und die Fortsetzung seiner Besuche.

Allein der listige Fuchs zäumte seine Begier, um nicht durch Zudringlichkeit und Uebereilung sein falsches Spiel zu verrathen. Er machte sich so selten, daß er nicht eher wieder erschien, bis er nach einigen Wochen förmlich eingeladen ward.

Mehr als jemals stach ihm jetzt Adelinens Liebreiz ins Auge; er behandelte sie aber ohne die mindeste Auszeichnung mit eben so kalter Höflichkeit, als einige silberhaarige Matronen, die sich mit in der Gesellschaft befanden. Sie versuchte sogar selbst, den jungen Eismann — der ihr, seinen grönländischen Frost abgerechnet, nicht mißfiel — durch Sonnenblicke zuvorkommender Freundlichkeit aufzuthauen; allein er ging, dem Aussenschein nach, so unzerschmolzen von dannen, als er gekommen war, und wagte sich auch in dieses warme Land sobald nicht wieder.

Bei seinem nächsten Besuch überrascht' er Molinets Haus mit der angenehmen Nachricht von Viktors Abscheiden aus diesem Jammmerthal und übergab einen — selbst verfertigten Todtenschein, der unter dem Namen und Siegel eines Pfarrers in einem französischen Gränzdorfe ausgestellt und des Inhalts war: „Herr Viktor sey im Dörflein N. N. krank angekommen, habe sofort geistlichen Zuspruch begehrt, sey mit dem heiligen Sakrament versehen worden, und kurz nachher sanft und selig verschieden.“ — Er zeigte zugleich einen Brief, worin derselbe Pfarrer ihm meldete: daß er auf ausdrückliches Verlangen des Entschlafenen diese nachrichtliche Urkunde hiermit übersende.

Wie froh war Adeline (denn das gute Schäfchen ahnte wieder nicht den hier gespielten Betrug), als sie sich jetzt

auf einmal durch den mächtigsten Ehescheider, den Tod, von drückenden Fesseln befreit sah! Sie gab ihr Freudengefühl und andere Nebengedanken durch manchen herzlichen Handdruck dem heimlich Geliebten verständlich genug zu erkennen, und er trug denn auch ferner kein Bedenken, seinen Eispanzer nach und nach abzulegen. Kurz, man näherte sich einander von Tag zu Tag mehr, und endlich wurden die Verlobungsringe gewechselt.

Schon saß nach vollzogener priesterlicher Einsegnung eine prunkende Gesellschaft an der üppigen Hochzeittafel, als ein mit gewaltiger Eile rollender Wagen die Gasse herab bis ans Haus donnerte. „Ha, wohl ein später Hochzeitgast!“ sagte scherzend der Hausvater. Alle blickten nach der Thür, und, zum Schrecken der ganzen Versammlung, stürzte Viktor mit blankem Degen herein und auf Clermont zu. „Fort zum Kampf auf Leben und Tod!“ schrie er wüthend, und riß den Bestürzten mit sich fort. Niemand hatte so viel augenblickliche Fassung, dem Rasenden Einhalt zu thun, den Manche sogar — denn es war schon ziemlich tief in der Nacht — für Viktors zürnenden Geist hielten. Er schleppte den entführten Bräutigam ungehindert in seinen Wagen und rasselte mit ihm fort.

Vor der Stadt ließ Viktor halten, und sprach lächelnd: „Freund, wir sind Beide Schurken, und eine Krähe hackt der andern die Augen nicht aus. Um so weniger wollen wir uns die Hälse brechen. Was ich jetzt that, geschah blos in der redlichen Absicht, dir den deinigen zu erhalten. Denn höre mit beiden Ohren, was für ein Unglück dir bevorstand. Alson ist eben in Paris angekommen, und würde dir, wenn ich dich nicht so rasch seiner Wuth entrissen hätte, wie ein Donnerwetter auf den Kopf gefahren seyn. Wir haben Einer wie der Andere die dringendste

Ursache, der Rache des Tollkopfs zu entfliehen; drum fort in den dunkelsten Winkel Frankreichs, wo Niemand uns kennt, Niemand entdeckt!" —

Ein Gewebe von Lügen! Denn Alfon saß noch so fest als vorher jenseit des Meeres gefangen.

Viktor hatte bei seiner Flucht gegen Clermont vorgewandt, daß er Frankreich verlassen und sich unter einem fremden Namen ins Ausland begeben wolle; allein er kam heimlich nach Paris zurück, und beobachtete nun aus seinem Schlupfwinkel jeden Tritt und Schritt seines Nebenbuhlers. Endlich erfuhr er dessen Heirath, und Neid und Rache bestimmten ihn zu der oben erzählten Entführung.

Clermont übersah bald, daß er, wenn auch Alfons Ankunft eine Erdichtung sey, dennoch nimmer nach Paris zurückkehren dürfe; denn der Mann, den er auf die Liste der Todten geschrieben hatte, war wieder auferstanden. Er ließ sich deßhalb, in einer Art von Betäubung — ohne Hut und vom Kopf bis zum Fuß in Seide gehüllt — immer weiter fortrollen, indeß Adelinchen ihre dritte Brautnacht — allein verschlief.

Alle diese Vorfälle machten natürlicher Weise dem Alten den Kopf sehr warm. Er befürchtete, das Mährchen der Stadt zu werden, und faßte deßwegen plötzlich den Entschluß, Paris mit Sack und Pack zu verlassen.

Er schlug, achtzig deutsche Meilen davon, in einem angenehmen Landstädtchen seinen Wohnplatz auf, und lebte dort ein volles Jahr mit seiner Tochter vergnügt und zufrieden. Sie warf ihre drei Männer in den Feuerofen der Vergessenheit, und besorgte nicht, von einem derselben jemals wieder in Anspruch genommen zu werden; denn des Obersten Tod bezweifelte Niemand, und von seinen

Nachfolgern ging die Sage, daß sie auf einem ausgebreiteten Mantel Kugeln gewechselt, und so in demselben Augenblicke den Tod gegen einander ausgetauscht hätten. Man fand wirklich einige Tage nach jenem Bräutigamsraube in einem von Paris weit entfernten Gehölz zwei so wahnsinnige Zweikämpfer todt. Sie wurden begraben, ohne daß ein Mensch in jener Gegend sie kannte. Molinet, der diesen Fund erst erfuhr, als er schon unter die Erde gebracht war, ließ sich ein Zeugniß darüber ausstellen, und die darin enthaltene Beschreibung der Entleibten traf mit Clermonts und Viktors Gestalten so höchst wunderbar überein, daß er wiederholt und mit lautem Jubel ausrief: „Sie sind es, die Schurken, sie sind es!"

4.

In diesem tröstlichen Glauben sprach er (ungefähr im dreizehnten Monat seiner Auswanderung von Paris) ein frohes und unbedenkliches Ja, als sich Herr von Marly, ein junger Edelmann aus der Nachbarschaft, um Adelinen bewarb.

Der Hochzeittag ward ohne Störung gefeiert. Schon hatten sich die Gäste verloren, und Adelinens Kammermädchen war mit dem Entkleiden ihrer Gebieterin beschäftigt; da erschallte plötzlich durch die Stille der Nacht ein ungestümes Klopfen an der Hauspforte. Sie ward geöffnet. Ein schlecht gekleideter Mann, der ein hölzernes Bein hatte, drängte sich herein, stelzte hastig die Treppe hinauf und verlangte den Hausherrn zu sprechen.

Der Diener, an den er sich wandte, sah ihn gähnend über die Achsel an und beschied ihn auf den folgenden Tag.

„Nein, guter Freund!" sagte der Fremde: „Mein An-

bringen leidet keinen Verzug. Ich will und muß seinen Herrn in diesem Augenblick sprechen!“ —

Der Diener schüttelte spöttisch den Kopf; aber der Unbekannte sprach zürnend: „Geh und melde mich, Bursche, sonst will ich dir Beine machen!“ Zugleich hob er drohend seine Krücke und der Bediente lief fort, um diesen unhöflichen Besuch seinem Herrn anzusagen.

Molinet kam im Schlafrock und in Pantoffeln eilig herausgeschlarft. Von einer schnellen Ahnung betroffen, erschrack er vor der Gestalt des ihm entgegen hinkenden Mannes, dessen Gesicht mit Narben und einem Pflaster über dem linken Auge bedeckt war. „Wer sind Sie, mein Herr?“ sprach er muthlos: „Was wollen Sie?“ —

„Ach, Sie kennen mich nicht?“ — seufzte der Fremdling: „Kennen Alson, Ihren Schwiegersohn, nicht?“ —

Molinet bebte bestürzt zurück, schlug die Hände über dem Kopfe zusammen, und rief den von fern stehenden Bedienten zu: „Um Gottes Willen, lauft! Ruft meine Tochter und ihren Mann!“ —

„Der steht ja schon hier!“ — sagte der Einbeinige.

„O wir Unglücklichen!“ jammerte der Alte und lief händeringend auf und ab.

Herr von Marly kam jetzt, in der zierlichsten Nachtkleidung eines Bräutigams, luftig dahergetanzt. Er maß den Fremden mit einem lächelnden Blick von unten bis oben, und wandte sich dann zu Molinet: „Was befehlen Sie? Ihre Tochter ist schon zu Bette, und ich war eben im Begriff, ihr Gesellschaft zu leisten.“ —

„Das wollt' ich mir sehr verbitten!“ fuhr der Hümpler ihn an und stampfte mit der Krücke den Boden.

„Ist der Mensch von Sinnen?“ fragte Marly verächtlich.

Der Alte war außer sich. Er zitterte vor der unver-

schieblichen Nothwendigkeit, die beiden Herren mit einander bekannt zu machen. Endlich stammelt' er heraus, was er nicht länger verschweigen konnte.

„Schöne Streiche!“ rief der Krückenmann, und begann mit seinem dritten Beine wieder gewaltig auf den Dielen zu donnern. „Nur gut, daß ich noch zeitig genug angekommen bin, um Ihnen, Herr von Gelbschnabel, den Weg ins Bette meiner Frau zu vertreten. Sie werden sich gefallen lassen, in einem von ihr weit abgesonderten Zimmer zu schlafen, und mich darin als Wächter zu dulden.“ —

Herr von Marly schwang sich jetzt auf sein hohes Adelspferd und sprach stolz: „Dieser Nachtwache, die Ihrem baufälligen Körper gar nicht zuträglich seyn würde, will ich Sie überheben, indem ich Ihnen die streitige Dame, mit allen ältern Rechten und Gerechtigkeiten, hiermit feierlichst abtrete. Aufrichtig gestanden, sind Sie mir ein willkommener Mann! Sie lösen mit guter Manier ein Band, das mich anfing zu drücken; denn einige meiner Verwandten, die bei Hofe gelten und dort mein Glück machen können, haben mich seit der eingegangenen Verbindung mit einer — übrigens sehr schätzbaren — Bürgerfamilie verachtet und mit Vorwürfen überhäuft. Sie erklärten meine Heirath für eine ewige Gränzscheide zwischen mir und ihnen. Dieser Zwiespalt hat mich bisher beunruhiget; und ich fühle mich nun wie neugeboren, da ich in ihre Mitte treten und sagen kann: „Ich bin wieder der Eurige!“ — Dieß erleichtert mir die Trennung von einer Person, die meine ganze Hochachtung verdiente. Ich bin kein Freund von Seufzern und Thränen. Erzeigen Sie mir deßhalb, werther Herr Molinet, die letzte Gefälligkeit, Ihrer liebenswürdigen Tochter meinen ehrfurchtsvollen Abschied zu überbringen. Leben Sie wohl. Ich

eile noch in dieser Nacht nach Paris, um dort einen förmlichen Scheidebrief auszuwirken." — So sprach er und faselte davon, ehe sein erstaunter Erschwiegerpapa zum Wort kommen konnte.

„Lassen Sie den Windhund laufen!" sagte der Krückenmann: „Sie haben mich doch nun wieder! Ich bin zwar ein Krüppel, aber ein ehrlicher Kerl. Ach! wird Adeline mich Entstellten noch lieben? — Mir bangt vor der ersten Zusammenkunft, und ich verschiebe sie deßhalb auf eine bequemere Stunde des morgenden Tages. Lassen Sie mir jetzt ein Schlafzimmer anweisen und begeben Sie Sich auch zur Ruhe, die Sie wahrlich, nach diesen erschütternden Vorfällen sehr nöthig haben. Morgen erzähl' ich Ihnen die Geschichte meiner Leiden in Amerika. Sie werden erstaunen! Jetzt zu Bette, Herr Vater!" —

Molinet glich einem Mondsüchtigen. Er schwankte den Saal, wo dieser Auftritt vorfiel, in tiefen Gedanken auf und ab, und sah und hörte nicht. Der Stelzfuß bracht' ihn endlich durch Rütteln und Schütteln so weit zur Besinnung, daß er ein anstoßendes Zimmer, worin sich ein bereitetes Bette befand, seinem Gast aufschloß.

Indem dieser davon Besitz nehmen wollte, kam Adelinens Kammermädchen und berichtete: „Ihre Herrschaft sey anfangs, als sie den neuen Wirrwar gehört, in Ohnmacht gefallen, habe sich aber jetzt wieder erholt und ankleiden lassen; denn sie brenne vor Ungeduld, ihren ersten und einzig geliebten Gemahl zu umarmen." —

„O die Engelseele!" sprach der narbige Mann: „Meine Sehnsucht ist so stark, als die ihrige; allein ich mäßige sie bis morgen, um mein holdes Weib — das mich nur im Flor meines Glücks und in der Blüthe meiner Gesundheit kannte — durch diese abgetragenen Reisekleider

nicht noch mehr zu erschrecken und von mir zurückzustoßen. Sage das, liebes Kind, deiner Gebieterin, nebst meinem herzlichsten Gruß!“ — Nach dieser Abfertigung ging er in sein Zimmer und riegelte hinter sich zu.

In demselben Augenblick hörte man den Edelmann, der indessen seine Habe zusammengepackt hatte, mit großer Eilfertigkeit abkutschieren.

Adeline brachte folglich auch ihre vierte Hochzeitnacht im einsamen Brautbette zu.

Am Morgen nach diesem Abenteuer war das ganze Haus sehr früh in Bewegung. Molinet hatte sich überlegt, daß ein holzbeiniger Schwiegersohn besser sey als gar keiner, und war nun darauf gefaßt, den armen Invaliden freundlich zn empfangen. Dieser aber schien mehr den Schlaf, als seine Gemahlin zu lieben; denn es war schon neun Uhr, und der Faullenzer kam noch nicht zum Vorschein.

Adeline, deren alte Liebe nicht gerostet war, hatte sich für ihren Alson bräutlich geschmückt und erwartete ihn mit heißem Verlangen. Aber schon ertönte der zehnte Glockenschlag, und der geliebte Siebenschläfer war noch immer nicht sichtbar. Man horchte behutsam an der Thür seines Zimmers und vernahm keinen Laut. Man klopfte an und Niemand antwortete. Der Hausherr schüttelte jetzt bedenklich den Kopf, öffnete das Gemach mit dem Hauptschlüssel, und — fand es leer.

„Bin ich behext oder blind?“ rief er aus: „Oder war alles ein Traum? — Hier herein hab' ich ihn geführt, und nun ist er verschwunden! Unbegreiflich! Doch — vielleicht trieb ihn ein Bedürfniß in der Nacht heraus, und er hat sich in ein anderes Zimmer verirrt. Kommt, Leute, helft mir ihn suchen!“ —

Er zog nun mit einem starken Gefolge durch alle Stuben und Kammern, bis zum Dachgiebel hinauf; allein nirgends fand er den verlornen Sohn. Zuletzt stieg er auch in die Unterwelt seines Hauses hinab, und hier entwickelte sich zum Theil der Knoten des Räthsels. Der Pförtner (der sich um das Getümmel in der Oberwelt nicht bekümmert hatte) gab über den Vermißten die Auskunft: daß er bei Anbruch des Tages aus dem Hause gegangen sey, um dem Vorgeben nach, die Herbeischaffung seines Gepäcks im Gasthofe zu betreiben.

Dieses aufdämmernden Lichtes freuten sich Alle. Es verschwand aber wieder, als der ins Wirthshaus gesandte Eilbote zurück kam. Er brachte die klägliche Nachricht: daß man den abhanden gekommenen Passagier und sein Gepäck mit keinem Auge gesehn habe.

Adeline sank erbleichend auf einen Stuhl. Es war keine, des Anstands wegen zur Schau gestellte Theaterohnmacht, sondern ächter, zu Boden drückender Schmerz über den Wiederverlust ihres Erstgeliebten.

Ihr Vater schlich mit gesenktem Haupt in sein Zimmer, um über die ihm unerklärliche Begebenheit nachzudenken.

Diese Mühe soll der Leser nicht haben, sondern sogleich hinter den Vorhang des Geheimnisses geführt werden.

Die beiden Galgenvögel, Viktor und Clermont, hatten unglücklicher Weise ihren Flug in dieselbe Gegend genommen, wo Molinet in der Folge sich häuslich niederließ. Sie erfuhren seine Ansiedelung in ihrer Nachbarschaft sehr bald, hielten sich jedoch vor ihm verborgen; wie sie denn überhaupt das Licht flohen, weil sie, mit ihren Heirathsintriken zu sehr beschäftigt, unterlassen hatten, sich sofort, nach der Rückkunft ins Vaterland, bei ihren Kriegsobern zu melden, und deßwegen als Ueberläufer angesehn und

bestraft zu werden befürchteten. Ihr Eulenleben hinderte sie aber nicht, jeden Vorgang im Hause ihres ehemaligen Schwiegervaters zu erkunden.

Der Ruf von Adelinens vierter Vermählung drang wie ein Schwert in ihr neidisches Herz. Sie verschworen sich, sie zu hintertreiben, und führten diesen Vorsatz mit boshaftem Muthwillen aus. Von ihnen bestochen und unterrichtet, übernahm ein verschmitzter Vagabond (der, außer seiner Lähmung, noch viel andere Aehnlichkeit mit Alson hatte) dessen Rolle, und spielte sie mit glücklichem Erfolg, wie wir gesehn haben.

Daß der Mensch ein Betrüger gewesen war, sah Molinet endlich wohl ein; aber er zürnte nach reifer Ueberlegung gar nicht auf ihn; er war vielmehr hoch darüber erfreut, daß ihm der Pseudo-Alson gleichsam zum Schlüssel gedient und ein verborgenes Fach in Marly's Herzen aufgeschlossen hatte.

Geldstolz und Adelstolz sind harte Steine, die, gegen einander stoßend, ein gewaltiges Feuer sprühen. Jener ist gemeiniglich noch härter als dieser; und so war denn auch Herr Molinet auf den Junker äußerst erbittert und befürchtete nichts mehr, als daß er zurück kommen und die Wiedereinsetzung in seine ehelichen Rechte begehren möchte. Um diesem Uebel vorzubeugen, ergriff er die sorgfältigsten Maßregeln, damit das Verschwinden des Einbeinigen vor der Hand nicht weiter bekannt werde.

Er war bald aus dieser Unruhe gerissen. Herr von Marly hatte seinen Prozeß mit vieler Betriebsamkeit in Paris anhängig gemacht. Adeline, zur Antwort aufgefordert, wandte gegen seinen Antrag auf Scheidung nichts ein. Sie erfolgte; und der Edelmann schritt gleich nachher zu einer andern, standesmäßigen Heirath.

5.

Adeline war also in doppelter Rücksicht seiner los und ledig. Sie hätte nun gern allen weitern Reisen in Hymens Land entsagt; allein ihr Vater ließ ihr keine Ruhe. Sie mußte sich nach einigen Monaten, zum fünften Mal, mit dem Marquis von Gilles verbinden.

Die Hochzeit ward auf einem weit entlegenen Landsitze des Bräutigams veranstaltet. Alles schien sehr glücklich zu gehen. Molinet begleitete die Neuvermählten ins Brautzimmer und wich nicht eher von ihnen, bis sie sich, nach abgelegtem hochzeitlichen Schmuck, unter vier Augen sprechen wollten.

In diesem Moment erhob sich im Schloß ein gräßliches Feuergeschrei. Das nächste Zimmer neben dem Brautgemache stand in Flammen. Der Marquis rannte halb entkleidet die Treppe hinab. Die Gluth war gelöscht; er aber — war verschwunden. Sein Schicksal war allen ein schreckliches Räthsel. Einige Bauern sagten aus: sie hätten während des Feuertumults einen Wagen bemerkt, der in der möglichsten Geschwindigkeit vom Schlosse hinweggefahren sey.

Nach zwei ängstlichen Tagen ward von einem reitenden Boten, der sogleich wieder davonsprengte, folgender Brief abgegeben:

„Madame, Ihr Brautbett ist bezaubert, und ein Drache bewacht es. Ich entsage dem Kampfe mit diesem Ungethüm, und überlasse meinen Platz dem sechsten Thoren, der dieses Abenteuer bestehen will.

Gilles.“

Wüthend zerriß Molinet diesen Schmähbrief, setzte sich mit seiner Tochter zu Wagen, fuhr gerades Wegs nach

Paris und übergab dort eine Klagschrift gegen seinen unsichtbar gewordenen Eidam. Dieser ward öffentlich vorgeladen, erschien aber nicht. Die natürliche Folge war ein Rechtsspruch, der seine mit Adelinen geschlossene Ehe für null und nichtig erklärte.

6.

Adelinens Sachwalter, der Parlamentsadvokat Pierre, hatte zwar den Proceß gegen den Marquis gewonnen, dagegen aber sein Herz an seine schöne Klientin verloren. Sie empfand nicht die geringste Neigung gegen den alten kränklichen Herrn, der schon den Stachel des Todes im Busen trug. Da sie aber ihr Vater gern unter die Haube bringen wollte, so fügte sie sich mit unterdrücktem Widerwillen in seinen Wunsch.

Die Verhandlungen wurden sehr geheim betrieben. Kaum zwei oder drei Menschen, denen die Sache unmöglich zu verschweigen war, hatten Kenntniß davon. Selbst die Bedienten erfuhren nicht eher ein Wort, bis die Trauung geschah.

Die Abendtafel ward aufgehoben, man wollte das Brautpaar eben zu Bette leuchten; da trat ein Diener herein und meldete — den Marquis von Gilles.

Der ganze Saal verstummte vor Entsetzen. Nur Molinet schrie für Alle: „Zum Henker mit dem Marquis! Wir haben nichts mit einander zu schaffen.“ —

Indessen trat der Marquis ins Zimmer.

„Hören Sie meine Rechtfertigung,“ sprach er sanft: „ehe Sie mich unschuldig verdammen! Ich ward in jener unglücklichen Nacht von unbekannten Räubern im Hofe meines Schlosses ergriffen, mit verbundenen Augen in ei-

nen Wagen geworfen, und so die ganze Nacht hindurch fortgeschleppt. Endlich hielten wir still. Man führte mich lange Treppen auf, Treppen nieder, nahm mir dann die Binde von den Augen, und ich befand mich in einem düstern Zimmer, das mit Fenstergittern und einer eisernen Thüre wie ein Gefängniß versehen war. Hier zwangen mich die Buben, unter Androhung eines augenblicklichen Todes, jenen schändlichen Brief an meine Gemahlin zu schreiben. Ich that es, um mein Leben zu retten, und ward von nun an ziemlich gut behandelt. Mir mangelte nichts, als die Freiheit, die ich erst vor einigen Stunden wieder erhielt.

„Gestern, bei Anbruch des Tages, verbanden mir meine Kerkermeister abermals die Augen und führten mich, durch ein Labyrinth von Treppen, in einen von allen Seiten verschlossenen Wagen. Wir rollten bei Tag und Nacht über Stock und Block, und ruhten nur bisweilen in einsamen Waldgegenden aus.

„Heut in der Dämmerung ließen meine Begleiter plötzlich auf freiem Felde halten und sprachen zu mir: Sie sind frei! Dort ist die Straße nach Paris. Eilen Sie, noch vor Nachts dahin zu kommen, denn Ihre Gemahlin hält heute mit einem Parlamentsadvokaten Hochzeit. — Sie bezeichneten mir nun genau dieses Haus, drängten mich, eh' ich vor Erstaunen ein Wort sprechen konnte, aus dem Wagen, und jagten mit lautem Hohngelächter davon."

„Eine romantische Geschichte!" rief der Parlamentsadvokat: „Aber, Herr Marquis, wo ist der Beweis? Doch — könnten Sie den auch unwidersprechlich führen, was wäre Ihnen damit geholfen? Ihre vormalige Ehe mit meiner gegenwärtigen Gattin ist durch Urtheil und Recht kassirt." —

„Ich verstehe nichts von der rechtlichen Fechtkunst;“ antwortete der Marquis: „es wäre deßhalb eine Thorheit, wenn ich mit Ihnen streiten wollte. Das sey irgend einem geschickten Mitgliede Ihres Ordens überlassen! Vorläufig will ich nur dagegen protestiren, daß Sie nicht mit dieser Dame zu Bette gehen.“ —

„Gut!“ versetzte der Advokat: „Daß Sie es aber auch nicht thun, dawider appellire ich an Ihro Majestät, den König.“ —

„Unterthänigsten Respekt!“ sagte der Marquis.

„Und meine Frau,“ fuhr Jener fort, „bleibt bis zur Entscheidung unsers Streits als ein heiliges Depositium unter der Aufsicht ihres Vaters.“ —

Das war der Edelmann zufrieden. Beide Prätendenten nahmen hierauf Abschied, und verließen nebst der übrigen Gesellschaft das Hochzeithaus.

Adeline schlief in ihrer sechsten Hochzeitnacht mit Vergnügen allein; denn sie hatte sich vor der Theilung ihres Bettes mit dem abgelebten Rechtsfreunde wie vor dem Tode gefürchtet. Ihr Vater aber stöhnte desto mehr unter der Last seines Hauskreuzes, und verwünschte die feindseligen Dämonen, die seine Tochter verfolgten. Auf Viktor und Clermont warf er keinen Verdacht; denn er suchte sie nicht mehr im Lande der Lebendigen. Aber sie waren es, die auf dem Schlosse des Marquis Feuer anlegten, sie waren es, die ihn entführten. Nach dieser Unthat flüchteten sie aus Frankreich, und wir hören nun nichts weiter von ihnen.

Der gerichtliche Kampf um Adelinen sollte beginnen: es blieb aber bei der bloßen Ausforderung. Der arme, an Leib und Seele baufällige Advokat hatte sich die Störung seiner Hochzeit so zu Gemüth gezogen, daß er erkrankte und nach einigen Wochen starb.

Diese Todespost war dem Marquis willkommen. Er freute sich nun herzlich auf die angenehme Nacht, deren Genuß ihm seines Gegners Appellation an den König bisher verboten hatte.

Allein er fand unerwartete Schwierigkeiten. Adeline nahm seine Bitten um Gewährung der höchsten Gunst mit abschreckendem Kaltsinn auf. Sie gab ihm sogar deutlich zu verstehen, daß sie seine Entführungsgeschichte nicht glaube, sondern ihn für einen muthwilligen Ausreißer halte, dem es nur jetzt wieder eingefallen sey, zurückzukehren.

Der schmachtende Schäfer beschwor seine Unschuld und rief alle Heiligen zu Zeugen; aber sie achtete nicht darauf, sondern erklärte, daß sie nun, da sie einmal von ihm gerichtlich geschieden sey, sich nie wieder mit ihm vereinigen wolle.

Er besprach sich mit mehreren Rechtsgelehrten. Sie fragten einstimmig: „Ob er seine gewaltsame Entführung auf irgend eine Art beweisen könne? Er sagte Nein. Sie zuckten die Achseln und gaben ihm den Rath, sich unter diesen Umständen in keinen Rechtshandel einzulassen.

Dieß war auch die Meinung aller seiner Freunde. Sie stellten ihm vor, wie schimpflich es sey, einem launischen Weibe nachzuseufzen, das ihn mit so beleidigender Verachtung behandle. Dieß erregte seinen Stolz. Er schrieb Adelinen einen bittern Scheidebrief, verkaufte seine Besitzungen in Frankreich und wandte sich nach Spanien.

Warum verfuhr aber die sonderbare Dame so hart mit ihm?

Sie war, wie der Lauf ihrer wundersamen Geschichte beweist, ein kaltes, charakterloses Geschöpf, ohne festen Sinn, eine wahre Wetterfahne. Unter ihren sechs Männern liebte sie eigentlich nur den Ersten. Für Zwei oder Drei der Uebrigen empfand sie blos eine flüchtige Neigung,

die in ihrem Herzen nur oberflächlich Wurzel schlug und sich ohne Schmerz wieder ausrotten ließ.

7.

Das armselige Blümchen Liebe, das ehemals dem Marquis in ihrem Busen blühte, ward von einem Nebenbuhler ausgegätet, oder mit seinem Säbel — denn er war Husarenrittmeister — abgemäht.

Der junge Kriegsmann gefiel Adelinen. Er bemerkte das und bot ihr seine Hand. Sie griff sie mit gewöhnlichem Leichtsinn.

Vor der Trauung, die bei frühem Morgen geschah, sprach Molinet zum Husaren: „Es ist Ihnen kein Geheimniß, daß meine Tochter den Gang, den sie jetzt mit Ihnen thun will, schon mit sechs andern Männern gethan hat. Ein sonderbares Verhängniß waltet über ihrem Brautbette. Es scheint bezaubert; denn Keinem gelang es, davon Besitz zu nehmen. Sie versuchten dieß freilich sammt und sonders in der Mitternachtsstunde, die den Hexen und Unholden vollen Spielraum gewährt. Ich gebe Ihnen daher den väterlichen Rath, eine Kriegslist zu brauchen, und nicht so lange zu zögern, sondern sobald wir aus der Kirche kommen, Ihre Braut bei Seite zu führen und die Bezauberung zu lösen.“ —

Dieser Vorschlag gefiel dem Rittmeister.

Man kam vom Altar zurück. Die Braut, in der Mitte ihres Vaters und Bräutigams, stieg lächelnd die Treppe hinauf. Plötzlich hörten sie hinter sich eilende Fußtritte und eine Frage nach Molinet.

Als sie sich umsahen, erblickten sie einen hagern, bleichen Mann, in einer abgetragenen Officiers-Uniform, der auf eine Krücke sich stützte.

„Wer fragt nach mir?“ sprach Molinet mit verstörtem Gesicht, und Schrecken zuckte durch seine Glieder.

„Ich bin ein Unglücklicher“ — seufzte der Fremde: „von falschen Freunden hintergangen — Kennen Sie mich nicht?“ —

Molinet (das neue Paar die Treppe vor sich hinaufdrückend). Nein, mein Herr, nein! Ich kenne jetzt Niemand.

Der Fremde. Vieljährige Leiden haben mich freilich ganz entstaltet. Aber solltest auch du mich verkennen, Adeline? Mein theuerstes Weib!

Adeline. O Himmel! Diese Stimme —

Der Fremde. Ist die Stimme deines Gemahls. Ich bin Alson.

Molinet. Hört nicht auf ihn! Er ist ein Betrüger. Fort, fort, Herr Schwiegersohn! Befolgen Sie schnell meinen Rath!

Indem er so sprach, schob er den Rittmeister und seine Tochter mit aller Kraft seines Arms vor sich hin.

Der Fremde (die Hand am Degen, zum Rittmeister). Keinen Schritt weiter, mein Herr! Wollen Sie mir meine Gemahlin vor meinen Augen entführen.

Mit wildem Blick griff der Husar nach seinem Sarras; aber Adeline hielt ihm den Arm. „Keinen Streit!“ rief sie bittend: „Fügen Sie sich in die Nothwendigkeit, mir zu entsagen. Dieser Mann ist Alson, mein erster, ewig geliebter Gemahl.“

„Du bist es!“ sprach sie zu Diesem: „Dich kennt zwar mein Auge nicht mehr; aber mir sagt es mein Herz. Doch, schon einmal von einer dir ähnlichen Truggestalt getäuscht, bin ich furchtsam geworden. Vergib mir deßhalb, daß ich mich noch so lange von dir trenne, bis alle

Zweifel verschwinden. Diese Vorsicht ist kein Mißtrauen gegen dich, sondern Behutsamkeit gegen die Welt, die mich, wenn ich anders handelte, der Uebereilung beschuldigen würde. Bald flieg' ich in deine Arme und leb' und sterbe mit dir!“ —

Nach dieser Erklärung eilte sie auf ihr Zimmer. Der Rittmeister ging schmollend fort. Molinet blickte dem Fremden stumm und starr ins Auge, und reichte ihm endlich die Hand. „Je länger ich Sie betrachte,“ sprach er, „je mehr tritt Ihre Gestalt aus dem dunkeln Hintergrunde der Vergangenheit hervor. Seyn Sie mir herzlich willkommen, und verzeihen Sie, daß ich Sie so rauh empfing.“

Alson — denn er war es wirklich — hatte keine lange Prüfungszeit auszuhalten. Die Aechtheit seiner Person ward überall, wo er sich zeigte, sogleich anerkannt.

Die Geschichte seiner Gefangenschaft und Loslassung können wir nun, da wir den Ehrenmann endlich wieder haben, füglich mit Stillschweigen übergehen.

Er ward mit ungeheuchelter Liebe von Adelinen wieder aufgenommen und dieser Tag mit einem neuen Hochzeitfeste gefeiert. Die folgende Nacht verfloß in ungestörten Freuden.

Er war nun glücklich, aber nicht lange. Nach neun Monden trug man seinen, durch Kerkerluft und Sklavenkost zerrütteten Körper ins Grab.

Adeline beweinte ihn aufrichtig. Doch die Thränen junger Wittwen versiegen bald. Der Rittmeister meldete sich wieder und lebte mit der Wunderfrau, die innerhalb sechs Jahren sieben Männer gehabt hatte, beinahe noch ein halbes Jahrhundert in vergnügter Ehe.

Kriminalgeschichten.

Die Verbrechergeschichte im ersten Bande der Feierabende hat bei vielen Lesern eine günstige Aufnahme gefunden. Dieß war der Bewegungsgrund, hier wieder einige Kriminalfälle treu und schlicht zu erzählen. Die letztere Eigenschaft hat zwar einen Rezensenten veranlaßt, jenen Geschichtsvortrag der Trockenheit zu beschuldigen; dieß stört aber den Verfasser nicht in seiner Ueberzeugung, daß Begebenheiten dieser Art schmucklos und einfach dargestellt werden müssen. Die Blumen der Dichtung und des Styls (die allenfalls wohl aufzutreiben wären) stünden hier am unrechten Orte. Was an romantischer Anmuth abgeht, wird durch Wahrheit ersetzt.

1.

Franz Laubler, der Sohn eines Fleischers in der Gegend von Augsburg, erlernte das Handwerk seines Vaters, ward in der Folge kaiserlicher Soldat, verließ aber meineidig die Fahnen zweier Regimenter, ging nach Wien und diente dort als Heiduck. Ein Jahr nachher verfiel er in Tiefsinn, forderte von seinem Herrn den Abschied, und wallfahrtete nach Rom. Dann trat er unter den Truppen des Großherzogs von Toscana wieder in Dienste,

entwich aber auch dort heimlich und treulos, und wanderte nach Dresden.

Hier ließ er sich, unter dem Vorwand, daß er von der katholischen Religion zur lutherischen übertreten wolle, von dem Diaconus, Magister Hahn, unterrichten. Uebrigens trieb er sich ohne bestimmte Geschäfte herum. Endlich drängten ihn Mangel und Noth in die Montur der Garde zu Pferde. Er stand damals in dem Alter von zweiunddreißig Jahren.

Im Dienst war er verdrießlich und träge, im Umgange mit Kameraden stolz und aufbrausend, gegen Ober- und Unterofficire geschmeidig nnd kriechend.

In den verschiedenen Quartieren, die ihm von Zeit zu Zeit angewiesen wurden, betrug er sich still, pedantisch-ernsthaft, überklug und prahlend. Er verlangte von den Wirthsleuten viel Ehrerbietung, und nahm oft den unschuldigsten Scherz, als eine Beleidigung, übel.

Er drängte sich gern zu Geistlichen, leitete gemeiniglich das Gespräch auf die Religion und äußerte darüber sonderbare, schwankende Meinungen. Doch bemerkte man niemals eine Spur der Gemüthskrankheit, die ihn vorher in Wien befiel, und ihn auch endlich ohne Zweifel zum Mörder machte.

Er hatte schon gegen vier Jahre gedient, als man erst eine auffallende Veränderung seines ganzen Wesens wahrnahm.

Dieß geschah in der Mitte des Maimonats 1726. Da meldete sein Wirth: Laubler spreche bisweilen ganz irre und benehme sich überhaupt wie ein Wahnsinniger.

Hierauf ward ein Unterofficier zu ihm geschickt. Dieser fragte: was ihm fehle und wie man ihm helfen könne? „Mir kann kein Mensch helfen!“ antwortete Laubler „Ich

hab' ein Kreuz auf dem Herzen, und verlange nichts, als meinen Abschied." —

Man hielt nun für rathsam, ihn von dem Dorfe, wo er im Quartier lag, nach Dresden zu beordern. Hier entwickelte sich seine Verrücktheit von Tage zu Tage mehr. Besonders war sie in seinem rastlosen Geschwätz über Gegenstände der Religion, das eine Kette von Widersprüchen bildete, nicht zu verkennen. Er schimpfte die Katholiken, weil sie an Heilige glaubten; und in demselben Augenblick rief er: „Ihr lutherischen Ketzer seyd alle verdammt!" — Mitunter war er auch heiter und lustig. Einst sang und sprang er wie ein fröhliches Kind eine lange Weile die Stube auf und nieder, und sagte dann zu den Anwesenden mit feierlichem Ernst: „Jetzt hat ein Apostel getanzt." —

Unter diesen Umständen ward seine Verabschiedung beschlossen, und beruhte nur noch auf der Unterschrift des abwesenden Regimentschefs.

Indessen geschahen wiederholte Meldungen, daß sich Laublers Gemüthszustand verschlimmere. Am Morgen des einundzwanzigsten Mai ging deßhalb der Adjutant zu ihm. Laubler empfing ihn sehr höflich, und gab auf die Frage: wohin er nun wolle? zur Antwort: „Ich geh' in die weite Welt. Da gibt es viele arme Sünder, die ich erlösen muß." — Dann fing er an, die Lutheraner zu schelten und zu beschuldigen: Sie hätten ihn verführt und ihm seine Kirche versperrt, daß er nicht mehr habe hineingehen können. „Schweigt!" fiel ihm der Adjutant ins Wort: „könnt ihr Jemand nennen, der euch gezwungen oder überredet hat, evangelisch zu werden?" — „Das hat Gott gethan!" antwortete Laubler: „Er hat mich euch Ketzern vorgestellt, um euch zu zeigen, daß ihr falsch seyd!" —

Der Adjutant brach das Gespräch ab und verließ den sinnlosen Schwätzer.

Einige Stunden nachher ging Laubler mit Mordgedanken aus seiner Wohnung. Er kaufte sich auf dem Markte ein großes Schlachtmesser und starke Stricke, von denen er vorgab, daß er sie zur Bändigung eines wilden, schwarzen Hengstes brauchen wolle. Dann ließ er sich (nach einer selbst entworfenen Zeichnung) drei lange Nägel schmieden. „Ich bin ein frommer Soldat," sprach er mit heiliger Miene: „und will mich bei diesen Nägeln der Kreuzigung meines Heilandes erinnern." —

Mit diesen Werkzeugen begab er sich ins Haus seines vormaligen Lehrers, des Diaconus Hahns, und verlangte denselben zu sprechen. Der Prediger saß eben bei dem Mittagsessen, und ließ ihn deßhalb bitten, zu einer bequemern Zeit wieder zu kommen. Jener bestand aber auf einer kurzen Unterredung, weil er im Begriff sey, aus Dresden zu reisen. Der Diaconus ging endlich zu ihm hinaus und fand ihn auf dem Vorplatz bei der Treppe.

Laubler fing sogleich (nach seiner gerichtlichen Aussage) ein Gespräch über die Religion an, und forderte von dem Prediger die Auflösung verschiedener Zweifel. Nachdem sie einige Minuten darüber gesprochen hatten, zog der Soldat einen Strick aus der Tasche, warf ihn dem Geistlichen um den Leib und rief dazu aus: „Jetzt fang' ich dich, du falscher Engel des Lichts!" — Er wollte, wie er nachher vorgab, den Prediger an sich binden, um so mit ihm auszumachen, wer von ihnen die beste Religion habe. Jener wehrte sich und schrie nach Hülfe. Da stieß ihm Laubler das Schlachtmesser in die Brust. Der Verwundete wollte fliehen, erhielt aber von dem Mörder noch zwei

Stiche in den Rücken, und sank sterbend auf der Treppe nieder.

Unaufgehalten entsprang der Thäter und eilte stracks ins königliche Schloß, wo er sich der Wache von der reitenden Garde als Gefangener selbst überlieferte.

Das Gerücht von dieser Begebenheit hatte sich indessen wie ein Lauffeuer durch die Stadt verbreitet. Aus allen Gassen strömte das Volk nach der Wohnung des Entleibten, und forderte laut und stürmisch die Verhaftung des Mörders.

Daß der Verbrecher ein Katholik * und sein Schlachtopfer ein lutherischer Geistlicher war: — dieser Umstand verdoppelte das Entsetzen, und ward von boshaften Aufwieglern begierig ergriffen, um die Flamme des Religionshasses anzufachen. Der aufgereizte Pöbel wüthete durch die Straßen, mißhandelte grausam alle Katholiken, die ihm in den Weg kamen, und verwüstete ihre Wohnungen. Man mußte die unschuldig Verfolgten theils durch Wachen in ihren Häusern schützen, theils an feste Sicherheitsorte bringen. Dieser grundlose Aufruhr setzte mehrere Tage lang die Stadt in Furcht und Schrecken. Die Garnison war zu schwach, ihn zu dämpfen. Doch sechs Regimenter, die in Eilmärschen aus der Provinz anrückten, stellten endlich die Ruhe wieder her.

Um den tollen Haufen zu beruhigen und ihm jede Besorgniß eines parteilichen Verfahrens zu benehmen, ward der Verbrecher noch am Tage des Mords von dem Regimentsgerichte der Stadtobrigkeit übergeben.

Bei der Ankunft am Rathhause sprach er: „Mein Herz ist nun leicht, da Gott mich gestärkt hat, einen Satan zu

* Laubler hatte sich zur evangelischen Religion niemals öffentlich bekannt.

erlegen. Mit Freuden trag' ich diese Ketten; denn der Knecht ist nicht besser, als sein Herr. Christus hat gelitten; darum will ich auch leiden. Der heilige Laurentius wurde gebraten; ich will mich auch braten lassen." —

Bei keinem Verhör ließ er einen Schatten von Reue blicken. Er behauptete vielmehr keck, daß er ein gutes Werk gethan habe; denn Hahn sey kein rechter Hirt, sondern ein Lästerer der katholischen Religion gewesen, ohne den Vorzug der evangelischen beweisen zu können.

Um diesen Punkt drehte sich das ganze Gewirre seiner Aussagen. Befragte man ihn über die Bewegungsgründe seiner That, so war er frech genug, sich auf einen göttlichen Befehl zu berufen. Als man ihm dagegen das Verbot des Menschenmordes einwandte, erwiederte er: „Gott hat dieses Gesetz zwar gegeben; er pflegt es aber bisweilen durch seine gehorsamen Knechte — deren ich einer bin — wieder aufzuheben." —

Uebrigens läugnete er standhaft, daß ihn irgend ein Mensch zum Mord verleitet oder gedungen habe. Dieser Verdacht des gemeinen Haufens fand sich auch nach angestellter genauen Untersuchung ganz ungegründet.

Alle Umstände dieser Begebenheit setzen wohl außer Zweifel, daß der Verstand des Verbrechers durch Religionsgrübeleien völlig zerrüttet war. Anders urtheilte jedoch der beeidigte Stadtarzt, der den Gemüthszustand des Inquisiten pflichtmäßig prüfte. Der ehrliche Doktor (dem Philosophie und Seelenkunde wohl unbekannte Länder seyn mochten) ließ sich von dem boshaften Fantasten zwei Stunden lang den offenbarsten Unsinn vorschwatzen, und stellte dennoch am Ende sein Gutachten dahin, daß der Gefangene bei vollkommen gesundem Verstande sey.

Er gründete dieses Urtheil vorzüglich auf das körper-

liche Wohlbefinden des Inquisiten; ein Maßstab, der zwar meistens bei dergleichen Untersuchungen von unphilosophischen Aerzten gebraucht wird, dessen Unrichtigkeit aber die tägliche Erfahrung zeigt. In jedem Tollhause findet man unglückliche Menschen, die bei vollkommen gesundem Leibe mit unheilbaren Seelenkrankheiten beladen sind.

Die Stufenfolge der Verirrungen des Sinnlosen, von dem hier die Rede ist, läßt sich nicht genau bestimmen, nur vermuthen.

Laubler war allem Ansehen nach ein eifriger Katholik, und nie ernsthaft entschlossen, sich zur evangelischen Kirche zu wenden. Er griff nur, als er sein Glück in einem protestantischen Lande versuchen wollte, zur Larve der Heuchelei. Nun mochte sein unglücklicher Lehrer etwas unvorsichtig seyn, und sich bisweilen harte Ausfälle gegen den katholischen Glauben gestatten. Dieß verschmerzte der boshafte Schüler, weil er sich vom Lutherthum goldne Berge versprach. Allein man nahm, wie billig, keine Rücksicht auf den leichtsinnigen Landstreicher, der seine Religion wie ein Kleid veränderte. Die Belohnungsträume des Gleißners gingen also nicht in Erfüllung. Darüber ergrimmt, brach er seinen Schulgang bei dem Prediger ab und kehrte reuevoll zum Glauben seiner Väter zurück.

Er hatte es aber mit beiden Religionsparteien verdorben und war nun ein verachtetes Mittelding, wie die Fledermaus in der Thierwelt. Dieser unbehagliche Zustand kränkte seinen Stolz, Gewissensbisse über die vorgehabte Religionsveränderung ängstigten sein Herz, und so entstand in seinem Innersten ein Tumult, der zuletzt seinen alten, nur seit einigen Jahren schlummernden Wahnsinn wieder erweckte.

Es bildete sich nun in seiner Seele der feste, eiserne

Gedanke, sein Anklopfen an die protestantische Kirche als das Signal seines Unglücks, und seinen vormaligen Lehrer als das Hauptwerkzeug desselben zu betrachten.

Jedes von Diesem, zum Nachtheil der katholischen Religion gesprochene Wort tönte und wiedertönte jetzt unabläßig vor den Ohren des bösartigen Schwärmers, und war ihm ein Aufruf zur Rache.

Hundert andere Bösewichter würden sie auf eine minder grausame Art genommen haben; er aber, ein Fleischer, war mit Blutgedanken vertraut. Er verfuhr auch ganz nach der Weise seiner Handwerksgenossen, die das Schlachtvieh erst binden, dann tödten; und so wuchs durch ihn die große Zahl der Mörder, die durch Fleischerarbeit den natürlichen Schauer und Abscheu vor Blut verloren hatten.

Acht Wochen nach der That ward er gerädert. Die Hinrichtung geschah nicht, wie bei andern Fällen, ausserhalb dem Thore, sondern — um wahrscheinlich dem Volke ein genugthuendes Schauspiel zu geben — in der Mitte der Stadt auf einem ungewöhnlich hohen Gerüste.

Es gehört zwar nicht zu dieser Geschichte, doch ist es merkwürdig, daß ein Sohn des Ermordeten (der als Pfarrer in Güstrow stand) beinahe das traurige Schicksal seines Vaters gehabt hätte.

Im Jahr 1761 kam ein Einwohner seines Kirchspiels zu ihm, beklagte sich, daß er in sehr bedrängten Umständen sey, und bat um ein Darlehn aus dem sogenannten Gotteskasten. Der Pfarrer entschuldigte sich, daß er ohne Bewilligung seiner Obern darüber nicht schalten könne. Dennoch drang Jener immer stärker in ihn, und gerieth endlich in eine so hoffnungslose Verzweifelung, daß er ein

Messer aus der Tasche zog und dem Prediger damit einige Stiche versetzte. Zum Glück waren sie nicht tödtlich. Der Verwundete flüchtete noch zeitig genug, und der Thäter ward verhaftet.

2.

Es gibt wohl kaum einen peinlichern Zustand, als immer Menschen um sich zu haben, die ihren Verdruß und Unwillen bei der geringsten Gelegenheit durch hartnäckige Stummheit bezeigen. Diese häßliche Untugend des Schmollens veranlaßte vor kurzer Zeit ein schauderhaftes Verbrechen.

Ein armer Landmann, der sich als Spinner und Musikant kümmerlich nährte, hatte sich zum zweiten Mal, aber sehr unglücklich verheirathet. Der unverdiente Haß seines störrigen Weibes und der mürrische Sinn seines Schwiegervaters (der bei ihm wohnte und die Unarten der Tochter in Schutz nahm) verbitterten sein Leben. Sein einziges Kind erster Ehe, ein Knabe von drei Jahren, war ein Dorn im Auge der Stiefmutter und der unschuldige Gegenstand endloser Zwiste.

Eines Tages kam der geklagte Mann von einem benachbarten Dorfe zurück, wo er die ganze Nacht, mit Gram im Herzen, zum Tanze froher Menschen aufgespielt hatte. Sein Weib sah ihn nicht an, als er in die Stube trat; sein Gruß ward nicht erwiedert. Er fragte nach dem Knaben und erhielt keine Antwort. Die Gefühllose hatte sich um das arme Geschöpf an diesem Tage gar nicht bekümmert. Es lag noch jetzt — Vormittags um zehn Uhr — in der Bodenkammer zu Bette.

Er unterdrückte seinen Unmuth und holte den Knaben.

Als er zurückkam, fiel ihm ein Topf voll Suppe in die Augen und er fragte: ob sie für ihn bestimmt sey? Die Starrsinnige blieb stumm. Er genoß nun, ohne weiter zu zanken, mit dem Kinde die Suppe, die vorsätzlich schlecht zubereitet schien.

Mittags saß das Ehepaar in feindlicher Stille bei einem Gericht Erdäpfel. Die übrig gebliebenen schälte das Weib und schnitt sie in einen Tiegel, um sie zu einer künftigen Mahlzeit zu brauchen. Der Mann — vielleicht in der guten Absicht, dadurch einen Schritt zur Aussöhnung zu thun — schälte jetzt auch einen Erdapfel. Diesen aber schob die Frau verächtlich von sich hinweg, und schnitt ihn nicht zu den übrigen in den Tiegel. Da sprach der Arme, mehr im Ton der Wehmuth, als des Zorns: „Ist und bleibt denn alles Gift, was ich berühre?“ — Die Schmollerin würdigte ihn wieder keiner Antwort, sondern verließ den Tisch, und setzte sich vor dem Spiegel eine Haube auf, deren sie sich gewöhnlich bei Ausgängen bediente.

Er fragte: „Wohin willst du?“ und sie antwortete noch nichts. Ueber diesen Trotz endlich aufgebracht, schlug er sie mit einem Spinnrocken. Sie setzte sich zur Wehr, rang mit ihm und fiel. Er zertrümmerte nun auf ihrem Rücken einige Töpfe. Sie sprang empor und floh mit lautem Geschrei aus dem Hause.

Jetzt erwachte plötzlich in ihm, lebhafter als jemals, das volle Gefühl seines Elendes.

Fort — sprach er zu sich selbst — fort aus dieser Höhle voll Zwietracht! Die Mißhandlungen meines Weibes und Schwiegervaters sind nicht auszuhalten. Sie treiben mich in die weite Welt. Aber ach! mein Kind, was wird aus dir? — Soll ich dich in den Händen deiner Feinde las=

sen? — Nein, lieber wollt' ich dich vor meinen Augen sterben sehen. Ja, der Tod — der Tod ist eine Wohlthat für dich! —

Von einer unsichtbaren Gewalt (wie er nachher selbst sagte) zur Thür hinaus und an den Ort gedrängt, wo eine kleine hölzerne Keule lag, ergriff er sie hastig und schlug damit aus allen Kräften das Kind vor die Brust. Es stürzte, zuckte und stöhnte nach seinem Bette. Ihn reute jetzt die schreckliche That. Das wimmernde Kind zu seinen Füßen versuchte wieder aufzustehen. Er aber — in dem verzweiflungsvollen Gedanken, daß es nun doch nicht mehr zu retten sey — gab ihm einen zweiten Schlag vor den Kopf. Dann nahm er es, weil es durch Winseln und Zuckungen immer noch Leben verrieth, unter den Arm, trug es in diesem fortdauernden Zustande die Treppe hinauf, warf ihm einen Strick um den Hals und hängte es an einen Nagel.

Ohne sich nun weiter umzusehen, eilt' er in die Wohnstube zurück, zerschlug die Fenster wie ein Rasender und entfloh aus dem Dorfe. Doch schon unter dem Thore der nächsten Stadt ward er ergriffen und nach vollendeter Untersuchung mit dem Tode bestraft.

3.

Dem Trunkenbold stehen alle Pforten des Verderbens offen. Er taumelt vielleicht Jahre lang vorüber; aber endlich kommt eine unglückliche Minute, und er stürzt blindlings da oder dort hinein.

Johanne Eleonore Reineckin lebte mit ihrem Gatten in der unfriedlichsten Ehe. Sie hatte gutmüthig ihr ge-

ringes, in herrschaftlichen Diensten zusammengespartes Vermögen aufgeopfert, um seinen Abschied von der chursächsischen reitenden Garde zu bewirken, ihm das Bürgerrecht in Dresden zu verschaffen und daselbst ein Kaffeehaus anzulegen. Er aber war undankbar, nahm sich der Wirthschaft nicht an, sondern verschwendete durch unmäßigen Trunk, was sein Weib erwarb.

Nach und nach ergab sich die Reineckin selbst der Völlerei. Beide zankten und plagten sich nun fast täglich im Rausch. Der gewöhnliche Anfang ihrer Zwiste war, daß er in einem rauhen, gebieterischen Tone Geld zum Trinken forderte und sie es ihm mit spöttischen Worten versagte. Dann drang er mit allerlei Mordwaffen, die ihm gerade zur Hand waren, so wild und toll auf sie ein, daß sie mehrmals vor Schrecken die fallende Sucht bekam.

Eines Abends kam er in ungewöhnlicher Wuth vom Weinhause zurück, ergriff ein Messer und stürzte damit auf sie los. Sie entfloh. Er warf ihr das Messer nach. Es traf sie aber nicht, sondern bohrte sich in die Thür, die sie geschwind hinter sich zugeschlagen hatte.

Weniger glücklich entkam sie in einem ähnlichen Falle. Der Messerwurf traf ihren rechten Arm, durchschnitt halb die Pulsader, und die Verwundete gerieth in Lebensgefahr. Nun ward dem Wütherich bange. Um ihn zu trösten, versprach sie, seine Schuld an ihrem wahrscheinlichen Tode keinem Menschen zu entdecken.

Oft faßte sie den klugen Vorsatz, sich von diesem Unhold zu trennen. Doch das leicht versöhnliche Weib ließ sich immer wieder durch ein freundliches Wort zum Nichtgebrauch der schon fertigen Scheidungsklage bewegen.

Unter solchen mannigfaltigen und vieljährigen Vorbereitungen erschien endlich der Tag, der vom Verhängniß

bestimmt war, diesen häuslichen Kämpfen ein blutiges Ziel zu setzen.

Am 29. November 1762 befanden sich auf dem Reineckischen Kaffeehause bis nach Mitternacht verschiedene Gäste, mit denen beide Wirthsleute in Eintracht und guter Stimmung Bier und Wein durch einander zechten. Die Reineckin ward sehr betrunken, tummelte sich in wilder Fröhlichkeit herum, ging die ganze Nacht nicht zu Bette, und unterließ also, ihre zerstreuten Sinne durch den Schlaf wieder in Ordnung zu bringen. Ihr Mann, dessen festerer Körper mehr vertragen konnte, war völlig nüchtern geblieben und schlafen gegangen.

Am folgenden Tage, früh gegen fünf Uhr, trat er in die Billardsstube, wo seine Frau immer noch im Taumel der Trunkenheit auf einem Stuhle saß.

„Nun?“ fuhr er sie mit Beifügung eines pöbelhaften Schimpfwortes an: „Willst du noch nicht zu Bette gehn?“ — Sie antwortete schnöde, und er schlug sie mit einem Billardstocke. Die Magd eilte herbei, drängte die Reineckin, um dem Streit ein Ende zu machen, zur Thür hinaus und führte sie in ein anderes, eine Treppe höher gelegenes Zimmer.

In der eilften Vormittagsstunde (nachdem indessen Mann und Frau Branntwein zu sich genommen hatten und der Letztern Trunkenheit zu einem sehr hohen Grad gestiegen war) rief die Magd die Reineckin herunter, weil sie etwas im Hauswesen von ihr bedurfte.

In einem engen Stübchen neben der Küche befand sich Reinecke, der sogleich, als er seine Frau erblickte, den Zank mit ihr erneute. Er forderte nach seiner gewöhnlichen Art den Schlüssel zum Geldschranke. Sie gab ihm dafür spitze Worte. Er rächte sich durch einen Schlag

mit der Ofengabel. Dann griff er zur Feuerzange und prügelte das Weib so heftig damit, daß die Zange sich krumm bog. Die Magd sprang herzu, entwand ihm die Zange und nahm sie mit sich in die Küche. Sie ließ nun die Streitenden allein und bekümmerte sich nicht, was weiter zwischen ihnen vorging.

Nach einigen Minuten stürzte die Reineckin aus dem Stübchen durch die Küche die Treppe hinauf. Ungefähr zwei Minuten nachher kam Reinecke in die Küche und verlangte von der Magd in einem ziemlich ruhigen Tone: daß sie ein Messer, welches in seinem Rücken unter der Schulter steckte, herausziehen solle. — „Meine Frau hat mich gestochen!“ sprach er, und es waren seine letzten Worte; denn kaum hatte die Magd das Messer aus der Wunde gezogen und ihn in die Stube zurückgeführt, so starb er unter den Händen des herbeigerufenen Wundarztes.

Jetzt kam die Reineckin aus dem zweiten Stockwerk herunter und nahm mit lachender Miene Geld aus dem Schranke. Sie sah die Magd weinen und sagte keck: „Was weinst du? Es ist gut, daß er todt ist, er hat mich lange genug gekränkt.“ Sie ging alsdann in die Billardstube und scherzte mit einigen darin spielenden Gästen.

Als sie hierauf in Verhaft genommen ward, taumelte sie trunken, und Jeder, der sich ihr nahte, bemerkte die Dünste des von ihr im Ueberfluß genossenen Branntweins.

Bei der Ankunft am Rathhause forderte sie ein Glas Wasser und sprach: „Ist er todt, so ist er todt. Ich will meine Wirthschaft übergeben.“ —

Nach Verfluß einer Stunde wollte man sie verhören; allein man mußte davon abstehen. Sie war noch so wenig nüchtern, daß alle ihre Antworten widersprechend und

undeutlich ausfielen. Doch gestand sie schon in der Hauptsache, daß sie ein Messer nach ihrem Manne geworfen habe.

Bei dieser Aussage blieb sie am folgenden Tage und in allen übrigen Verhören. Immer läugnete sie, dem Entleibten das Messer in den Rücken gestoßen zu haben. „Durch Mißhandlungen in Wuth gesetzt,“ sagte sie, „warf ich es nach ihm, und weiß nicht einmal, ob es ihn getroffen hat; denn ich lief schnell aus der Stube, weil ich befürchtete, daß er mich mit der Holzaxt, die unter dem Ofen lag, verfolgen würde.“ —

Bei der Besichtigung des todten Körpers fand sich eine zwei Zoll tiefe Wunde, die der flüchtige Wurf aus der Hand eines Weibes wohl kaum bewirken konnte.

Es wahr vielmehr wahrscheinlich, daß Reinecke während der Zeit, als er allein war, selbst an dem Messer, um es herauszuziehen, gearbeitet, und es vielleicht, hastig und ungeschickt, noch tiefer hineingedrückt hatte. Eben so leicht konnte dieß durch Schwanken und Taumeln zwischen engen Wänden oder durch irgend einen andern unglücklichen Zufall geschehen seyn; denn ein fester, bewungsloser Stand von dem Moment des Wurfs bis zum Gang in die Küche läßt sich bei einem berauschten und verwundeten Manne nicht denken.

Die Menschlichkeit konnte daher wohl fordern, die Vermuthung gelten zu lassen, daß die anfangs nur leichte Verwundung erst in der Folge, ohne Mitwirken der Verbrecherin, tödtlich geworden sey; allein die Unglückliche mußte dennoch nach der Strenge des Rechts mit dem Leben büßen.

Zur Erheiterung folge hier eine kurze Anekdote, die man als einen Beitrag zu Herrn Wagners Erzählungen von Gespenstern aus dem Reiche der Wahrheit betrachten kann.

Ungefähr acht oder zehn Jahre nach jener Begebenheit sah sich ein Officier, der eben erst in Dresden angekommen war, nach einer Wohnung um. Er fand das zweite Stockwerk eines Hauses (am sogenannten Jüdenhofe) zum Vermiethen ausgeboten, konnte aber mit der Besitzerin über den Preis nicht einig werden, und der Handel zerschlug sich.

Nach einigen Tagen kam die Wirthin von selbst und erklärte, daß sie mit dem erbotenen Miethzins zufrieden seyn wolle; allein der Officier wies sie nun ab. Sie trug ihm hierauf die Zimmer um einen noch geringern Preis an. Er bezeigte sein Befremden darüber und fragte nach der Ursache. „Ich muß Ihnen nur gestehen," sprach die Frau, „daß dieses Quartier ein wenig verrufen ist. Die Reineckin — von der Sie wohl werden gehört haben? — hat ihren Mann darin ermordet, und nun glauben einfältige Leute, daß dessen Geist im Hause rumore. Aus dieser thörichten Furcht hat mir eine Familie, die schon förmlich eingemiethet hatte, wieder aufgesagt; aber Sie, Herr Lieutenant, werden sich gewiß durch diese Possen nicht abschrecken lassen."

Das war denn auch bei ihm der Fall. Er bezog die berüchtigte Wohnung und bemerkte nicht die geringste Spur eines Poltergeistes.

Doch aufgeschoben ist nicht aufgehoben.

Der Officier ging einsmals gegen Mitternacht heim, warf einen Blick hinauf nach seinem Quartier und erstaunte nicht wenig, am Fenster des Erkers eine weiße

Gestalt zu erblicken, die sich wiederholt herausbeugte und ihn zu begrüßen schien.

Er stand still. Die Gestalt bückte sich immer. Er ging langsam näher, und das unbegreifliche Wesen fuhr in seiner Höflichkeit fort. Er öffnete nun mit einem leisen Schauer die Hausthür, eilte die Treppe hinan und fragte seinen in der Hinterstube wohnenden Bedienten, ob sich Jemand in den vordern Zimmern befinde? Der Bediente hielt dieß für unmöglich, weil er sie fest verschlossen habe und der Schlüssel nicht aus seinen Händen gekommen sey.

Der Herr und der Diener gingen nun rasch ins Erkerzimmer und ertappten glücklich den kecken, nicht von seiner Stelle weichenden Geist. Wer war er? Ein Paar vom Bedienten gewaschene, und am offenen, luftigen Fenster zum Trocknen aufgehangene Handschuhe.

4.

Ein junger Edelmann, der (nach der Erzählung eines englischen Journals) in der Grafschaft Warwick eine Reise zu Pferde machte, sah sich unvermuthet mitten in einem Walde von seinem gewöhnlichen Begleiter, einem großen Hetzhunde, verlassen. Er rief diesen treuen Gefährten lange vergebens, und ritt endlich unter Locken und Rufen eine halbe Meile zurück. Jetzt antwortete ihm aus der Tiefe des Waldes ein klägliches Geheul, das er für die Stimme seines Hundes erkannte. Er pfiff und rief; das Thier kam aber nicht, sondern winselte stärker.

Der Edelmann folgte diesem Ton in ein dunkles Gebüsch. Hier ergriff ihn Entsetzen bei dem schauervollen Anblick eines ermordeten Mädchens. Der Hund lag ne-

ben dem Leichnam und beleckte dessen bleiches Gesicht. Die Unglückliche war durch Messerstiche getödtet.

Als sich der Reisende überzeugt hatte, daß keine Hülfe hier möglich sey, bestieg er wieder sein Pferd, um diese Begebenheit im nächsten Orte zu melden.

Aber kaum befand er sich auf der Heerstraße, da rannte sein Hund, der ihm bis dahin willig gefolgt war, plötzlich und unaufhaltsam in den Wald zurück. Nach einigen Minuten schrie darin ein Mensch, wie unter Mörderhänden, um Hülfe. Der Edelmann drängte sich in das Dickicht, aus dem der Angstruf erschallte. Hier stand der Hund mit fletschenden Zähnen über einem anständig gekleideten Mann, der blutend auf der Erde lag.

Der Hund war so ergrimmt, daß er sich nicht abrufen ließ. Er zeigte bloß durch freundliche Bewegung des Schweifes, daß er die Stimme seines Herrn kenne; doch wich er keinen Schritt und fuhr unabläßig fort, nach der Kehle des Unbekannten zu schnappen, der sich dagegen mit zerfleischten Armen und Händen zu schützen suchte. Erst mit vieler Mühe gelang es dem Herrn des Hundes, ihn durch Liebkosungen zu besänftigen.

Dieses Thier war sonst gegen alle Menschen sanft und friedlich. Daß es den Fremden so grausam behandelte, fiel dem Reisenden auf und erregte in ihm Vermuthungen, die er aber nicht äußerte. Er tröstete vielmehr den verdächtigen Mann, verband seine Wunden und lud ihn ein, mit ins nächste Dorf zu gehen, wo seine Heilung besorgt werden solle.

Um sich des Menschen, dessen scheuer Blick ein böses Gewissen verrieth, zu versichern, warnte er ihn ernstlich, an seiner Seite zu bleiben; denn er könne bei der geringsten Entfernung nicht dafür stehen, daß ihn der Hund

auf der Stelle zerrisse Diese Drohung bewirkte, daß der Fremde geduldig mitging. Seinen Fußstapfen folgte der Hund und ließ ihn nicht aus den Augen.

Im Wirthshause übergab der Reisende durch einen stillen Wink den Fremdling der Wache des Hundes und ging dann fort, unter dem Vorwand, einen Wundarzt zu rufen. Nach kurzer Zeit aber erschien er mit einem Polizeikommissär und dessen bewaffneten Dienern.

Der Kommissär und der Verwundete starrten einander an, und Jener sagte zum Reisenden: „Sie scherzen wohl, mein Herr, indem Sie diesen wackern Mann als einen Verbrecher zu verhaften begehren? Ich bürge für seine Unschuld. Er ist mein Nachbar und Freund.“

„Und wär' er Ihr Bruder (fiel der Edelmann ein), so klage ich ihn dennoch des Mordes an, der im nächsten Walde begangen wurde. Weigern Sie sich also nicht länger, ihn gefangen zu nehmen, sonst sind Sie sein Mitschuldiger!“ —

Man denke sich bei diesem Wortwechsel die Empfindungen des Menschen, der ihn verursachte. Er schwankte zwischen Hoffnung und Furcht, zwischen Leben und Tod. Lange stritt man über sein Schicksal, bis endlich der Hund entschied.

Dieser beschnüffelte nämlich ohne Unterlaß eine der Rocktaschen des Verwundeten, der sich zu Bette gelegt und sein Kleid über einen Stuhl gehangen hatte. Der Reisende, dadurch aufmerksam gemacht, griff schnell in diese Tasche und zog ein blutiges Schnupftuch heraus. Der Kommissär schauderte, ward todtenbleich und rief aus: „O Gott, das Schnupftuch meiner Tochter! Bösewicht, treuloser Bösewicht, du hast sie ermordet!“ — Der Verbrecher gestand es. Er hatte Abends vorher im Hause

des Kommissärs gehört, daß dessen Tochter mit Anbruch des Tages über Land gehen und fünfzig Guineen zu einem Gläubiger tragen würde. Gierig nach diesem Golde, war er dem Mädchen nachgeschlichen, und hatte das wehrlose Kind — die Tochter seines vertrautesten Freundes — beraubt und gemordet.

Diese Geschichte begab sich im Jahr 1750. Der Missethäter ward in London mit dem Tode bestraft.

5.

Ein reisender Handwerksgesell ward auf einer Waldstraße von Räubern überfallen. Sie plünderten ihn rein aus, und ließen ihm dann die schreckliche Wahl zwischen einem augenblicklichen Tode oder dem Beitritt zu ihrer Rotte. Sein Abscheu gegen diese Vereinigung war groß, doch größer noch die Liebe zum Leben. Er willigte daher in die Kameradschaft der Räuber, weil er dieser furchtbaren Horde bald und mit schuldlosen Händen zu entrinnen hoffte.

Sie mochten aber seine Gedanken entweder errathen, oder war es überhaupt bei ihnen Sitte, jeden neuen Bundesgenossen durch den Zwang zu einem Verbrechen an sich zu fesseln; kurz, sie erklärten dem armen Burschen, daß er zum Probestück und Unterpfand seiner Treue den ersten vorübergehenden Menschen ermorden müsse.

Unglücklicher Weise kam in derselben Minute ein junges, wohlgekleidetes Mädchen die Straße herab. „Stich sie nieder!“ riefen die alten Bösewichter, und drückten dem zitternden Neuling ein großes Schlachtmesser in die Hand. Er bat mit Thränen um Verschonung. Sie zogen aber ihre Säbel, schwangen sie unter den fürchterlichsten To=

desbedrohungen um seinen Kopf, und trieben ihn so aus dem Dickicht, wo sie sich gelagert hatten, auf den Weg hinaus. „Feige Memme!“ schimpften sie ihm nach: „Merke dir die letzten Worte der Dirne, und komme nicht, wenn dir dein Leben lieb ist, ohne ihren Kopf zurück!“ —

In halb sinnloser Verzweiflung stieß der unglückliche Jüngling der Armen das Mordmesser ins Herz. Sie verschied zu seinen Füßen. Ihr letztes Stammeln waren größten Theils unvernehmliche Töne. Der Mörder verstand blos die abgebrochenen Worte: „Heut — über — zwanzig Jahr.“ — Was die Unglückliche damit meinte, läßt sich nicht bestimmen. Sie bejammerte vielleicht, daß sie in ihrer frühen Jugend, noch nicht über zwanzig Jahr alt, eines so schrecklichen Todes sterben müsse. Vielleicht sagte sie aber auch keine Sylbe von dem, was der betäubte Verbrecher, den das Bewußtseyn einer Blutschuld beinahe wahnsinnig machte, zu hören glaubte.

Er kam, wie ihm befohlen war, mit dem abgeschnittenen Kopfe der Ermordeten ins Lager der Bande zurück. Auf Befragen: was ihm die Sterbende noch vertraut habe? erzählt' er jene Worte, und erklärte sie als eine Prophezeihung, daß er nach zwanzig Jahren seine verdiente Strafe leiden werde. Darüber lachten die rohen Gesellen, und schläferten so nach und nach die Schlangen seines Gewissens ein. Doch, mit Abscheu gegen das Räuberleben erfüllt, entwich er bei der nächsten, günstigen Gelegenheit, ohne weiter einen Mord auf seiner Seele zu haben.

Er ging in seine Vaterstadt zurück, nährte sich ehrlich, nahm ein Weib und lebte viele Jahre als ein allgemein geschätzter und geliebter Bürger. Er war glücklicher, als er jemals zu werden gehofft hatte. Das Andenken an die Gemordete ward allmählich bei ihm zu einer flüchtigen

Erscheinung, die immer seltener nur auf Augenblicke seine Ruhe störte, und zuletzt sich ganz verlor.

Aber sie kam, durch einen an sich unbedeutenden Zufall herbeigeführt, unerwartet und schrecklich wieder.

Eines Tages hatte seine Frau zum Mittagsessen einen Kalbskopf bereitet. Die Schüssel stand auf dem Tisch, eh' er in die Stube trat. Als er dieses Gericht erblickte, fiel die Erinnerung an den Kopf des ermordeten Mädchens mit so zermalmender Kraft auf sein Herz, daß er mit Grausen zurücksprang und ohnmächtig niederstürzte. Sonderbarer Weise war es gerade der Tag, an dem er vor zwanzig Jahren gemordet hatte.

Mit Mühe wieder zur Besinnung gebracht, gestand er seinem Weibe das bisher verschwiegene Verbrechen, und eröffnete zugleich seinen Entschluß, sich selbst anzuklagen. Die bestürzte Frau that die möglichsten Gegenvorstellungen. Allein fruchtlos waren Bitten und Thränen. Er riß sich los und stellte sich vor Gericht. Mehrere seiner ehemaligen Miträuber, deren Aufenthalt er angab, wurden eingezogen. Sie bestätigten seine Aussage. Er endete, mit der Todesstrafe verschont, sein Leben im Zuchthause.

Schwänke

eines

berühmten Spaßmachers.

Neu erzählt.

Noch in der Mitte dieses Jahrhunderts war die schwänkreiche Lebensbeschreibung des bekannten Freiherrn von Kyau ein allgemein beliebtes und gelesenes Volksbuch. Wie wär' es, wenn ich einige lustige Schnurren, die sich (was man nicht von allen rühmen kann) vor die Ohren ehrbarer Leute bringen lassen, daraus nacherzählte? — Sie erregten einst im geschmacklosesten Gewande bei unsern Vätern und Großvätern ein baucherschütterndes Gelächter. Sollte sich denn die Welt unterdessen so ganz verändert haben, daß sie nicht jetzt, etwas neumodischer aufgestutzt, wenigstens hier und da noch ein stilles Lächeln erobern könnten? — Ich will es versuchen.

Vorher ein Paar ernsthafte Worte über den spassigen Mann.

Friedrich Wilhelm von Kyau ward 1654 im Brandenburgischen geboren und schon in seinem siebenzehnten Jahre gemeiner Infanterist unter den vaterländischen Truppen. Als solcher stritt er in vielen blutigen Gefechten mit den Schweden, besonders beim Sturm der Festung Anclam und bei der fünfmonatlichen Belagerung Stettins. Nachdem er volle zehn Jahre die Flinte getragen hatte, erhielt

er eine Unterofficierstelle und ward nachher auch Fähnrich. Doch im Jahre 1693 bekam er mit einem seiner Kameraden Händel und verwundete denselben im Zweikampf so gefährlich, daß er es für rathsam hielt, über die sächsische Gränze zu eilen.

Sein Gegner blieb zwar am Leben, und der Weg ins Vaterland stand dem Flüchtling wieder offen; er kehrte jedoch nicht zurück, weil dort kein Glück für ihn blühte.

In Sachsen fand er einen alten Gönner an dem Generalfeldmarschall von Schöning, durch dessen Vermittelung er sofort als Lieutenant angestellt ward. Dieser General hatte vorher selbst in brandenburgischen Diensten gestanden und schon damals unsern Kyau sehr begünstiget. Dieß war sogar die entfernte Ursache des erwähnten Duells; denn es entstand über den Vorwurf: „Kyau sey Schönings Hofnarr gewesen." —

Im sächsischen Dienste hob er sich schnell von Stufe zu Stufe empor, und ward endlich Generallieutenant. Er sagte oft: „Hätt' ich im Brandenburgischen nicht tief gestochen, so wär' ich in Sachsen nicht hoch gestiegen." —

Die Art und Weise, wie er sich zum Commandanten des Königsteins selbst beförderte, gehört unter die Rubrik seiner Schwänke und soll dort erzählt werden. Er nannte diese Festung (ob sie gleich bis jetzt noch eine Jungfer ist) gewöhnlich seine Frau; denn er war nie verheirathet, und machte sich oft über Männer, die von ihren Weibern beherrscht wurden, sehr lustig. „Da lob' ich mich!" sprach er: „Ich commandire meine Gemahlin." —

Er war ein wohlgewachsener, rüstiger Mann und von so ernsthaftem Ansehen, daß man Scherz und Laune gar nicht bei ihm gesucht hätte. Seine drolligen Einfälle hatten ihn zu einem Lieblinge des Königs gemacht; doch ver-

abscheute sein edles Herz alle Hofränke und überhaupt jede Unredlichkeit.

So benahm er sich unter andern gegen einen Plusmacher, der ein neues Projektchen zur Vermehrung der landesherrlichen Einkünfte ausgebrütet hatte und ihn um Empfehlung bei Hof ersuchte. Denn als er bei genauer Prüfung des Vorschlags offenbar fand, daß zwar die königliche Kasse wohl dabei stehen, das ganze Land aber seufzen würde, gab er sogleich die Papiere zurück und sagte: „Mein Herr, ich kann diesen Plan nicht unterstützen; denn ich trage selbst einen im Kopfe, der dem Ihrigen schnurstracks entgegenläuft. Ich will nämlich dem König, zum Heil seiner Unterthanen, rathen, alle Landaussauger, Blutigel und Projektmacher, wie Sie, bei mir auf dem Königstein in die Zucht zu geben.“ —

Er starb 1733, als ein beinahe achtzigjähriger Greis, in den Armen seiner großen, steinernen Frau, und ward in dem Städtchen, das zu ihren Füßen liegt, begraben.

Auswahl seiner Schwänke.

1.

Er zog einst in einer fröhlichen Gesellschaft das schöne Geschlecht ziemlich unsanft durch seine Witzhechel. Hierüber entrüstete sich eine gegenwärtige Dame, die sich immer gern etwas amazonisch betrug, so gewaltig, daß sie ihn stracks auf Pistolen herausforderte.

Man lachte anfangs über diesen vermeintlichen Scherz; dieß brachte jedoch die zürnende Heldin noch tiefer in den Harnisch. Sie betheuerte: „Der verlangte Zweikampf sey ihr vollkommener Ernst, und sie würde den Beleidiger ihres Geschlechts für eine feige Memme halten, wenn er sich nicht des folgenden Tages an einem gewissen Orte vor der Stadt einstellte.“

Um das unangenehme Sumsen dieser wilden Hummel vor der Hand zum Schweigen zu bringen, erklärte sich endlich Kyau, daß er zuverlässig erscheinen werde.

Die Amazone hatte sich zeitig mit zwei oder drei männlichen Begleitern an den bestimmten Platz begeben. Später kam Kyau, in einen Mantel gehüllt.

„Wo sind Ihre Pistolen?“ rief sie ihm ungeduldig entgegen.

„Ich komme waffenlos, meine Gnädige, um einen süßen Tod von Ihrer schönen Hand zu sterben.“ —

„Nichts von Schmeichelei! Haben Sie wirklich keine Pistolen mitgebracht?“ —

„In der That nicht.“ —

„Nun, so theilen wir die meinigen. Wählen Sie!“

Mit diesen Worten reichte sie ihm zwei Gewehre hin. Anstatt aber darnach zu greifen, zog der Schalk einen fürchterlich großen Fuchsschwanz unter dem Mantel hervor und schlug damit die Dame so derb auf die Hand, daß sie plötzlich vor Ueberraschung beide Pufferchen fallen ließ.

Der Umstehenden schmetterndes Gelächter übertäubte den Schwall ihrer Schimpfreden, und man fiel ihr zugleich in den Arm, weil sie hastig ein Pistol wieder aufhob und im Ernst Miene machte, es gegen ihren Feind abzudrücken. So überwältigt, ließ sie sich endlich beruhigen und versöhnen.

2.

Bei Gelegenheit einer Lustreise hielt sich unser Baron in einer Stadt, die ihm gefiel, einige Wochen auf und lebte herrlich und in Freuden. Doch, da er am Ende die Rechnung des Gastwirths empfing, verwandelte sich sein Lachen in Trauern; denn er fand mit Schrecken, daß sie den Bestand seiner bei sich habenden Kasse weit überstieg. Er bat daher, ihm auf kurze Zeit gegen einen Schuldschein Kredit zu geben.

Der Wirth sprach aber: „Nein!“ und schloß geschwind das Thor seines Hauses zu, weil die Pferde des Reisenden schon gesattelt im Hofe standen.

„Nun gut," sagte Kyau kaltblütig: „so bleib' ich denn hier, bis ich Geld bekomme." —

Als die Pferde wieder in den Stall gezogen waren, hielt er mit seinem Reitknechte, der ein pfiffiger Bursche war, einen Zweisprach unter vier Augen, und legte sich hierauf Abends zeitig zu Bette.

Indessen schmauchte noch sein Reisiger mit dem Wirth (einem abergläubigen Einfaltspinsel des vorigen Jahrhunderts) ein vertrauliches Pfeifchen und sprach endlich, nachdem er vorher sorgfältig die Thür verriegelt und sich in allen Winkeln nach Horchern umgesehen hatte, mit geheimnißvollem Gesicht zu ihm: „Ich bin sein Freund, Herr Wirth, und sag' ihm also aufrichtig, daß er gar nicht wohl gethan hat, meinem Herrn die gebetene Gefälligkeit abzuschlagen." —

„Warum? Ich lasse durchaus keinen Gast ohne Bezahlung fort." —

„Ja, das geht wohl bei gewöhnlichen Menschen an; aber —"

„Nun, was denn aber? — Ist sein Herr ein ungewöhnlicher Mensch?" —

„Ach! Schier möcht' ich das glauben." —

„Wie? was? Red' er doch!" —

Der Reitknecht sprang schnell vom Stuhl auf, drückte den Thürriegel fester, ging nochmals rund herum auf die Lauscherjagd, kam seufzend an seinen Ort zurück und setzte mit dem Wirth, dessen Augen starrten und dessen Mundflügel weit offen standen, das Gespräch also fort:

„Ach, lieber Freund, ich bin ein unglücklicher Mensch! Jeden Abend, wenn ich mich zu Bett lege, dank' ich dem Himmel für die Beschützung meines Lebens; denn ich muß von dem, der sich meinen Herrn nennt, täglich und stünd-

lich befürchten, daß er mir einmal wie einer Taube den Hals umdreht.“ —

„Ist er so ein Wüthrich? Wer säh' ihm das an?“

„Er gibt sich für einen Officier aus; das mag er wohl aber in der That so wenig seyn, als die Schlang' im Paradiese eine wirkliche Schlange war. Ich habe so schreckliche Dinge von ihm gesehn, daß sich alle meine Haare wie Igelsstacheln emporsträubten.“ —

Des Wirths Troddelmütze fing an, sich zu heben.

„O wie manchen ehrlichen Gastwirth (denn diesem Schlag von Menschen ist er gar nicht grün) hat er schon in jene Welt befördert! Ich will nur ein einziges Beispiel anführen. Vor ungefähr einem Jahre hielt er sich auch etwas lang in einem Gasthof auf und wollte bei der Abreise die Zeche im Contobuche stehen lassen. Er hatte damals alle Taschen voll Geld und that es blos, um die Höflichkeit des Wirths zu prüfen. Dieser war jedoch ein Grobian und macht' es uns eben so, wie er, mein Lieber! Das bekam ihm aber sehr übel; denn am andern Morgen lag er mausetodt im Bette, und die Zunge hing ihm weit aus dem Mund heraus. Mein schrecklicher Herr warf eine Hand voll Dukaten auf die Leiche, und wir sprengten von dannen.“ —

„Gott sey mir gnädig!“ —

„Bisweilen hat er wirklich kein Geld, wie das wohl auch heute der Fall ist; ehe man sich's aber versieht, kommt ein Rabe durch's Fenster geflogen, oder ein kohlpechschwarzer Kater setzt sich auf seine Achsel, und dann ist er auf einmal wieder so reich, wie der große Mogul. Wen er aber mit solchem Gelde bezahlt, der wird übel bezahlt. Das geringste Unglück ist, daß es sich gleich nach dem Empfang in Kohlen und Asche verwandelt. Diese

Nacht wird er gewiß einen seiner schwarzen Zahlmeister zu sich kommen lassen und morgen die Rechnung berichtigen wollen: ich rath' ihm aber, mein Lieber, als ein wahrer guter Freund —"

„Der Himmel bewahre mich! Ich mag keinen Pfennig. Wäre nur der Unhold schon aus meinem Hause. Ich bitte, bitte, weck' er ihn, sag' er ihm —"

„Nein, Herr, da ist mir mein Genick zu lieb; denn das bräch' er mir wie einen Pfeifenstiel, wenn ich ihn im Schlaf oder in seiner Geldmäkelei mit Raben und Katzen störte." —

„Was soll ich aber in aller Welt anfangen?" —

„Jetzt ruhig, und morgen, wenn die Rechnung wieder zur Sprache kommt, fein höflich seyn. Das ist der beste Rath, den ich ihm geben kann, und so wird auch alles recht gut gehen. Schlaf' er wohl!" —

Kyaus Diener wollte jetzt sein Bett suchen; allein der Wirth, den die Furcht auf seinem Stuhl angenagelt hatte, hielt ihn flehend mit beiden Händen zurück, und versprach ihm einen Speciesthaler und eine Flasche Wein, wenn er diese Nacht über bei ihm bliebe. Der Schalksknecht ließ sich das unter der Bedingung gefallen, daß dieses doppelte Versprechen auf der Stelle erfüllt würde.

Das Geld ward augenblicklich erlegt, weil es ohne die geringste Bewegung vom Platze nur aus dem Beutel genommen werden durfte; die Herbeischaffung des Weins aber war mit größern Schwierigkeiten verbunden. Er mußte erst aus dem Keller geholt werden, und der Wirth, der diesen Umstand nicht überlegt hatte, erklärte, daß ihn sechs Pferde dahin nicht bringen sollten. Er erbot sich, den dreifachen Werth der versprochenen Flasche baar zu bezahlen; allein der Reitknecht, dem die Angst des hasen-

herzigen Mannes Spaß machte, bestand unerbittlich auf der Naturallieferung, und drohte, wenn solche nicht ohne den mindesten Aufschub erfolge, sofort in seine Kammer zu eilen und die Thür hinter sich zu verriegeln.

Sie wurden endlich einig, die furchtbare Kellerreise in Gesellschaft zu machen. Der zitternde Gasthalter klammerte sich fest an den schelmischen Roßbuben, und kroch fast in ihn hinein, als der lustige Baron, der in seinem nicht weit entfernten Zimmer das absichtlich laute Mutheinsprechen seines Dieners hörte, zu wiederholten Malen durch's Schlüsselloch: „Miau!“ schrie. Dieser natürlich nachgeahmte Katzenseufzer überzeugte den schwachen Tropf nun völlig, daß die Geldmieze gegenwärtig und sein Gast der leibhaftige Teufel oder wenigstens ein Bundesgenosse desselben sey.

Die Flasche ward unter wechselseitiger Erzählung schauerlicher Gespenstersagen ausgestochen. Indessen graute der Morgen, und der Wirth trieb und drängte den Reitknecht, seine Rosse zu füttern, damit der Abzug des verdächtigen Fremden sobald als möglich erfolgen könnte. Immer noch bei hellem Tage zitternd, wich er auch im Stalle seinem Schutzengel nicht von der Seite.

Endlich flog Kyaus Stubenthür krachend auf, und er rief mit donnernder Stimme: „Hollah, Jakob, die Pferd' aus dem Stall und den schlingelhaften Wirth herauf, damit ich Rechnung mit ihm halte!“ —

Der arme Gauch, der sein Löbchen so preisen hörte, bebte vor Angst wie das Laub der Zitterpappel, und klammerte sich mit beiden Händen an die Stallthür, weil ihn der schadenfrohe Jakob durchaus die Treppe hinaufschleppen wollte. Endlich ließ er sich doch bis an die unterste Stufe bugsiren. Hier fiel er auf die Knie, faltete seine

Hände wie ein reuiger Sünder und stammelte: „Ihr Gnaden, Ihr Excellenz, verzeihen Sie meine gestrige Grobheit! Ich war betrunken — ich war von Sinnen. Um meine Schuld abzubüßen, bitte ich mir zur Gnade aus, an das bischen Rechnung nicht weiter zu denken. Ich bin tausendfach bezahlt durch die Ehre, daß ein so großer Herr in meinem Hüttchen eingekehrt ist. Reisen Sie, Ihr Excellenz, reisen Sie glücklich!" —

Die vermeinte Höllen-Excellenz unterdrückte den heftigsten Drang zum Lachen und rief ernsthaft herunter: „Narr, komm' er doch! Ich habe so viel Geld, daß ich ihm Haus und Hof abkaufen könnte." — Allein wer nicht kam, war der fliehende Gastgeber, der sich nun in dem heimlichsten Schlupfwinkel seines Hauses so lange verbarg, bis er die fremden Rosse zum Thor hinaustraben hörte.

Er ließ sich auch lange von Niemand ausreden, den berüchtigten Ziegenfüßler beherbergt zu haben. Erst dann, als ihm Kyau seine Schuld übersandte, und die Münzen sich natürlich nicht in Asche verwandelten, fing er nach und nach selbst an zu glauben, daß er vom Herrn und vom Diener geäfft worden sey.

3.

Da diese Teufelsposse dem Baron so gut geglückt war, fiel es ihm kurz nachher in einem andern Städtchen wieder ein, sie noch einmal zu spielen. Der Gastwirth bei dem er dort hauste, war ein grober Dickwanst, der weit und breit im Geruch der Prellerei stand. Ueberdieß hatte Kyau wieder flott gelebt, und er befürchtete daher aus doppeltem Grunde, ganz nackt und kahl gerupft zu werden. Dem sollte und wollte nun Jakobs Genie vorbeugen.

Er zog also Abends vor der beschlossenen Abreise den Wirth auf die Seite und gab ihm einen freundschaftlichen Wink, die Rechnung für seinen Herrn ja nicht mit doppelter Kreide zu schreiben, weil ein solches Beginnen schon mehreren Wirthen den Hals gekostet habe. Nach dieser Warnung überschwemmte er die Ohren des Rundbauchs mit einem Strome von Mährchen, die alle dahinaus liessen, daß sein Herr entweder der Höllenfürst selbst oder doch wenigstens einer seiner gehörnten und geschwänzten Hofcavaliers sey, der in menschlicher Gestalt herumziehe wie ein brüllender Löwe, und suche, welchen doppelt schreibenden Gastwirth er verschlinge.

Zum Unglück aber war der Mann, den Jäkel in's Bockshorn jagen wollte, nicht nur ein starker Körper, sondern auch ein starker Geist. Dafür galt er wenigstens in seinem Städtlein, weil er bei jeder Gelegenheit, um sich das Ansehen eines Philosophen zu geben, den Gespensterglauben seiner ehrsamen Mitbürger verhöhnte. Er fürchtete sich übrigens im Dunkeln so gut als jeder Andere, und oft sogar vor seinem eigenen Schatten. Doch jetzt lachte er wirklich aus seines Herzens Grunde dem Reitknecht in's Angesicht; denn er durchschaute die ökonomische Absicht seiner Dichtungen, und der jovialische Kyau sah ihm auch gar nicht wie ein Kind der Finsterniß aus.

Er ließ sich daher in seiner gewöhnlichen Rechnungsweise nicht irren, und entwarf zum Trotz, und um seine Starkgeisterei zu bewähren, ein so fürchterliches Laus-Deo, daß Jakob und sein Gebieter höchlich darüber erstaunten.

Sie hielten Rath und beschlossen, ohne Handel und Wortstreit den Zettel zwar zu bezahlen, dessen unverschämten Verfasser aber einen empfindlichen Schabernack zu thun. Zu diesem Behuf glühte Kyau, als seine Pferde gezäumt

waren, einen harten Thaler auf Kohlen, und drückt' ihn so heiß, daß er beinah einen dicken, wildsledernen Handschuh durchbrannte, dem herbeigerufenen Gasthalter mit den Worten in die Hand: „Hier nehmt, was euch gebührt!“ —

Das Tätzchen des starken Geistes empfand kaum die höllische Glut, so ward er auf einmal kinderschwach. Er schnitt ein jämmerliches Fratzengesicht, warf die Münze zur Erde, stürzte Hals über Kopf aus dem Zimmer und schrie wie ein Waldesel: „Flieht, ihr Leute flieht! Der Teufel ist da!“ —

Kyau hatte bereits den völligen Betrag der Rechnung auf dem Tisch aufgezählt, und eilte nun zu seinem Pferde. Sein Weg dahin glich dem einsamen Gang durch ein Todtengewölbe; denn alles war geflohn. Er rief laut nach Wirth und Wirthin, Küper und Hausknecht; sie schenkten ihm aber sammt und sonders den Abschied. Er hatte jedoch, wie er nachher mit Vergnügen erfuhr, dem starken Geiste wirklich so viel Lebensbesserung eingesengt und gebrannt, daß seine Kreide von nun an nur einfach schrieb.

4.

Kyau und einige andere Offiziers machten einen Ausflug auf's Land, um einen kargen Edelmann heimzusuchen, der für's Leben gern bei seinen Stadtfreunden schmaußte, ohne jemals an die geringste Gegenbewirthung zu denken. Als sie unangemeldet in den Burghof dieses geizigen Ritters hineinsprengten, fuhr er schnell mit dem Kopf zum Fenster heraus, und noch schneller wieder zurück. Sie bemerkten das, und stiefelten desto rascher die Treppe hinauf. Doch schon auf der Mitte derselben stellte sich ihnen ein

Bedienter in den Weg, der mit herzlichem Bedauern versicherte: „Sein Herr sey nicht zu Hause.“ —

„Hat sein Herr mehr als einen Kopf?“ — fragte Kyau.

Der Bediente lächelte verlegen und sagte: „Er wisse nur von Einem.“ —

„Oder nimmt er den bisweilen nicht mit, wenn er ausgeht?“ —

Der Diener grinste und blieb die Antwort schuldig.

„Nun eins von beiden muß seyn. Wir sahn einen Kopf, der seinem Herrn gehörte, mit unsern gesunden Augen am Fenster. Kommt, Brüder, laßt uns das Ding untersuchen!“ —

Sie rückten nun, ohne sich durch den ausgeschickten Plänkler abhalten zu lassen, weiter vor und mit starken Schritten in des Edelmanns Zimmer, das seine ängstliche Eilfertigkeit zu verriegeln vergessen hatte. Es war leer; doch hörten sie eine Thür, die innerhalb weiter führte, zuwerfen. Husch hinter drein. Wieder ein ödes Gemach, und wieder eine zugeschlagene Thür. Auch hier wollten sie durch; aber Schloß und Riegel hielten sie auf.

Hollah! riefen sie und donnerten an. Niemand rührte sich. Sie donnerten wieder und horchten. Alles blieb todtenstill. So forderten sie wohl eine Viertelstunde lang die Festung vergebens auf, und beschlossen endlich, sie mit Sturm einzunehmen.

Ein Paar tüchtige Fußstöße öffneten ihnen jetzt ein Speisegewölbe, wo sie zwar allerlei todte Thiere, aber keinen lebendigen Menschen erblickten. Unter den aufgehangenen Leichen zeichnete sich besonders ein frisch geschlachtetes Schwein aus, das ihnen den Rücken zukehrte. Sie bewunderten dessen außerordentliche Größe, besahen es von allen Sei-

ten, und entdeckten endlich mit Erstaunen in seinem Bauche — den Mann, den sie suchten.

Er schimpfte gewaltig, als sie ihn unter lautem Jubel aus seiner blutigen Höhle hervorzogen. „Gott bewahr' uns," sagt' er unter andern: „Gott bewahr' uns vor euch Soldaten! Ihr schont weder Alt noch Jung!" —

„Ja, Freundchen," fiel Kyau ein: „davon kannst du ein Liedchen singen. Denn du hast freilich jetzt selbst erfahren, daß wir das Kind im Mutterleibe nicht verschonen."

5.

In Auerbachs Hofe zu Leipzig umzingelten einige lustige Damen den Baron und verlangten von ihm eine Messe. Er log sich mit dem Vorgeben dringender Geschäfte aus ihrem Zirkel, mußte jedoch versprechen, des folgenden Tages wieder zu kommen.

Allein er kam nicht. Desto richtiger hatten sich die Damen eingestellt. Sie warteten lange mit Ungeduld. Endlich schickten sie sogar (weil sie über das Kapitel von Geschenken eben nicht delikat dachten) in seine Wohnung und ließen ihn vorladen.

Vom Kopf bis zum Fuß eingemantelt, erschien er erst nach der dritten Sendung. Die Damen empfingen ihn mit Händeklatschen, und zeigten ihm allerlei ausgewählte Bijouterien, die er für sie bezahlen sollte.

„Wie wär' ich das im Stande?" rief er: „Ich bin ein armer, nackender Mensch!" —

Mit diesen Worten wollt' er entweichen. Zwanzig zarte Händchen erhaschten ihn aber beim Mantel. Geschwind ließ er, wie weiland Joseph, den Mantel fahren und stand — o Schrecken! — mit nacktem Oberleibe da.

Die Damen entflohn mit gellendem Geschrei. Er aber zog gemächlich den Mantel wieder über die Schultern und ging seinen Weg.

6.

Als er noch Fähnrich in brandenburgschen Diensten war, stellt' er sich drei Mal todt.

Ein Mal in Berlin, um des Andringens einer großen Schaar von Gläubigern los zu werden. Ein reicher Mann, der ihm wohl wollte, erfuhr den Schwank und bezahlte für ihn.

Das zweite Mal belauscht' er hinter der Todtenmaske seine Geliebte.

Er hatte damals sein Quartier in einem Landstädtchen, und verliebte sich aus langer Weile in die Tochter seines Wirths, der ein bemittelter Mann war. Das Mädchen empfindelte, wie eine Romanenheldin, und sprach in vertraulichen Schäferstunden von nichts, als ewiger Liebe und Treue. Der Baron war jedoch nicht leichtgläubig, sondern beschloß, diese eisenfeste Zärtlichkeit zu prüfen, ehe er sich dadurch zum Traualtar locken ließe.

Einer seiner Kameraden hatte gleichfalls ein Auge auf das Mädchen. „Bruderherz," sagte Kyau zu ihm: „was quälen wir uns lange mit Nebenbuhlerei? Ich trete dir Amalien ab, wenn sie dich mehr liebt, als mich. Um das zu erfahren, will ich auf ein Paar Stunden den Todten spielen. Versuche du dann in der Nähe meiner angeblichen Leiche dein Heil! Bediene dich aller möglichen Ueberredungskünste, und sage mir sogar Böses nach, so viel du willst! Gibt Malchen deinen Schmeicheleien auf der

Stelle Gehör, so mag ich nichts mehr von ihr wissen, und du bist künftig Hahn im Korbe.“ —

Dieser Abrede gemäß, ward Kyau plötzlich krank und immer kränker. Er benahm sich dabei als ein so geschickter Komödiant, daß er nicht allein Malchen und ihre Eltern, sondern sogar den Arzt täuschte. Nachdem er einige Tage das Bett gehütet hatte, weckte sein Jakob eines Morgens das Haus mit der Trauerklage: „Mein Herr ist todt!“ —

Die ganze Familie gerieth in Bestürzung. Der Wirth wollte den Abgeschiedenen sehn. Dieß mußte der schlaue Diener verhindern, damit nicht der Betrug entdeckt wurde. Er lief also, nachdem er die Stube fest verschlossen hatte, unter dem Vorwand schleuniger Verrichtungen stracks aus dem Hause, und kam nicht eher zurück, als bis der Wirth in seinen täglichen Berufsgeschäften ausgegangen war.

Von Malchen war nichts zu befürchten; denn man wußte schon, daß sie einen unüberwindlichen Abscheu vor Leichen hatte. Sie machte auch wirklich bei ihrem Geliebten keine Ausnahme, sondern ließ es dabei bewenden, in einem Nebenzimmer zu schluchzen und zu stöhnen.

Ihre Thränen waren eben im schönsten Flusse, als Kyaus Mitbuhler zu ihr herein trat und ein Magazin von Trostgründen auskramte. Sie bewirkten aber in der ersten Viertelstunde bei der schönen Trauernden so wenig, daß sie vielmehr immer lauter klagte. Das tönte dem Scheintodten (der kaum zehn Schritte davon, der offenen Thür gegenüber, mit einem Tuche bedeckt lag) süß und lieblich ins Ohr, und er hatte die beste Hoffnung, daß es in diesem Tone fortgehen werde.

Dieß geschah aber nicht. Sein zur Falschheit bevollmächtigter Freund fing nach und nach an zu äußern: „Der Verstorbene sey zwar eine ganz ehrliche Haut, aber ein

lockerer Gesell und armer Teufel gewesen, und Malchen würde daher schwerlich mit ihm glücklich geworden seyn." — Das Mädchen widersprach zwar; doch für den Horcher unter der Leinwand nicht lebhaft genug.

Der Tröster fuhr fort: „Die Welt sey ja mit Kyau nicht ausgestorben; es lebten noch Tausende, die sich in jedem Betracht mit ihm messen könnten, und es für ihr höchstes Glück achten würden, einem solchen Engel, wie Malchen, Hand und Herz anbieten zu dürfen." — Die Betrübte schien den letztern Umstand selbst für ausgemacht zu halten; denn sie lehnte diese Schmeichelei mit keinem Wörtchen ab, sondern stieß blos ein kleines schmachtendes Seufzerchen aus, und dem armen Kyau zugleich damit einen Dolch in den Busen.

Der junge Herr rückte nun seinem Ziele näher und versicherte: „Die Hand der Freundschaft habe blos bis jetzt ihm den Mund verschlossen, er hätte sonst längst ein Geständniß seiner feurigen Liebe gewagt." — Mit diesen Worten warf er sich auf die Knie und girrte wie ein Tauber. Das Täubchen wies seine Huldigung nicht zurück, sondern hob ihn freundlich empor. Es wurden zärtliche Wörtchen, und endlich sogar Küsse gewechselt, wovon einer so laut und vernehmlich war, daß Kyau wirklich todt seyn mußte, wenn er ihn nicht hören sollte.

Dieser lärmende Kuß mochte wahrscheinlich ein verabredeter Judaskuß seyn; denn Kyau richtete sich jetzt schnell empor und stand mit drei Sprüngen vor Amalien. Sie fiel in Ohnmacht, und hörte die Vorwürfe nicht, womit er sie aus vollem Herzen, und seinen Freund zum Schein überhäufte. Er hob von nun an alle Verbindung mit dem unbeständigen Mädchen auf, und traute seit dieser

Zeit dem schönen Geschlecht im Punkt der Treue nicht mehr über den Weg. —

Bald nachher ward er in ein anderes Städtchen einquartiert, und machte dort aus lieber langer Weile seinen dritten Spaziergang ins Reich der Todten.

Sein treuer Schwankgehülfe Jakob bracht' es dießmal durch unzählige Pfiffe und Kniffe so weit, daß man im ganzen Städtlein, das größtentheils Abderiten bewohnten, seinen Herrn für todt hielt und die ernsthaftesten Anstalten zum Begräbniß machte.

Die Geistlichen des Orts begleiteten unter dem Chorgesang der Schüler die angebliche Leiche zur Gruft, und der Kirchhof war mit neugierigen Zuschauern angefüllt. Indem man aber den Sarg hinabgesenkt und der Todtengräber eine Schaufel voll Erde darauf geworfen hatte, stieß Kyau mit Ungestüm den Deckel auf und sprang wie ein Eichhörnchen aus dem Grabe.

Der Pastor, der eben den Segen sprechen wollte, rannte vor Schrecken den Cantor über den Haufen. Dieser raffte sich, trotz seiner schwerfälligen Corpulenz, blitzschnell wieder auf, und warf fliehend, gleich einer gewaltigen Boßkugel, die alle Neune stürzt, die ganze erste Klasse zu Boden. Die fallenden Primaner schlugen die Secundaner nieder, und so purzelte schichtweis die ganze löbliche Schule, wie die Wände eines umgeblasenen Kartenhäuschens, übereinander. Ein buntes Quodlibet von Hüten und Mänteln, Perücken und Büchern lag umher. Die schwarzen Männer und Männerchen nahmen sich aber keine Zeit, ihre Habseligkeiten aufzuheben, sondern keuchten unaufhaltsam nach dem Thore des Kirchhofs zu, und richteten unter dem gedrängten Klumpen der Zuschauer eine eben so possierliche Niederlage an, als sie vorher selbst erlitten hatten.

Der Wiederauferstandene, der ein gewöhnliches Todtenhemd trug, verfolgte den fliehenden Haufen, und jagte ihn, wie der Herbststurm raschelnde Blätter, vor sich her. Niemand unterstand sich, ihn anzureden, und er selbst blieb eben so stumm. Endlich waghalste doch der Todtengräber, ihm mit bebender Hand die Schaufel vorzuhalten und zu fragen: „Bist du ein guter oder ein böser Geist?“ —

Kyau schlug ein helles Gelächter auf und antwortete: „Ich habe gar nicht die Ehre, ein Geist zu seyn, sondern bin ein lebendiger, vollkommen gesunder Fähnrich. Sagt mir nur, was ihr mit mir vorhabt? Ich glaube gar, ihr wollt mich begraben?“ —

Das konnte der staunende Todtenbettmeister nicht läugnen.

„Wie?“ fuhr Jener fort zu schmälen: „Mich begraben? Unerhört! Entsetzlich! So verfahrt ihr mit ehrlichen Leuten, die das Unglück haben, ein Paar Tage oder Stunden im Hinbrüten zn liegen? Wartet, ihr dummes Volk, das soll euch theuer zu stehen kommen!“ —

Während dieses Wortwechsels hatte die Schaar der Flüchtlinge in einiger Entfernung Halt gemacht, und reckte neugierig, wie die Gänse beim Wetterleuchten, die Hälse hoch empor. Der Todtengräber eilte jetzt herbei, drängte sich bis in den Mittelpunkt, wo einige Rathsglieder standen, und erzählte die seltsame Mähr. Die ehrwürdigen Väter der Stadt sahen sich mit langen Gesichtern an; denn sie erkannten auf der Stelle mit Bestürzung, daß man das Begräbniß übereilt und dadurch die landesherrlichen Verordnungen übertreten habe. Es ward ihnen bange, der Extodte möchte Lärm blasen und ihnen ein Notabene von oben herab zuziehen; deßwegen beschloßen sie, ihm ein Sühnopfer zu bringen, und noch diesen Abend zu seinen Ehren, — wenn auch gleich der bevorstehende

Bankrott der Stadtkasse dadurch beschleuniget würde, — einen Schmaus anzustellen.

Nach dieser gefaßten Entschließung gingen Ihro Weisheiten dem Schalk im Sterbekittel entgegen, entschuldigten den unangenehmen Vorfall und erbaten sich seine Gegenwart beim decretirten Gastmahle. Er nahm die Einladung an, und unterhielt über der Tafel die werthe Gesellschaft mit der Beschreibung einer abenteuerlichen Reise, die seine Seele unter der Zeit, als sein Körper starr und fühllos gewesen sey, gemacht haben sollte. Dabei sprach er der Flasche so fleißig zu, und war so lustig und scherzhaft, daß ein unvernagelter Kopf ihn gewiß nicht für einen, erst vor wenigen Stunden erwachten Hinbrüter gehalten, sondern den Possen gemerkt hätte. Doch unsere abderitischen Senatoren ahneten keinesweges, daß sie genarrt wurden, sondern freuten sich höchlich über die glückliche Beilegung der Sache, und schwankten mit einem Räuschchen zufrieden nach Hause.

Die guten Herren hatten jedoch einen nutzlosen Griff in ihre Kasse gethan; denn sie entgingen dadurch der befürchteten Rüge ihres Polizeifehlers nicht, sondern erhielten bald nachher, da die Sache ruchbar geworden war, eine Nase von der größten Sorte, in ein gnädigstes Rescript eingepackt. Es waren aber auch zugleich gutdenkende Leutchen aufgetreten, die Kyaus dreimalige Auferstehung von den Todten mit so gehässigen Farben bei Hofe geschildert hatten, daß er mit Festungsarrest in Spandau dafür bestraft ward.

7.

Die Geschichte seiner Beförderung zum Commandanten der Festung Königstein mag hier die Reihe seiner Schwänke beschließen.

Die erwähnte Stelle war im Jahr 1715 erlediget worden und es bewarben sich Viele darum. Kyau hatte jedoch von guter Hand geheime Hoffnung, allen übrigen Kandidaten vorgezogen zu werden. Da dieß aber eine geraume Zeit unentschieden blieb, ward ihm endlich bange, daß ihm ein Anderer den Rang ablaufen möchte. Er sann deßhalb auf Mittel, die Langsamkeit der königlichen Entschließung zu beflügeln.

Eines Tages saß er stumm und traurig an der Tafel des Königs, der seine Mißlaune bemerkte und die Ursache derselben wissen wollte. Kyau antwortete: „Der Kobold, der in seinem Herzen rumore, sey ein unbefriedigter Wunsch.“ —

Dieses Wort schnappten die anwesenden Hofherren auf und fingen nun an zu rathen.

Einer sagte: „Er wünscht so alt zu werden, als Methusalem.“ —

Der Zweite: „Er möchte gern reich seyn, wie Crösus.“ —

Der Dritte: „Kupido hat einen Pfeil in sein altes Herz geschossen.“ —

Und so ließen noch Mehrere ihren Witz spielen. Kyau schüttelte jedoch zu allem, was sie vorbrachten, den Kopf und versicherte, daß sie sammt und sonders den rechten Punkt nicht getroffen hätten.

„Nun, was wünschest du denn?“ fragte der König:

„Du hast wohl gar ein Lüstchen nach Kron' und Scepter?“ —

„Eure Majestät sind ein wahrer Salomo!“ versetzte der Schlaukopf: „Es war in der That mein Wunsch, nur auf drei Minuten König zu seyn.“ —

„Das sey du!“ sprach der Monarch: „Ich bin unterdessen der General Kyau.“

Der Minutenkönig stand jetzt von der Tafel auf, nahm eine silberne Suppenkelle als Scepter in die Hand, setzte sich damit auf einen an der Wand stehenden Armsessel, warf sich mächtig in die Brust und sagte, gegen den König gewandt, im ernsthaftesten Tone: „Lieber, getreuer Kyau! Wir lassen dir hiermit unverhalten, daß wir uns auf dein darum geschehenes unterthänigstes Ansuchen in höchsten Gnaden entschlossen haben, dich zum Commandanten der Festung Königstein zu ernennen.“ —

Nach diesen Worten verließ er schnell seinen Thron, und der König rief unter lautem Gelächter: „Dir geschehe, wie du gesagt hast! Du bist Commandant!“ —

Des folgenden Tages ward auch seine Bestallung ausgefertiget.

Dieser lustige Auftritt erinnert vielleicht manchen Leser Shakespeare's an das kurze Königthum des drolligen Fallstaffs im Schauspiele: Heinrich IV. Das Benehmen dieser zwei Afterköniglein ist sich so auffallend ähnlich, daß man beinahe vermuthen muß, Kyau habe den dicken Hans nachgeahmt.

Der Krebs.

Eine Erzählung.

Feßler, ein alter Kapitalist, hielt den Reichthum, wie mehrere Pfleglinge des Glücks, für eine Art von Adel, und verachtete jeden Erdensohn, der nicht so gemächlich wie er auf der faulen Bärenhaut liegen und von Renten zehren konnte. Wer zur ehrwürdigen Klasse thätiger Menschen gehörte und im Schweiß seines Angesichts sein Brod aß, ward von diesem Glückspilz über die Achsel angesehen. Trat er in eine Gesellschaft, wo er ein fremdes Gesicht erblickte, so war immer seine erste Frage: „Hat er Geld?“

Mildere Gesinnungen hegte, dem eisgrauen Sprichworte vom Stamm und Apfel zum Trotz, seine einzige Tochter Juliane; denn sie schätzte einen gewissen jungen Secretair Horst, der nichts im Vermögen hatte und auch zur Zeit noch ohne Besoldung angestellt war, tausendmal höher, als alle Geldrollen ihres Vaters.

Der brave Jüngling verdiente die Auszeichnung, von dem schönsten Mädchen der Stadt geliebt zu werden. Kopf und Herz waren bei ihm ohne Tadel, und der leidige Geist der Speculation, der oft Amors Gestalt annimmt, hatte ihm nicht den Weg zu Julianen gewiesen. Er glühte für sie, eh' er wußte, daß sie einst eine reiche Erbin werden würde.

Beinah' ein Jahr trugen die heimlich Liebenden den Wunsch ihrer Vereinigung im Herzen herum, ohne damit sich an den Alten zu wagen. Auf Horst's Bitte übernahm

endlich ein Mann, der mit Feßlern täglich umging und sich seines Vertrauens rühmte, das Vermittlungsgeschäft.

Am Abende, da der Antrag gelegentlich auf einem Kaffeehause geschehen sollte, erwartete Julchen mit Herzklopfen die Heimkunft des Vaters. Gegen zehn Uhr schritt er barsch und hastig herein, warf dem zitternden Mädchen einen finstern Blick zu, schleuderte Hut und Stock auf den Tisch, stopfte sich eine Pfeife und dampfte, starr an die Wand sehend, wie die Feuermauer einer Prälatenküche.

Nachdem er fünf bange Minuten so den Stummen gespielt hatte, rief er endlich aus: „Schöne Sachen! Herrliche Neuigkeiten! Eher hätt' ich mir des Himmels Einsturz versehen! Du, ungerathene Tochter, hast dich also verplempert?“ —

Julchen bedeckte ihr schamrothes Gesicht mit dem Schnupftuch, und Thränen entstürzten ihren Augen.

„Besser, das Kind weint, als sein Vater!“ — fuhr er fort: „Daß doch immer das Ei klüger seyn will, als die Henne! Konntest du denn nicht erwarten, bis ich für dich einen schicklichen Bräutigam wählte? Nein, da denkt ihr Gänschen, das Heirathen wird verboten werden, und verlobt euch frisch weg hinter der Thür!“ —

Diese harten Ausdrücke durchbohrten Julianens Herz, und sie schluchzte laut. Der alte Murrkopf schien dadurch ein wenig gerührt zu werden, und sprach in etwas sanfterem Ton also fort:

„Heirathen in Eile, bereut man mit Weile. Glatte Worte machen den Kohl nicht fett, und mit einem Pfund Sorge bezahlt man kein Loth Schulden. Wie kann so ein Guckindiewelt, so ein von Gottes und des Königs Gnaden Supernumerar-Secretair schon an eine Frau denken? Will er dich mit Papierspänen füttern? — Ich habe sonst

nichts wider ihn. Er mag ein guter, ehrlicher Mensch seyn und sich auf seine Feder verstehn; mit solchen Federn fliegt man nur nicht. Und verläßt er sich auf meine Fettfedern, so hat er die Rechnung ganz ohne den Wirth gemacht. Gehorsamer Diener! Ich werde nicht so einfältig seyn und sie mir ausrupfen lassen. — Wenn du also dein Glück und deinen Vater lieb hast, so denke nicht mehr an den jungen Fant, höre nicht mehr auf sein süßes Geschwätz. Es ist wahr, er spricht wie ein Buch; aber leere Fässer schallen am weitesten. Was hilft alle spitzfindige Weisheit, wenn man nichts Rundes hat? Auf runden Rädern rollt man durch die Welt, und die besten Freunde hat man im Beutel.“ —

„Ueberdieß begreif' ich nicht, warum du dich jetzt schon verschleudern willst? Wer langsam geht, kommt auch fort. Ein Mädchen, das zwanzigtausend Thaler Aussteuer mitbringt, ist eine gute Waare, die immer Käufer findet. Warte nur, es ist noch nicht aller Tage Abend. Ueber lang oder kurz meldet sich gewiß ein reicher Kautz, der dir mit einem Federzuge mehr verschreiben kann, als jener Tintenkleckser, und wenn er hundert Jahr' alt würde, mit tausend und abermal tausend Gänsekielen erkritzeln wird. Nach solchen Fischen mußt du dein Netz auswerfen. Gleich und gleich schickt sich für einander. Merk' dir das, Julchen, und beschlafe meine guten Lehren! Besserer Rath kommt über Nacht.“

Bei Julianen nicht. Sie schrieb am nächsten Morgen mit weinenden Augen einen Brief an ihren Geliebten, worin sie ihm, des väterlichen Verbots ungeachtet, Standhaftigkeit und Treue gelobte.

Die Aussichten der Liebenden trübten sich indessen von Tag zu Tage. Sie unterhielten zwar einen geheimen

Briefwechsel; doch persönliche Zusammenkünfte machte die Wachsamkeit des mißtrauischen Vaters unmöglich. Horst hatte sonst freien Zutritt; seitdem aber der unglückliche Antrag geschehen war, ließ sich Feßler alle künftigen Besuche verbitten. Er selbst ging auch, um heimliches Einschleichen zu verhindern, von jetzt an nicht mehr auf das Kaffeehaus, wo er vorher keinen Abend fehlte.

Die Gesellschaft dort verlor nichts an ihm; denn seine ewige Unterhaltung von Geldgeschäften war so trocken, als das Einmaleins. Unerträglich aber ward er, wenn er sein politisches Streitroß tummelte. Er besaß eine der feinsten Nasen in Europa, um Jacobiner zu wittern, wo — keine waren. Der unbescholtenste Biedermann roch ihm nach Sanscülottismus, sobald er nicht jeden dummen Zeitungsschnack wie ein Evangelium glaubte und nur den geringsten Zweifel dagegen laut werden ließ. Gewisse Journalisten und Zeitungsschreiber, die bei der vernünftigen Welt so übel berüchtiget sind, daß man die armen Sünder gar nicht zu nennen braucht, hätten seinen vor Kurzem erfolgten Tod in Trauerblättern mit schwarzem Rande beweinen sollen; denn sie haben an ihm einen so warmen Verehrer und rüstigen Kämpen verloren, als sie unter den Legionen intoleranter Jacobiner-Schnüffler, die bis dato bei sehr kleinem Verstande das große Wort führen, kaum noch antreffen möchten. —

Von diesem Abstecher zu Julianen zurück! Die Noth zwang sie, eine Heuchlerin zu werden. Sie fügte sich scheinbar in des Vaters Willen und that, als ob sie Horsten ganz vergessen habe.

Dieser war indessen nicht müßig, sich nach einem neuen Sachwalter seiner Liebe umzusehen.

Hierzu schickte sich nach seiner Meinung Niemand besser,

als ein benachbarter Landedelmann, Herr von Willow, der ein vertrauter Freund von Horsts verstorbenem Vater gewesen war und auch gegen den Sohn sehr freundschaftlich dachte. Vorzüglich aber versprach der Umstand, daß er über Feßlern, mit dem er seit vielen Jahren bekannt war, mehr als hundert andere Menschen vermochte, einen glücklichen Erfolg.

Der alte, biederherzige Ritter vernahm kaum, wo seinen jungen Freund der Schuh drückte, so versprach er ihm auch mit einem kräftigen Handschlage, wider den alten Drachen (wie er den Kapitalisten nannte) zu Felde zu ziehen.

In dieser Absicht ließ er kurz nachher ihn und seine Tochter zu sich einladen. Feßler nahm sich die Freiheit, den Bedienten zu fragen: „Ob etwa der Secretair Horst von der Partie seyn würde?“ — Nach erhaltener verneinender Antwort versprach er, zu kommen.

Die Gesellschaft bestand aus einigen benachbarten Familien, und der gefürchtete Mann war wirklich nicht da. Dieß setzte den alten Argus, der sich mit Julianen richtig eingefunden hatte, in ziemlich gute Laune, und er zechte tapfer.

Nach der Tafel zog ihn der Edelmann in ein Nebenzimmer.

„Hör', Alter, du hast eine Tochter — —“

„Leider! Mannbare Mädchen und Glaswerk sind zerbrechliche Sachen.“ —

„Die Tugend eines so guten Kindes doch nicht?“ —

„Den Baum erkennt man an seinen Früchten, und diese sind bei dem Bäumchen, das ich so sorgsam gepflegt und gewartet habe, eben nicht die besten.“ —

„Wie so?“ —

„Fragen Sie doch nicht! Sie wissen lange, woher der Wind bläst. Ich weiß es auch.“ —

„Nun, was weißt du denn?“ —

„Daß Sie dem Secretair Horst, dem mein Geld und mein Mädchen ins Auge sticht, die Brücke treten wollen.“

„Zwei Wahrheiten und — mit Erlaubniß — eine Lüge. Es ist wahr, daß ich dem guten Jungen versprochen habe, für ihn ein Wörtchen zu reden; es ist ferner wahr, daß er Julianen liebt; aber ganz falsch ist dein Verdacht, daß er um deine Geldsäcke buhle.“ —

„Dem sey, wie ihm wolle. Zum Tanzen gehört mehr, als ein Paar neue Schuhe zu haben, und zum Heirathen und Haushalten mehr, als Liebelei.“ —

„Mit einer mäßigen Aussteuer müßtest du freilich herausrücken.“ —

„Da liegt der Hund begraben.“ —

„Versteh' mich nur recht! Ich meyne blos ein paar tausend Thälerchen vor der Hand.“ —

„Das ist leicht gesagt. Ich wollte sie auch mit Freuden geben, wenn Horst Vermögen oder eine Bedienung mit erklecklichen Einkünften hätte; denn um einen Lachs zu fangen, verliert man gern einen Angelhaken. Das gute Secretairchen heißt aber noch Urben, und ist weder gerathen, noch verdorben. Für einen Schwiegersohn Habenichts, den ich füttern muß, bedank' ich mich. Wer einen Sperling theuer bezahlt, muß einen Vogel sehr nothwendig brauchen.“ —

„Hum! Junge Männer, wie Horst, sind unter den Menschen nicht so gemein, als die Spatze unter den Vögeln.“ —

„Wenn auch; ich kann nichts entrathen. Wer seinen

Kindern gibt das Brod und leidet selbst im Alter Noth, den schlage man mit der Keule todt!“ —

„Geh mir mit deinen alten Reimchen, die aus zwei Ursachen gar nicht auf dich passen. Erstens bist du, Gott sey Dank, in den Umständen, daß du in der Maße, wie ich dir vorschlug, zwanzig Töchtern ausstatten könntest und immer noch keine Noth leiden würdest. Zweitens zielt jenes Denksprüchlein wahrscheinlich blos auf die Geschichte eines unglücklichen Vaters, der vielleicht eben so bösartige Töchter und Eidame hatte, wie der König Lear.“ —

„Ich kenne weder Ihro Majestät, nach Dero Sippschaft. Wer steht mir aber dafür, daß ich mir nicht auch eine Schlange und einen Basilisken im Busen erziehe?“ —

„Ich bürge mit Hab' und Gut.“ —

„Haben Sie schon einen Scheffel Salz mit Horsten gegessen, daß Sie für seine Rechtschaffenheit gut sagen wollen?“ —

„Ich kenn' ihn von Kindesbeinen. Sein Vater war einer der rechtschaffensten Männer im Lande, und der Sohn tritt ganz in seine Fußtapfen. Nie hört' ich von ihm ein böses Gerücht. Er hat auch etwas gelernt und arbeitet mit so vielem Beifall, daß er gewiß von Zeit zu Zeit höher befördert werden wird.“ —

„Wer immer fortrutscht, wird nirgends warm.“

„O du lebendiges Sprichwörter-Magazin! Du zweiter Sancho Pansa! Mußt du mir denn immer mit deinem lahmen Steckenpferde querfeldein galoppiren? Warum soll er denn nicht warm werden? Du bist ja auch von einem Tausend zum andern fortgerutscht und sitzest nun so warm wie eine Brüthenne. Heh, was antwortest du darauf?“

„Ei, ich mag von der ganzen Sache nichts weiter hören, und damit Lied am Ende.“ —

„Nicht Lied am Ende. In deinem Hause werden die Klagelieder nun erst recht angehen. Deine Tochter wird sich die Augen ausweinen.“ —

„Mein geringster Kummer. Wenn ein Frauenzimmer weint, verdient es deßwegen gerade so viel Mitleid, als eine Gans, weil sie barfuß geht.“ —

„Schäme dich, Alter! — Doch diese Härte ist dir nicht natürlich; du erkünstelst sie blos, um mir die Rolle, die ich übernahm, ein wenig schwer zu machen. Hör' auf, mich zu necken und sprich zu meiner Brautwerbung ein kurzes, ehrliches Ja!“ —

„O bis dahin ist noch ein langer Weg voll Bedenklichkeiten!“ —

„Was willst du dir den Kopf mit unnützen Grübeleien zerbrechen? Ich bin ein ehrlicher Mann, in dessen Herzen kein Falsch ist, und wollte mir eher die Zung' abschneiden, als dich zu einem Schritt überreden, den ich nicht für gut hielte. Schlag' ein!“ —

„Lassen Sie mir noch Zeit! Aufgeschoben ist nicht aufgehoben.“ —

„Es sagt aber auch ein Sprüchwort: Man muß das Eisen schmieden, wenn's warm ist. — Doch ich will vor der Hand zufrieden seyn und dich jetzt nicht länger trillen. Wir müssen uns ohnedem spuden, wenn wir zu einer kleinen Fischerei, die ich zum Vergnügen der Gesellschaft angeordnet habe, nicht zu spät kommen wollen.“ —

Sie eilten an den Teich, der neben der Landstraße lag, und die Netze wurden ausgeworfen. Nachdem man einige Züge gethan hatte, rief plötzlich der Edelmann: „Seht, was kommt denn da für ein Stadtherrchen auf uns zugeritten? Wenn ich nicht halb blind bin, so ist es der Secretair Horst!“ —

Juliane ward roth und ihr Vater blaß. Er zog geschwind den Edelmann bei Seite und raunt' ihm ins Ohr: „Sie thun mir doch wohl den Gefallen, und nöthigen Horsten nicht zum Absteigen?“

„Lange nöthigen will ich ihn nicht;“ versetzte Willow: „ein Ehrenwort muß ich ihm aber gönnen.“ —

Indessen kam der Reiter immer näher und begrüßte schon die Gesellschaft.

„Willkommen im Grünen!“ rief ihm der Edelmann zu: „Sie machen's recht, Horst, daß Sie einmal die leidige Hypochondrie, die sich euch Stuhlsitzern wie eine Klette an den Hals hängt, durch einen tüchtigen Trab von sich abschütteln. Wollen Sie nicht unserm Fischfang ein wenig zusehen?“ —

„Wenn Sie erlauben;“ — sprach der Secretair, und sprang vom Pferde.

Feßler zog dem Edelmann ein schiefes Gesicht und kehrte Horsten den Rücken.

Der feine, junge Mann nahm von diesem unschicklichen Betragen keine Notiz, sondern nahte sich dem Isegrimm mit unbefangener Höflichkeit und bahnte sich einen Weg zu seiner Gunst, indem er ihm von dem glücklichen Ausgang eines bösen und schon verloren geachteten Prozesses die erste Nachricht gab.

Feßlers umwölkte Stirn klärte sich jetzt plötzlich auf. Er rief seine Tochter herbei, stellte ihr Horsten als den Ueberbringer einer sehr angenehmen Botschaft vor, mischte sich dann wieder unter das fröhliche Gewimmel am Ufer des Teichs, und schielte nur dann und wann nach den Liebenden, die viel mit einander zu sprechen hatten.

Auf einmal erscholl ein Jubelgeschrei: „Ha, welch ein Krebs! Der Großvater aller Krebse!“ — Alles drängte

sich hin, den merkwürdigen Gefangenen zu sehen. Julchen und ihr Freund waren nicht die Letzten.

Sie erstaunten über die seltene Größe des alten Knaben, den man aus einer Steinkluft, die er vielleicht ein halbes Jahrhundert ruhig bewohnte, so eben hervorgezogen hatte. Die muthwillige Juliane konnte sich nicht enthalten, seinen rothen Panzer zu berühren. Der Riese lag ein Weilchen wie todt. Plötzlich aber öffnet' er seine mächtigen Scheeren und schnapp! war ein Finger des unbehutsamen Mädchens gefangen.

Man denke sich das Zetergeschrei; denn der Grobian verstand keinen Spaß, sondern knipp tüchtig zu. Horst wollte seine Geliebte retten; doch er nahte sich kaum, so hatte sich auch schon die zweite Scheere seines Zeigefingers bemächtigt.

Diese lustige Begebenheit verursachte natürlich ein erschütterndes Gelächter. „O du ehrlicher Krebs!“ rief Willow: „du machst uns einen königlichen Spaß und siehst selbst so ernsthaft dabei aus, als ob du die Leutchen verlobtest und den Segen über sie sprächst! Herbei, Feßler, und lerne von ihm, was du zu thun hast!“ —

Der Alte kam ängstlich getrippelt und gab sich viel Mühe, die ihm mißfällige Paarung zu zerstören und den unberufenen Kuppler loszureißen. Dieser aber wich und wankte nicht. „Ich wollte,“ sprach Willow: „daß er noch eine Scheere hätte, um dich so lange festzuhalten, bis du Ja sagtest!“ —

Die ganze Gesellschaft stürmte jetzt in den Alten, das gute Werk des Krebses durch seine Zustimmung zu krönen. Uebertäubt durch dieses Geschrei, rief er endlich halb lachend, halb zürnend: „Ei, wären sie jetzt nur erst wieder

von einander; alsdann mag's meinetwegen werden, wie es will." —

„Gut, ich halte dich beim Wort;" sprach Willow: „und nun will ich gleich Rath schaffen." — Er kitzelte hierauf den Krebs so lange, bis er seine Scheeren aufthat und die Gefangenen losließ.

Nun begann ein neuer Sturm auf Feßlern. Man ließ ihn gar nicht mehr zum Wort kommen, sondern überschrie ihn mit Lobeserhebungen seines großmüthigen Nachgebens, wozu er sich eigentlich noch gar nicht verstanden hatte.

In diesem Wirrwarr und Getümmel ergriff er endlich die Hände der jungen Leute, fügte sie hastig zusammen und sagte: „Nun, wenn es denn durchaus seyn soll und muß, da habt ihr euch!" —

Dieß war das Signal zu einem allgemeinen Händeklatschen. „Alter, drolliger Mann!" rief Willow: „Ich möchte fast mit dir zanken! Gegen mich hast du eine Stunde lang mit Sprichwörtern gefochten, und nun streckst du deine Waffen vor einem Krebse." —

„Ich bitte für dessen Leben!" sprach der liebeschwärmende Horst, und trug ihn sofort wieder in den Teich. „Geh," rief er ihm nach: „geh in deine ruhige Steinhöhle zurück, und sey der Stammvater einer zahlreichen Nachkommenschaft, die eben so glückliche Paare vereinigen möge, wie du!"

Der Emigrant

oder

Der Paradiesvogel.

Ein Schwank.

Bei Einreißung alter Gebäude wird manches ehrliche Geschöpf aus seiner Ruhe verscheucht.

Da machen sich Käutzlein, geflügelte Mäuse
Und Marder und Ratten geschwind auf die Reise.

So ging es bei der Zerstörung des antiken Palastes der französischen Monarchie. Ludwigsritter und andere Edelleute (von denen man die wirklich moralisch Edlen mit vorbenannten Thierchen so wenig vergleichen, als überhaupt der Unglücklichen spotten will) wanderten in Schaaren aus. Viele griffen zu den Waffen, um ihre verlorenen Rechte wieder zu erkämpfen. Andere gingen, im Sinn der Handwerksburschensprache, fechten.

Ein solcher Held durchkreuzte Baiern
Und ließ von Haus zu Haus sich eine Gabe steuern;
Er trug ein schäbiges Gewand,
Vom Zahn der Zeit so jämmerlich durchfressen,
Daß überall die Luft den freisten Durchzug fand.
Doch blitzten hier und da Fragmente goldner Tressen;
Auch war das Ludwigskreuz im Knopfloch nicht vergessen.

Er kam in ein Dorf, wo die meisten Hütten verschlossen und die Bewohner auf dem Felde waren. Frau Els=

beth, die Gemahlin des Schultheißen, saß jedoch daheim vor der Hausthür und hatte gerade ihr empfindsames Stündchen.

Ihre Gedanken,
Von Sehnsucht belebt,
Waren den Schranken
Der Erd' entschwebt.

Sie schwärmte damit in den Gefilden jenseits des Grabes, um dort den geliebten Geist ihres ersten, vor ungefähr zwölf Monden verstorbenen Mannes zu besuchen, den sie, zum Aergerniß ihres zweiten Bettgenossen, nimmer vergessen konnte. Sie war übrigens, wohl zu merken, ein wenig dumm und ein wenig taub.

Der Emigrant eröffnete sein Gesuch bei ihr in kauderwälschem Deutsch; denn Noth lehrt nicht allein beten, sondern jetzt auch manchen Franzmann die sonst verachtete Sprache Germaniens wenigstens radebrechen.

Frau Elsbeth fragte sanftmüthig: „Woher des Landes, mein Freund?" —

Der Ludwigsritter antwortete: „Aus Paris." —

„Aus dem Paradies?" — rief die blödsinnige, hart hörende Bäuerin, und starrte den Ritter an. „Aus dem Paradies?" — wiederholte sie staunend.

„Gerades Weges daher!" — versetzte der Franzose, der zwar Glück und Wohlstand in seinem stürmischen Vaterlande zurückgelassen, die dort einheimische Leichtfertigkeit aber mit über die Gränze genommen hatte, und daher sogleich beschloß, das seltsame Mißverständniß entweder blos zum Scherz oder allenfalls auch zu ernsthaften Vortheilen zu nutzen.

„Aus dem Paradiese?" — fragte zum dritten Male

das Weiblein und schlug voll Verwunderung die Hände über der Haube zusammen. „Hab' ich doch mein Lebtage Niemand gesehen, der dort herkam!“ —

„Leicht möglich. Jetzt geschieht täglich etwas Neues unter dem Monde.“ —

„Also wirklich aus dem Orte, wo die selig Verstorbnen wohnen?“ —

„Nun ja doch, ja!“ —

„Ei, so müßt ihr wohl auch meinen lieben, seligen Mann kennen?“ —

„Ohne Zweifel. Wie heißt er?“ —

„Martin.“ —

„Martin — Martin — es gibt viel Martine da. Ich kenn' einen langen, einen dicken — —“

„Der dicke! Der dicke!“ —

„Der dicke Martin? — Die ehrliche Haut? — O, er ist mein vertrautester Freund!“ —

„Nicht wahr, es ist ein recht gutes Herz? — Nun, wie geht's ihm denn?“ —

„Mitunter nicht zum Besten.“ —

„O Jesus Maria! was fehlt ihm?“ —

„Er ist gesund, wie ein Fisch, hat aber manchmal weder zu brocken, noch zu beißen.“ —

„Der arme Mann!“ —

„Er ist auch erbärmlich abgerissen und ein wahrer Ohnehosen.“ —

„Der unglückliche Mann! — Wer ihm doch helfen könnte!“ —

„Das könnt ihr ja leicht!“ —

„Wär' es möglich? — Lieber Herr oder Engel — ich weiß nicht recht, wie ich euch betiteln soll, — sagt mir nur, wie?“ —

„Durch mich. — Zwar bin ich niemals gewohnt gewesen, Botendienste zu thun, sondern hielt mir sonst selbst Lastthiere genug, die mir alles in die Hand reichen mußten; dennoch könnt' ich mich, aus Freundschaft für euern Mann, wohl entschließen, ein Bündel mitzunehmen, wenn ihr etwa ein bischen Geld und Kleider für ihn zusammensuchen wolltet." —

„Ach, das will ich von Grund der Seele gern! Ihr geht also ins Paradies zurück?" —

„Allerdings. In drei Tagen bin ich wieder dort." —

Frau Elsbeth packt nun schnell die Feiertagsgewänder
Des sel'gen Mannes ein, und stopfet voll und dicht
Mit blinkenden Dukaten, deren Ränder
Kein Mauschel stahl, ein Beutelchen, und spricht:
„Das ganze Bündel tragt, bei eurer Engelspflicht,
Dem guten Martin hin, zu Lindrung seiner Qualen,
Und grüßet ihn von mir zu tausend, tausend Malen." —
„Gut," sagt der Emigrant: „es wird gewiß bestellt;
Doch gebt auch Botenlohn und ein paar Thaler Geld,
Um an dem Himmelsthor Accise zu bezahlen." —
Sie reicht ihm ohne Widerwort,
Was er verlangt, und er eilt fort.

Kurz nachher kam Herr Caspar, der Schultheiß, vom Felde zurück, und seine Frau Gemahlin erzählt' ihm den Vorfall.

„O du blitzdumme Gans!" rief er zornig: „Da hast du dich wieder einmal recht übertölpeln lassen. Das mag mir ein schöner Paradiesvogel gewesen seyn! Wo lief der Betrüger hin?" —

Frau Elsbeth beschrieb die Gegend, und der Dorfrichter gebot seinem Knecht:

„Hans, sattle mir schleunig den Rappen!
Ich will wohl den Schelm noch ertappen.“ —
Drauf warf er sich rasch auf das muthige Roß
Und flog aus dem Hof, wie ein Pfeil vom Geschoß.

Der Lumpenritter war auch eben nicht wie eine Schnecke gezogen. Er hatte schon ein Wäldchen erreicht, das beinahe eine Viertelmeile hinter dem Dorfe lag, als er den Hufschlag eines galoppirenden Pferdes von Weitem hörte. „Ha,“ dacht' er: „gewiß ein Reiter, der mir nacheilt!“ — Und schnell verbarg er sein erobertes Bündel im nächsten Gesträuch. Hierauf ging er langsam, wie ein unverdächtiger Wanderer, einige Schritte weiter, und setzte sich endlich, um sich nicht allzuweit zu entfernen, auf einen Stein an der Landstraße.

Eine Krümmung des Weges hatte den Schultheißen verhindert, die Partiererei des Packs in dem Strauch zu sehen. Ueberdieß war ihm, trotz seines Klugheitsdünkels, nicht eingefallen, nach der Gestalt des Paradiesvogels zu fragen. Sollt' er nun den ehrlichen Pilger, der ganz unbefangen da saß und kein Gepäck bei sich hatte, dafür halten? — Das schien ihm ungerecht. Er ritt also höflich heran und erkundigte sich: „Ob nicht ein liederlicher Kerl mit einem Bündel vorbeigelaufen sey?“ —

„Ja wohl!“ sprach der Franze: „Diesen Augenblick sprang ein lustiger Bursch, mit einer Hock' unter dem Arm, hier über den Wildzaun und drängte sich dann ins dickste Gestrüpp. Ich hatte meine Gedanken, daß es wohl gar ein Dieb seyn möchte.“ —

„Freilich ist's so ein verdammter Hund!“ rief Herr Caspar: „Wenn ich ihn erwische, so will ich ihn fürchterlich walken. Ich weiß nur nicht, wo ich mein Pferd lassen

soll; denn ich kann nicht damit über den Zaun und durch Dornen und Hecken.“ —

„Nein, das geht nicht;“ versetzte der Gauner: „Doch will ich euch helfen und den Rappen so lange halten, bis ihr wieder kommt. Ihr müßt mir alsdann aber auch einige Kreuzer schenken.“ —

„Das soll geschehn!“ sprach der Schultheiß. Hierauf sprang er von seinem Gaul, übergab ihn dem Ausgewanderten und lief hastig waldein.

Der Ritter von der traurigen Gestalt hatte den unvorsichtigen Bauermeister kaum aus den Augen verloren, so rief er lachend:

„Wer hätte gedacht, einen muthigen Rappen
Mit Sattel und Zeug noch so leicht zu erschnappen!“ —
Drauf holt' er das Bündel und warf sich aufs Roß,
Und sauste davon, wie ein Pfeil vom Geschoß.

Athemlos hatte Caspar indessen der schelmischen Lüge nachgesetzt und sich in den Dickichten des Waldes die Kleider vom Leibe gerissen. Dieser fruchtlosen Diebsjagd endlich müde, begab er sich auf den Rückweg und war höchst verdrießlich, daß er nun nach so vielen erlittenen Einbußen dem Hüter seines Rosses noch ein Trinkgeld geben sollte. Mit diesen Grillen kam er an den Platz, wo er vor zwei Stunden abgestiegen war.

Da stand kein Räppchen mehr. „Was soll das Ding bedeuten?“ —
Brummt er in seinen Bart und lugt nach allen Seiten.
Er reckt den Hals, tritt auf die Zeh'n
Und ruft: „Wo seyd Ihr mit dem Pferde?“ —
Das Echo hilft ihm schrei'n; doch Niemand läßt sich sehn,
Und zornig stampfet er die Erde.

Hierauf erklimmt er einen Baum,
Durchspäht vom höchsten Ast ein Weilchen
Schier einen meilenweiten Raum,
Und sieht noch immer nicht sein vielgeliebtes Gäulchen.
Vor Schrecken überläuft ihn eine Gänsehaut.
„Ich bin betrogen!“ rief er laut.
„Verdammter Paradiesgeselle,
O ritt'st du doch hinab zur Hölle!“ —

Unter mehrern Verwünschungen war er von dem Baume wieder heruntergerutscht, hatte sich ermüdet ins Gras geworfen und hielt folgendes Selbstgespräch: „Ja, wenn man auch fünfzig Jahre klug gewesen ist, so kommt doch endlich eine dumme Minute! O Caspar, Caspar, du verfolgst einen Schelm und lässest dich selbst von ihm prellen! Das ist, mit Ehren zu melden, ein kleiner Eselsstreich! Meiner Frau, der ich ihren Gänseverstand immer vorwerfe, darf ich nicht einmal gestehen, wie ich um den Rappen gekommen bin, sonst lacht sie ins Fäustchen und meine Klugheit verliert allen Respekt bei ihr. — Hum! Was dreh' ich denn der einfältigen Elsbeth gleich für eine Nase?“ —

Er sann eine Minute nach; dann sprang er empor und rief: „Das geht!“ und eilte heim.

Frau Elsbeth stand an der Hausthür. Er ging freundlich auf sie zu und sagte: „Dießmal muß ich dich um Verzeihung bitten. Du hast deine Geschenke für den seligen Martin keiner ungetreuen Hand anvertraut. Das ehrliche Männchen, das sich damit belästigt, ist wirklich im Paradies zu Hause und hat mir seinen richtigen, vom heiligen Petrus unterschriebenen Reisepaß gezeigt.“ —

„O nun fällt mir wieder ein Stein vom Herzen!“ er-

wiederte Frau Elsbeth: „Warum kommst du aber zu Fuß?“ —

„Und das eräthst du nicht?“ sprach Herr Caspar: „Nun so will ich dir's sagen. Die gute, gefällige Seele plackte sich so erbärmlich mit deinem schweren Bündel, daß sie mich dauerte. Ich hab' ihr daher zum bessern Fortkommen den alten Rappen geschenkt.“ —

Der kluge Knappe.

Eine Erzählung.

Ritter Hugo hatte bis in sein fünfzigstes Jahr keine andere Liebschaft, als eine gefüllte Humpe. Statt Minnespiel aufzusuchen, zog er Turnieren nach und kam immer siegreich zurück. Endlich ward er doch von dem unbärtigen Kämpen Amor aus dem Sattel seiner Gleichgültigkeit gehoben.

Er sah Angeliken, des Landes schönste Dirne,
Vergaß sein graues Haar,
Und führte sie, um's Schicksal seiner Stirne
Ganz unbesorgt, zum Traualtar.

Zum Glück war Angelika ein züchtiges Weiblein, das alle buhlerischen Schmetterlinge, welche die Blume ihrer Schönheit umgaukelten, durch strenge Tugend verscheuchte. Hugo kannte die geprüfte Treue seiner Gemahlin, und hielt sie deßwegen wie seinen Augapfel lieb und werth.

Eines Morgens ritt er über Feld, um bei einem benachbarten Waffenbruder einzusprechen. Hinter ihm trabte Konrad, sein alter, ehrlicher Knappe. Als sie ungefähr die Halbscheid des Weges im Rücken hatten, hielt der Ritter plötzlich still und begann: „Höre, Konrad, mir fällt eben ein Ding ein, das mich wurmt. Es ist gerade heut der Tag, da Bruder Nicolaus gewöhnlich in die Burg

kommt, um mir und meiner lieben Hausfrau eine Messe zu lesen. Nun mag ich ihn aber, da ich abwesend bin, nicht gern in meinen vier Pfählen dulden; denn die Pfaffen sind lose Wichte, die das Gelübde der Keuschheit lieber brechen, als erfüllen. Reite daher spornstreichs zurück und gebiet' Angeliken in meinem Namen, den Meßpriester nicht vor sich zu lassen." —

Konrad schüttelte bedenklich den Kopf und erwiederte: „Verzeiht mir, edler Ritter! Sollte das die gestrenge Frau nicht vielleicht von selbst thun?" —

„Mit deinem Vielleicht!" fuhr Hugo auf: „Ich gehe doch sicherer, wenn ich's ihr befehle." —

„Meint Ihr?" versetzte der Knappe: „Ich denke mir in meiner Einfalt gerade das Gegentheil. Folgt einmal dem Rath eines treuen Dieners und unterlaßt das Verbieten bei einer so kitzlichen Sache!"

„Kitzlich hin, kitzlich her!" rief der Ritter unwillig: „Ich weiß nicht, was du heute für ein Grillenfänger bist! Fällt dir's etwa unbequem, ein Stündchen Weges zurück zu reiten?" —

„Ha, wenn Ihr in diesem Ton redet," sprach Konrad: „so hab' ich nichts weiter zu sagen." — Hierauf gab er seinem Gaul die Spornen und jagte rückwärts nach der Burg.

Angelika sah ihn hereinsprengen und rief erschrocken aus dem Fenster: „Was kommst du so eilig zurück? Es ist doch wohl meinem Herrn kein Unglück begegnet?" —

„Nein, gestrenge Frau!" antwortete Konrad: „Der edle Ritter ist aber besorgt, daß Euch ein kleiner Unfall widerfahren möchte, wenn Ihr etwa Lust bekämt, auf unserm Moloß zu reiten." —

„Ich reiten? — Auf dem großen Hetzhunde reiten?"

— fragte Angelika höchlich erstaunt: „Ich glaube, du bist voll süßen Weins! Diese lächerliche Botschaft kann dir der Ritter unmöglich an mich aufgetragen haben.“ —

„Doch, doch;“ versetzte der Knappe: „und der edle Herr that's mit den ausdrücklichen Worten: Er kenne den Moloß, daß er gewaltig um sich beiße, wenn man ihn zum Reitklepper brauchen wollte. Ihr solltet daher diese Kurzweil ja nicht versuchen.“ —

Nachdem er so gesprochen hatte, warf er sein Roß herum und flog wieder zur Pforte hinaus.

„Wach' ich oder träum' ich?“ sprach hierauf Angelika mit sich selbst: „Des Ritters Einfall ist so wunderbar, daß ich ihn lieber für einen abenteuerlichen Traum halten möchte. Was will er damit sagen? Ist es nicht genug, daß ich ihm bisher jeden Wunsch und Willen an den Augen absah und ihm in allen rechtlichen Dingen gehorsamte? Hab' ich damit verdient, daß er nun die Gränzen seiner Gewalt immer weiter ausdehnt und den launenhaften, übermüthigen Gebieter spielt? Ha, ich merke, man thut nicht wohl, wenn man allzu geschmeidig nachgibt! Das Würmchen, das sich im Staube krümmt, wird getreten. Nein, Herr Ritter, so weit soll es doch mit uns nicht kommen! Euch zum Possen will ich auf dem Moloß reiten, was mir sonst in tausend Jahren nicht eingefallen wäre.“ —

Hier ward sie im Selbstgespräch unterbrochen; denn ein Diener meldete, daß Bruder Nicolaus im Vorgemach sey. —

„Ich kann seinen Besuch heute nicht annehmen;“ sagte Hugo's Gattin: „denn mein Gemahl ist abwesend. Entschuldiget mich deßwegen bei dem ehrwürdigen Herrn und bittet ihn, morgen wieder zu kommen.“ —

„Allen Respekt gegen den Bruder Nicolaus“ — fuhr sie jetzt mit sich selbst fort — „aber meine lustige Reiterei soll er mir doch nicht verderben. Wenn nur mein Klepper gleich da wäre! Er muß in der That einen sanften Trab gehn, und seine Zähne fürcht' ich nicht; er ist ja fromm wie ein Lamm. O, ich freue mich wie ein Kind auf das doppelte Vergnügen, meinem alten Murrkopf ein Schnippchen zu schlagen und zugleich einen neuen Zeitvertreib zu versuchen!“ —

Durch alle Winkelchen im Hause
Erschallte jetzt ihr Ruf: „Moloß, komm hier! Sasa!“
Der Bullenbeißer sprang von einem Knochenschmause
Gehorsamst auf und stand im Augenblicke da.
Sie lockte schmeichelnd ihn mit Zucker
In ein Gemach, das sie verschloß.
„Nimm hin!“ sprach sie: „Doch, Freund Moloß,
Sey mir nur jetzt kein falscher Mucker!“

Ihr weiches Schwanenhändchen strich
Und krabbelte zugleich vertraulich seinen Rücken.
In Hoffnung nun, er würde sich
Aus Dankbarkeit in ihre Launen schicken,
Beschritt sie ihn wie einen Gaul.
Er zog darob ein etwas schiefes Maul,
Und sah sich ernsthaft um, was dieser Spaß bedeute?
Jedoch durch Schmeichelei'n an seiner schwachen Seite
Schnell von der Ritterin gefaßt,
Ertrug er zwar die schöne Last,
Nur fürbaß ging er nicht um eines Härchens Breite.

Natürlich war an dieser Stätigkeit
Angeliken nicht viel gelegen;
Drum brauchte sie nach kurzer Zeit
Den Schenkel sanft, wie Reiter pflegen.
Allein umsonst, daß sie dem Trägen
Sanftmüthig diese Hülfe gab:
Er ließ dadurch zu keinem Trab
Von seinem Standpunkt sich bewegen.

Aus Ungeduld ward endlich Zorn.
„Geh',“ rief sie, „geh', sonst fühlest du den Sporn!“
Drauf stieß sie ihm die Fersen in die Flanken;
Er knurrte, statt vom Fleck zu wanken.
Sie klopfte merklicher an seines Bauches Wand;
Er fletschte grimmig seine Fänge,
That einen Sprung, und biß, als sie nach aller Länge
Hin auf den Boden fiel, sie gar noch in die Hand.

Die abgeworfene Reiterin benetzte die Dielen mit ein paar Thränchen, sprang sodann wieder auf und verwies das unfreundliche Thier, das keinen Spaß verstehen wollte, stracks aus dem Zimmer.

Gegen Abend kam Hugo zurück, und erkundigte sich mit mißtrauischer Eilfertigkeit, ob der Bruder Nicolaus da gewesen sey?

„Wohl war er hier;“ antwortete Angelika: „Doch ließ ich ihn abweisen.“ —

Der Ritter sah sich mit triumphirender Miene nach seinem Knappen um und raunt' ihm in's Ohr: Siehst du, alter Gernklug, daß Verbote helfen?“ —

Konrad, der die Verdrehung seines erhaltenen Auftrags verschwiegen hatte, zuckte über dieses Mißverständniß lächelnd die Achseln.

Als sich hierauf der Ritter wieder zu seiner Gemahlin kehrte, ward er erst gewahr, daß sie um die linke Hand eine Binde trug. Er fragte sogleich nach der Ursache.

„Moloß hat mich gebissen!“ sprach Angelika: „und Ihr, Herr Ritter, seyd Schuld!“ setzte sie schmollend hinzu.

„Ich?“ — rief Hugo.

„Niemand, als Ihr!“ erwiederte seine Gemahlin: „Hättet Ihr mir nicht durch Konraden verbieten lassen, auf dem tückischen Hunde zu reiten, so wäre mir der tolle Streich zeitlebens nicht in den Sinn gekommen.“ —

Stumm und staunend eilte der Ritter hinweg, um von dem Knappen, der indessen fortgeschlichen war, eine Erklärung zu fordern.

„Was hast du Angeliken verboten?“ fuhr er ihn an.

Konrad gestand nun die Wahrheit.

„Hab' ich dir das geheißen?“ zürnte Hugo.

„Allerdings nicht,“ — versetzte der Knappe: „Doch denk' ich, meine Sachen gut gemacht zu haben. Merkt Ihr nun wohl, wie es geworden wäre, wenn ich Euern Befehl wegen des jungen Pfäffleins ausgerichtet hätte? — Die gestrenge Frau ist ein Kleinod ihres Geschlechts, ist ein Halbengel, aber bei dem allen ein Töchterchen Evens, die nun einmal ihren, bei dem verbotenen Baume gezeigten lüsternen Widerstrebungsgeist auf alle Nachkommen weiblicher Linie vererbt zu haben scheint.“ —

Albert Limbach

oder

Der Märtyrer des schönen Geschlechts.

Eine Erzählung.

Alle Welt sagt dem Frauenzimmer Schmeicheleien. Ich allein muß gegen den Strom schwimmen; denn mit mir ist dieses vergötterte Geschlecht übel umgesprungen. Unmöglich kann ich daher ein zweiter Frauenlob werden, der zum Ruhm und Preis der Damen so süße Lieder sang, daß sie ihn aus Dankbarkeit mit eigenen zarten Händen zu Grabe trugen.

Hab' ich vielleicht alle Leiden, die mir Weiber zuzogen, dadurch verwirkt, daß ein Weib für mich starb? O ich Unschuldiger, was könnt' ich dafür, daß meine gute Mutter, als Gebärerin, mein Leben mit ihrem Tode bezahlen mußte?

Von Jugend auf spielten Evens Töchter mit mir Ball. Den ersten Wurf erlitt ich schon als ein Windelkind, wie mir mein Vater (der, beiläufig gesagt, ein bemittelter Kaufmann war) folgender Maßen erzählt hat.

Du warst nicht so glücklich, sprach er, die Milch deiner eigenen Mutter zu trinken; ich mußte dich also den Händen einer Amme vertrauen. Sie war ein junges, gefallenes Mädchen, das an demselben Tage, da du das Weltlicht erblicktest, einen Knaben geboren hatte, der nur wenige Stunden gelebt haben sollte.

Es schien, als ob ich in dieser Person eine glückliche Wahl getroffen hätte; denn sie glich in ihrem Dienste

mehr einer zärtlichen Mutter, als einer um Lohn gedungenen Wärterin. Und ach! sie war wirklich die Mutter des Knaben, der in meinem Hause wie ein Prinz erzogen ward, den ich drei volle Jahre für meinen Sohn hielt. —

Ich wäre vielleicht ewig in diesem Irrthum geblieben, hätte nicht die furchtbare Gestalt des Todes von jener boshaften Dirne ein schreckliches Geheimniß erpreßt.

Sie ward in meinem Hause krank und verlangte nach der Wohnung und Pflege ihrer Verwandten. Ich gewährt' ihr gern diesen Wunsch. Ihre Krankheit stieg aber von Tag zu Tage.

Endlich ließ sie mich bitten, zu ihr zu kommen, weil sie mir eine Sache von der höchsten Wichtigkeit zu entdecken habe. Ich eilte hin, fand sie in ein Geripp verwandelt und schon am äußersten Rande des Grabes.

„Ich kann nicht sterben;“ — sagte sie unter tausend Thränen und mit kaum hörbarer Stimme: — „ich kann nicht sterben, ohne Ihnen einen Betrug zu entdecken, der felsenschwer auf meiner Seele liegt. Gott und Sie mögen mir ihn vergeben!“ —

Gerührt durch ihre Leiden, sprach ich sanft: „Ich vergeb' euch im voraus und Gott wird es auch thun. Erleichtert nur geschwind euer Herz!“ —

„Nun so hören Sie denn mein reuiges Bekenntniß!“ fuhr sie schluchzend fort: „Der Knabe, den ich bisher in Ihrem Hause gepflegt und gewartet habe, den Sie als Ihren Sohn lieben, ist mein eigenes, für todt ausgegebenes Kind.“ —

Ich erstarrte. „O Himmel!“ rief ich aus: „wo blieb mein Sohn, mein Albert? — Schändliche Kreatur, hast du ihn gemordet?“ —

„Nein, eine so große Verbrecherin bin ich nicht;“ war ihre Antwort: „Er lebt — im Findelhause.“ —

„Im Findelhause? — Wie ist das möglich?“ fragt' ich voll Erstaunen.

„Lassen Sie mich, ohne Unterbrechung,“ — sagte sie bittend — „meine letzten Kräfte anwenden, Ihnen alle Umstände zu entdecken.

Ich überließ, um den vortheilhaften Ammendienst in Ihrem Hause annehmen zu können, meinen neugebornen Säugling der Erziehung einer Verwandtin. Mein leichtsinniges Vorgeben, daß er todt sey, hatte anfangs keine andere Absicht, als allen Bedenklichkeiten und Einwendungen von Ihrer Seite zu begegnen. Kaum bemerkt' ich aber zwischen Ihrem Sohn und dem meinigen eine auffallende Aehnlichkeit, so gerieth ich sofort auf den ruchlosen Gedanken, beide gegen einander zu vertauschen. —

Ich würde mich jetzt selbst weniger verabscheuen, wenn blinde Affenliebe gegen mein Kind mich dazu verleitet hätte. Nein, mich blendeten bloß Habsucht und Eitelkeit. Ich wollte meinem Jungen zu Ihrer Erbschaft verhelfen, um mit der Zeit durch ihn eine vornehme und reiche Dame zu werden. —

Zur Ausführung dieses unüberlegten Plans wählt' ich den ersten Tag, da es mir erlaubt ward, Ihr Söhnchen an die freie Luft zu tragen. Ich eilte zu meiner Verwandtin, entkleidete mein Kind von den Lumpen, womit es bedeckt war und trug es, mit Alberts Windeln und Wäsche geschmückt, in Ihr Haus zurück. —

Sie begegneten mir auf der Treppe und ich zitterte vor augenblicklicher Entdeckung meines Verbrechens. Doch bemerkten sie meine Angst so wenig, als den Kindertausch. Sie küßten meinen armen Bastard, als Ihren Albert, der

wenige Stunden darauf, bei einbrechender Nacht, von meiner Verwandtin an die Thür des Findelhauses gelegt ward.“ —

Hier schwieg sie, und ich schickte sogleich nach Gerichtspersonen, in deren Gegenwart sie ihre Aussage wiederholen mußte. Zum Glück ließ ihr der Tod noch so viel Zeit, ihre Beichte zu endigen. Im nächsten Augenblick starb sie.

Die Weibsperson, die dich ausgesetzt haben sollte, ward auf der Stelle gefänglich eingezogen, und gestand, mit der Verstorbenen ganz einstimmig, die That. Das Protokoll des Findelhauses enthielt auch die Nachricht, daß an dem angegebenen Tage ein Knabe vor der Thür gefunden und aufgehoben worden sey. Du wardst mir also ohne weiteres Bedenken wieder überliefert. Der untergeschobene Bankert hingegen mußte das Haus räumen; doch hatt’ ich den unglücklichen Knaben so lieb gewonnen, daß ich es nicht über’s Herz bringen konnte, ihn im Mangel und Elend umkommen zu lassen. Ich bestimmte daher eine kleine Summe zu seiner nothdürftigen Erziehung.

Sieh, mein Sohn, auf diese schändliche Art wärest du beinah’ in deiner frühsten Kindheit ein Opfer weiblicher Eitelkeit geworden. Ich wünsche, daß du von diesem Geschlecht keine weitern Kränkungen in deinem Leben erfahren mögest!“

So schloß mein Vater. Sein Wunsch ist aber leider unerfüllt geblieben, und er selbst trug nicht wenig dazu bei. Denn nachdem er zehn Jahre Wittwer gewesen war, verband er sich wieder mit einer jungen Person, in der sich alle stiefmütterliche Untugenden vereinigten.

Anfangs schien sie mir nicht abhold. Ein einziger Vorfall brachte mich aber um ihre Gnade und bereitete mir eine Hölle auf Erden.

Unter unsern Hausfreunden befand sich ein junger Officier, der oft bei uns einsprach und von meinen Eltern immer mit lebhaftem Vergnügen empfangen ward. Eines Tages sah ich ihn, als mein Vater eben auf der Börse war, in das Zimmer meiner Stiefmutter gehn. Ich dachte nicht weiter daran, und es fiel mir erst nach einer Stunde wieder ein, da ich mir von Mamachen ein Frühstück ausbitten wollte und ihre Thür verschlossen fand.

„Sollte der Officier schon wieder fort und Mama vielleicht ausgegangen seyn?“ dacht' ich und spähte durch's Schlüsselloch. Da sah ich denn aber, daß Beide noch im Zimmer waren und auf dem Sopha eine Gruppe bildeten, die meiner kindischen Unerfahrenheit bloß lächerlich vorkam. Ich klopfte ganz unbefangen an, ward jedoch nicht eingelassen und mußte hungrig abziehn.

Bald nachher kam mein Vater heim, und ich erzählt' ihm mit argloser Geschwätzigkeit, was Mama und der Herr Lieutenant unterdessen für neckische Possen getrieben hätten. Ich bemühte mich, die ganze Scene nach dem Leben zu schildern, und glaubte, mein Vater würde sich vor Lachen den Bauch halten. Allein er lachte nicht, sondern runzelte verdrüßlich die Stirn und schalt mich einen dummen Jungen, der geträumt haben müsse.

Hierauf ging er mit starken Schritten in meiner Stiefmutter Zimmer, und war noch nicht fünf Minuten darin, als sie mit einem Furienblick herausstürzte und mich so grausam mißhandelte, daß ich betäubt zur Erde fiel. Selbst das Lieutenantchen fuhr mir auf den Hals, und nahm sich heraus, mir einen Stockschlag zu versetzen. Mein Vater, der ein Mann von vielen guten Eigenschaften, aber ein muthloser Pantoffelsclav war, spielte dabei die verächtliche Rolle eines unthätigen Zuschauers.

Von nun an ward meine Stiefmutter gegen mich ein erzboshafter Plageteufel, und schien ernstlich entschlossen, mich todt zu quälen. Sie stieß und schlug mich wie einen Hund, wo ich ihr in den Weg kam, und reichte mir nicht mehr Speise, als nöthig war, mein armseliges Küchenleben zu fristen. Mein furchtsamer Vater ließ zwar bisweilen ein mattes Bittwort für mich fallen; doch rührt' er zu meiner Rettung keine Hand, wenn mich sein wüthendes Weib, statt der Antwort auf seine Fürsprache, vor seinen Augen mit Füßen trat. Er unternahm sogar, ohne mich vor den Klauen dieser Hyäne zu sichern, eine lange Geschäftsreise. Kaum war er über die Schwelle, so ward ich in einen finstern Keller gesperrt, dort einen Monat lang mit Wasser und Brod gefüttert, und alsdann mit der Drohung entlassen, wenn ich meinem Vater ein Wort sagte, sollt' ich stracks in mein unterirdisches Gefängniß zurückgebracht werden und das Licht des Tages nie wieder sehen.

Bei allen diesen Martern strebte jedoch meine kernhafte Gesundheit ihrer Vernichtung entgegen. Meine geschworene Feindin brütete nun einen neuen Höllenplan aus. Sie setzte nämlich meinem Vater in den Kopf: „Ich sey der Bastard meiner Amme, die mich durch ein auf ihrem Todtbette listig ersonnenes Mährchen ins Haus gebracht und den rechtmäßigen Erben dafür hinausgelogen habe.“ — Sie donnerte ihm ins Gewissen, ein Hurkind nicht länger bei sich zu hegen und zu pflegen, indessen sein leiblicher Sohn wie ein Bettelbube erzogen werde. Einige von ihr gedungene Kabalmacher und Rechtsverdreher — denn wozu läßt sich der Auswurf des im Ganzen verdienstvollen Advokatenstandes nicht dingen? — übertäubten meinen Vater vollends mit lateinischen Brocken, und

ängstigten ihn durch ihr Galimathias so lange, bis er endlich meine Aechtheit in einem förmlichen Prozesse bestreiten ließ.

Falsche Zeugen waren spottwohlfeil zu haben; denn die Verwandten meiner Amme, liederliche Ohnehosen, denen viel daran lag, ihr Vetterchen emporzubringen, erboten sich für ein bloßes Trinkgeld zu körperlichen Eiden bei offenen Thüren und Fenstern. Das Weib, welches mich ehmals ans Findelhaus getragen hatte, und das mich jetzt, um nicht wieder als eine Betrügerin erkannt und bestraft zu werden, hätte vertheidigen müssen, lebte nicht mehr. So wär' es also wahrscheinlich der Bosheit gelungen, mich von allen Menschen Verlaßnen zum zweiten Mal aus dem Hause meines Vaters zu drängen, wenn ihm nicht noch zu rechter Zeit mein Schutzgeist die Augen geöffnet hätte.

Meine Stiefmutter und der junge Kriegsmann waren in ihrem sträflichen Umgange so sicher geworden, daß sie nicht die geringste Vorsicht mehr beobachteten und endlich einmal von meinem Vater ertappt wurden. Jetzt fiel ihm plötzlich die Nebelkappe vom Gesicht. Er klagte sein Hauskreuz redlichen Freunden. Sie riethen ihm, sich von der giftigen Natter scheiden zu lassen. Er that es, und alle Kabalen weiblicher Rachsucht hörten gegen mich auf.

Die dritte Scene meines Märtyrthums war kürzer und etwas lustiger.

Mein Vater und zwei andere Kaufleute unterhielten einen gemeinschaftlichen Lehrer. Wir Kinder kamen täglich bei ihm zusammen, lernten wenig und lärmten viel. Ein Mitglied dieser kleinen Schule und meine zärtlichste Freundin war Nanny, ein hübsches, aber erzloses Mädchen von eilf Jahren. Ich, ungefähr zwölf Monden äl-

ter, liebte sie so feurig, daß ich mich um ihretwillen in Flammen und Ströme gestürzt hätte.

Einst klagte sie mir mit weinenden Augen, der Magister habe sie beleidiget, so entsetzlich beleidiget, daß sie es ihm lebenslang nicht vergeben und vergessen könnte. „Denke nur den Grobian!“ fuhr sie stöhnend fort: „Er sagte gestern, ich sollte mir auf mein Lärvchen nicht so viel einbilden; es sey gar nicht so schön, als ich glaubte.“ — Hierauf schluchzte sie, als ob Vater und Mutter gestorben wären.

Ich schimpfte wie nach Noten auf den unhöflichen Schulmann, um die kleine Eitelkeit dadurch zu trösten. Doch weinte sie fort und sagte: „Nicht genug, daß du hier in der Tasche die Faust ballst! Du mußt, wenn du mich lieb hast, dem alten Pedanten einen Streich spielen, mußt ihm wenigstens die Perücke vom Kopfe reißen.“ —

„Wenn ich nun das Wagestück unternehme, was gibst du mir?“ versetzt' ich: „Drei Küßchen, schöne Nanny, werden nicht zu viel seyn.“ —

„Geh doch; ich bin ja nicht schön!“ sagte sie mit einem zufriedenen Lächeln, das ihr zu nassen Augen ganz allerliebst stand. „Nur erst gethan, was du thun willst, dann wollen wir sehn!“ —

Ich bat um Vorausbezahlung, ward aber abgewiesen. Der Angriffsplan auf den lockenreichen Hauptschmuck unsers Orbils machte mir Sorgen. Der Mann war so fürchterlich lang, daß er unter jeder Garde mit Ehren Flügelmann seyn konnte. Eine offene Fehde gegen ihn zu beginnen, schien mir daher nicht räthlich. Sicherer dünkte mich folgende List.

Ich erlauerte eine Minute, da er mit Zahlen so beschäftiget war, daß er die Augen von der Rechentafel nicht

weg wandte. Geschwind stand ich hinter ihm und senkte behutsam einen Tapetenhaken, der an einen Bindfaden geknüpft war, in seine Haarmütze. Er bemerkte nicht die That meiner leisen Hand. Ich band nun das andere Ende der Schnur an die Thürklinke und setzte mich mit ernsthaftem Gesicht wieder an meinen Platz.

Hier hatt' ich kaum einige Scheinblicke auf mein Buch geworfen, als ich mit heimlichem Vergnügen einen meiner Mitschüler die Treppe heraufpoltern hörte. Um die versäumte Zeit durch Eilfertigkeit einzubringen, riß er hastig die Thür auf und rückte dadurch so schnell, wie eine Sternschnuppe vom Himmel herabschießt, dem Magister die Perücke vom Scheitel. Sie überschlug sich einige Mal in der Luft, und fand alsdann erst ein Ruheplätzchen auf den staubigen Dielen.

Mit schreckbarem Grimm sprang der kahlköpfige Riese vom Stuhl auf, um über den ankommenden Spätling, den er für den Räuber seines Stutzes hielt, wüthend herzufallen. Der Unschuldige floh. Magister Kahlkopf wollt' ihm nachsetzen, verwickelte sich aber mit den Beinen in dem Leinchen an der Thür, und stürzte krachend, wie ein umgehauener Baum, zur Erde.

Hierüber kam er zur Besinnung, daß der Entflohne, der noch nicht da gewesen war, den inwendig befestigten Fallstrick unmöglich gelegt haben könne. Seine zornfunkelnden Augen suchten nun den Thäter unter uns Uebrigen. Am längsten ruhte sein Blick auf mir. Ich zwang mich, die ruhige Unschuld zu spielen; das Blut schoß mir aber wie ein glühender Strom ins Gesicht. „Ha, Mosje Albert!“ brüllte der Schulmeister: „Haben wir etwa diese Gottlosigkeit verübt?“ — Ich stammelte: „Nein!“ ergriff aber zugleich die Flucht. Der lange, mit einem Bakel

bewaffnete Schlagtodt rannte mir nach. Ich erreichte die Treppe, fiel jedoch auf der Mitte derselben so unglücklich, daß ich einen Arm brach.

Nach vollendeter Heilung war mein erster Weg zu Nanny, um mir den versprochenen Minnesold abzuholen. Ich fand sie in Gesellschaft eines süß duftenden Höflings, der gerade bei ihrem Vater ein Kapitälchen aufgenommen hatte und sich aus Dankbarkeit herabließ, der kleinen Tochter vom Hause Schmeicheleien zu sagen. Das gefallsüchtige Püppchen war durch diesen Hofwind so aufgeblasen, daß es mich bei meinem Eintritt bloß über die Achsel beschielte. Ich wartete mit Ungeduld, daß sich der lustige Schwätzer empfehlen sollte; allein er blieb. So stand ich ein Weilchen auf Kohlen. Endlich nahm ich mir die Freiheit, Nanny bei Seite zu rufen. Sie folgte mir mit verdrießlicher Miene und fragte schnippisch: „Was gibts?“ —

„Du hast zu geben, Nanny!“ antwortet' ich: „Weißt du noch?“ —

„Ich weiß von nichts und verbitte das Dutzen,“ schnatterte sie. Dabei warf das kleine Ding sein Näschen hoch empor und wollte fort.

Sanft hielt ich den lieben Flüchtling auf und sagte: „Du bist heute nicht bei Laune, gute Nanny! Ich will mir deßwegen meine sauer verdienten Küßchen zu einer andern Zeit abholen.“ —

„Bemühn Sie sich nicht!“ sprach sie höhnend.

„So?“ — rief ich erbittert: „Wer hetzte mich auf des Magisters Perücke? Wer ist Schuld, daß ich den Arm brach?“ —

„Das ist zum Todtlachen!“ fiel sie kichernd ein: „Am Ende soll ich Ihnen wohl Ihren ungeschickten Fall gar geheißen haben?“ —

Ich stand so versteinert, daß mir auf einen Augenblick die Sprache verging. Indessen hüpfte sie zu ihrem Hofschranzen zurück, und sah sich nicht um, als ich stillschweigend das Zimmer verließ.

Seitdem sprach ich nie wieder ein Wort mit ihr. In der Folge hatte sie das Schicksal aller Koketten. Sie ließ sich bis in ihr dreißigstes Jahr von Grafen und Baronen den Hof machen, verscheuchte durch ihr hochfahrendes Wesen alle ernsthafte Bewerber ihres Standes, und kam zuletzt in diejenige Klasse der alten Jungfern, welche von Jedermann verspottet, von Niemand bemitleidet wird. — Seit meinem Bruch mit Nanny bis in mein zwanzigstes Jahr schien zwischen mir und den Damen ein Waffenstillstand geschlossen zu seyn. Es fielen nur kleine Neckereien vor, die keine Erwähnung verdienen. Indessen starb mein Vater und hinterließ mir ein so ansehnliches Vermögen, daß ich ganz unabhängig hätte leben können: allein mich lockte der Außenglanz des Soldatenstandes; ich bewarb mich um eine Offiziersstelle und erhielt sie.

Der Spielgesellschaften und Bacchanale meiner Kameraden bald überdrüssig, sucht' ich Beschäftigung für mein Herz. Tag und Nacht stand vor meinen Augen Rosaliens Bild. Sie war das schönste Mädchen der Stadt und lebte so eingezogen, daß selbst die ruhmredigsten Wüstlinge nicht wagten, ihren guten Namen zu beschmutzen.

Durch tausend Umschweife gelang mir es endlich, ihre Bekanntschaft zu machen. Die Sittsamkeit dieses sanften Täubchens bezauberte mich. Ich war mit den Begierden eines feurigen Jünglings gekommen, und ging hinweg mit dem heiligsten Schwur, diese Unschuld nicht zu verführen.

Meine Absichten zielten nun auf eine rechtliche Verbin-

dung. Rosalie war arm. Sie nährte sich und ihre Mutter bloß durch fleißiges Arbeiten am Stickrahmen. Ich ward ein Verschwender, um ihr Schicksal zu verbessern. Ihre armselige Wohnung schuf ich in einen kleinen Palast um, und dünkte mich an meines Liebchens Seite glücklicher, als alle Fürsten der Erde.

Als dieses paradiesische Leben ungefähr zwei Monate gedauert hatte, zwangen mich Familienangelegenheiten, zu verreisen. Ich versprach Rosalien, die beim Abschiede ganz untröstlich schien, längstens innerhalb vierzehn Tagen zurückzukommen. Doch ward ich früher, als ich gehofft hatte, mit meinen Geschäften fertig. Ich warf mich rastlos von einem Kurierpferd aufs andere, und stieg schon am Abende des zehnten Tages vor meiner Wohnung wieder ab.

Mit der Schnellfüßigkeit eines Eilboten lief ich stracks auf Rosaliens Haus zu. Ich rannte gegen zwanzig Menschen an; denn ich hatte die Augen nur starr und stier auf meines Mädchens Fenster gerichtet. Mit Verwunderung sah ich sie ungewöhnlich hell beleuchtet. Ich wußte mir diese Illumination nicht anders zu erklären, als daß die gute Seele vielleicht durch einen Zufall meine Rückkunft schon erfahren und mir zu Ehren ein kleines Fest angestellt habe. Mit diesem tröstlichen Gedanken flog ich, ohne mich vorher mit Anklopfen abzugeben, in ihr Zimmer.

Doch ich kam nur einen Schritt über die Schwelle; denn hier ward ich vor Schrecken gleichsam zur Bildsäule, als ich meine Geliebte in den Armen eines jungen Grafen von Osseck, eines berüchtigten Wollüstlings, erblickte. Die Ungetreue sprang auf, als sähe sie ein Gespenst. Der Graf blieb ruhig sitzen und maß mich stolz mit den Augen.

Nach einer halben Minute hatte sich die Buhlerin gefaßt, und kam mit der Miene, als ob ich ein unbekann-

ter, wildfremder Mensch sey, auf mich zu. „Was wollen Sie, mein Herr?“ fragte sie keck: „Sie haben sich wahrscheinlich im Hause geirrt?“ —

„Nicht im Hause;“ — versetzt' ich: „aber in Ihnen, Rosalie!“ —

„In mir?“ rief sie mit frechem Gelächter: „Wie ist das möglich? Ich kenne Sie nicht.“ —

„Mich kennst du nicht? Mich verläugnest du?“ — schrie ich halb rasend: „Ha, eine so eiserne Stirn kann nur ein verworfenes Weib, kann nur eine Buhlerin haben!“ —

Schäumend vor Wuth hätt' ich sie mit den Händen zerreißen mögen. Sie flüchtete sich aber hinter den Stuhl des Grafen und schrie ängstlich: „Helfen Sie mir, Herr Graf! Der Mensch ist wahnsinnig!“ —

„Entfernen Sie sich!“ sagte der Graf im gebietenden Ton und schellte zugleich mit einem Tischglöckchen. Ein Bedienter sprang herbei.

„Was wollen Sie thun?“ fragt' ich entschlossen.

„Sie zur Thür hinauswerfen lassen;“ war seine Antwort: „wenn Sie nicht augenblicklich von selbst gehn.“ —

„Herr Graf,“ sprach ich mit möglichster Fassung: „Sie sehen mich wahrscheinlich in meinen Reisekleidern für einen nichtswürdigen Abenteurer an, und glauben daher, mir so begegnen zu dürfen. Sie irren sich, Herr Graf! Ich bin ein Offizier und ein Mann von Ehre, der sich nicht ungestraft beleidigen läßt. Ich weiche jetzt, um mich mit Ihnen und Ihrem Lakai in kein schimpfliches Handgemeng' einzulassen; doch morgen früh um sechs Uhr sprech' ich Sie im Park und fordere Genugthuung.“ —

„Sie sollen mich finden,“ — sprach der Graf, indem ich hinwegeilte.

Ich durchwachte die schrecklichste Nacht meines Lebens. Mit Anbruch des Tages war ich im Park. Der Graf erschien. Bei seinem Anblick kochte das Blut in meinen Adern. Ich verabscheut' ihn, als den Mörder meines höchsten Glücks, zog wüthend den Degen und hieb und stach um mich herum in blinder Raserei. Nach einem kurzen Gefecht sank mein Gegner blutend zur Erde. „Fliehen Sie!“ rief er mir zu: „Ich bin tödtlich verwundet.“ —

Schon stand ein gesatteltes Pferd für mich bereit, und mit verhängtem Zügel flog ich über die nahe Gränze des Landes. Hier warf ich mich voll Verzweiflung auf den Boden und bejammerte mein unabsehbares Unglück. In einem kurzen Zeitraume von zwölf Stunden hatt' ich nicht nur alles, was mir lieb war, sondern beinah auch den Verstand verloren, war ein Ausreißer und Mörder geworden, und in diesen Abgrund des Verderbens hatte mich die Falschheit eines angebeteten Weibes gestürzt. —

Ich wußte nicht, wohin ich mich wenden sollte. Nach langem Grübeln faßt' ich endlich den Entschluß, mich in das Getümmel der Hauptstadt ** zu mischen, von der ich noch ungefähr vierzig Meilen entfernt war. Der Gedanke, daß ich dort entdeckt und verhaftet werden könnte, hatte nicht Gewicht genug, mich abzuschrecken; denn mein Leben eckelte mich an.

Ich verkaufte nun im nächsten Städtchen mein Pferd, änderte meine Kleider und wanderte nach ** zu Fuß. Hier lebt' ich unter einem fremden Namen einige Monate wie ein Einsiedler. Nach und nach aber fing ich an, öffentliche Spaziergänge in der Abenddämmerung zu besuchen. Aus meiner Vaterstadt hatt' ich keine Nachrichten, weil Niemand wußte, wohin ich geflüchtet war.

Nachdem ich ungefähr ein halbes Jahr so unruhig wie

ein Verbannter und Geächteter gelebt hatte, ward ich eines Abends, als ich eine menschenleere Allee vor der Stadt durchstrich, mit Bestürzung gewahr, daß eine Mannsperson, die in einen Mantel gehüllt war, auf dem Fuße mir folgte. Ich verdoppelte meine Schritte. Mein Nachschleicher blieb mir aber dennoch auf den Fersen und rief endlich leise hinter mir her: „Limbach! Limbach!“ —

Zusammenschaudernd eilt' ich, ohne mich umzusehen, immer vorwärts. Der Mantel rauschte mir nach, und die vorige Stimme, die mir nun etwas bekannt schien, rief wieder: „Wenn Sie Limbach sind, so fliehn Sie nicht! Ich bring' Ihnen gute Nachrichten vom Grafen Osseck. Er lebt noch — ich bin es selbst.“ —

Mir war jetzt, da ich so plötzlich von der Gewissensangst eines Mörders befreit wurde, nicht anders, als ob mich ein Engel von den Todten erweckte. Freudetrunken kehrt' ich mich um, und taumelte, alle Fehde vergessend, in die offenen Arme des Grafen.

„O was waren wir für Thoren,“ sprach er: „daß wir uns wegen eines verächtlichen Geschöpfs wie Löw' und Tiger anfielen! Danken Sie dem Himmel, Limbach, daß sich Rosalie, diese listige Tugendheuchlerin, noch zeitig genug selbst entlarvte! Sie zeigte sich Ihnen in der nackten Häßlichkeit ihrer Seele, weil sie an mir eine feste Eroberung gemacht zu haben glaubte und solche nicht anders zu behaupten wußte. Seitdem hat sie verschiedene Mal mit ihren Liebhabern gewechselt; denn kaum waren Sie geflohn und mein Tod schien gewiß, so kamen andere Herren ans Bret. Doch kein Wort weiter von ihr!

Unser Zweikampf ist, wie Sie sehen, glücklicher abgelaufen, als wir Beide dachten. Sie, mein hitziger Freund, hatten mir zwar tüchtig zugesetzt; doch innerhalb acht Ta-

gen war ich außer Lebensgefahr, und meine Wunden schmerzten mich nun nicht so sehr, als der Gedanke, daß Sie ohne Noth landflüchtig geworden waren. Kaum fühlt' ich mich vollkommen wieder gesund, so faßt' ich den Vorsatz, Ihnen nachzureisen. Dieß wär' ein lächerlicher Ritterzug gewesen, wenn ich Sie blindlings von Osten nach Westen hätte suchen wollen: nein, ich richtete meine Fahrt ohne Umweg hierher; denn ich hatte schon Spuren, daß Sie sich an diesem Ort aufhielten. Ueberdieß bracht' ich vor meiner Abreise durch den Einfluß meiner Familie bei Hofe Ihre Sache dahin, daß Sie entweder vorwurfsfrei in Ihr Regiment wieder eintreten oder einen ehrenvollen Abschied erhalten können." —

„O ich Unmensch!" rief ich gerührt: „Einen so biedern Mann wollt' ich wegen eines niederträchtigen Weibes morden? Diese Tollheit verzeih' ich mir so wenig, als ich Ihren Edelmuth, Herr Graf, jemals vergessen werde. Ich dank' Ihnen herzlich für Ihre Verwendung beim Fürsten und wähle den Abschied; denn nie mag ich meine Vaterstadt wieder sehen, wo ich von Weibern so entsetzlich gemißhandelt worden bin." —

Der Graf schenkte mir noch einige Tage seinen Umgang, und ich fand immer mehr und mehr in ihm die Wahrheit bestätiget, daß Lebemänner (ihre Ausschweifungen, durch die sie doch nur sich selbst schaden, abgerechnet) gemeiniglich Menschen vom besten Herzen sind.

Als er wieder abgereist war, schrieb ich um meinen Abschied und erhielt ihn. Ich setze mich nun mit meinem Vaterlande aus aller Verbindung. Dagegen beschloß ich, meinen kaum abgelegten Degen zum Dienst des Staats, in dem ich mich jetzt aufhielt, wieder zu ergreifen. Es glückte mir, mich dem Kriegsminister so vortheilhaft zu empfehlen,

daß er mir eine Hauptmannsstelle bei einem neu errichteten Regimente versprach.

Ich hatte nun auch, da ich mich vor Schergen und Häschern nicht mehr fürchten durfte, mein Eremitenleben verlassen und verschiedener braver Männer Bekanntschaft gemacht. Den Umgang mit Weibern floh ich wie ein gebranntes Kind das Feuer. Dennoch verstrickte mich mein Unstern bald wieder in gesellschaftliche Verbindungen mit einigen, die überdieß nicht zur beliebtesten Gattung gehörten. Es waren — Gott steh' uns bei! — gelehrte Weiber. Sie wußten am Schnürchen herzusagen, wie die griechischen und römischen Leckermäuler ihre Speisen bereiten ließen, konnten aber selbst keine deutsche Wassersuppe kochen. Daher machten sie ihren armen Männern täglich durch Wiederholung der anlockenden Küchenzettel jener alten Schwelger den Mund wässrig, und setzten ihnen alsdann verpfuschte und ungenießbare Schüsseln vor. Erhielten sie vollends gerade um die Zeit, wenn die Küche bestellt werden sollte, ein wichtiges Buch, das augenblicklich verschlungen werden mußte, so bekamen die armen Kreuzträger gar nichts zu essen.

Belobte Damen waren Mitglieder einer gelehrten, wöchentlich ein Mal znsammenkommenden Frauenzimmergesellschaft, und sprachen von dem Philosophiren, Moralisiren, Kritisiren und Deklamiren dieser Hauben-Societät mit solcher Wichtigkeit, daß es dem größten Sauertopf unmöglich geworden wäre, ernsthaft dabei zu bleiben. Ich konnte mich wenigstens nicht enthalten, ihnen einige Mal in's Gesicht zu lachen. Dieß nahmen sie natürlich übel; ich suchte sie jedoch wieder zu besänftigen, und es gelang mir. Da ich mir aber nachher in verschiedenen Gesellschaften beißende Spöttereien über jenen hochgelahrten Klubb erlaubt hatte, und dieses Kapitalverbrechen meinen Freun-

dinnen hinterbracht worden war, fiel ich bei ihnen in die tiefste Ungnade. Doch verbargen sie ihren Zorn hinter der Maske der Freundlichkeit, und luden mich eines Tages sogar ein, ihrer nächsten Sitzung beizuwohnen.

Ich hatte längst gewünscht, diese merkwürdige Versammlung zu sehen, und erschien daher in ihrer Mitte mit einer ehrfurchtsvollen Verbeugung. Die Gesellschaft bestand ungefähr aus zwölf Damen, wovon immer Eine häßlicher als die Andre, und die jüngste wenigstens fünfzig Winter alt war. Sie erhoben sich bei meinem Eintritt von einer langen Tafel, die unter einer Centnerlast von Büchern seufzte. Eine meiner Bekannten ging mir entgegen und stellte mich — man denke sich mein Erstaunen! — der Societät mit den Worten vor: „Hier, meine Freundinnen, sehen Sie den naseweisen Splitterrichter unserer ehrwürdigen Gesellschaft!“ —

„Das ist also der Herr Kritikus?“ — quäckte mit widerlicher Katzenstimme eine Dame, die an der Tafel obenan saß und die Präsidentin zu seyn schien. „Warten Sie,“ fuhr sie kreischend fort: „wir wollen Ihnen jetzt ein wenig Antikritik zu kosten geben!“ —

Auf diese Losung sprang das ganze alte Musenchor mit verborgen gehaltenen Ruthen mir auf den Hals. Ich prellte zurück, gewann glücklich die Thür, drückte sie hinter mir zu und ließ durch eine kleine Oeffnung ein unmäßiges Gelächter mit dem Zusatz erschallen: „Sie führen recht passende antikritische Waffen, meine Damen! Sind es etwa Ueberreste von ihren in der letzten Walpurgisnacht gebrauchten Blocksbergspferdchen?“ —

Diese Schmähung trieb den Zorn der Musenschwestern auf den höchsten Grad. Sie prellten mit vereinter Macht wüthend gegen die Thür an. Ich stemmte mich aber so kräftig dagegen, daß der Ausfall nicht glückte. Sie rüsteten

sich nun zu einem zweiten Sturm. Im Augenblick, da sie anliefen, warf ich mich in die Flucht. Die Thür, welche nun keinen Widerhalt mehr hatte, schlug auf, und Apollo's Töchter kollerten und stürzten über einander hin auf die Dielen des Vorsaals.

Ueber die lustige Niederlage hätt' ich auf dem Gerüst der Köpfmaschine hell auflachen müssen. Natürlich blieb ich also nicht still, da ich mich in voller Sicherheit auf der Treppe befand. Die gefallenen Matronen rafften sich auf, um mir eine Fluth Schimpfworte und ein prasselndes Hagelwetter von Ruthen, Büchern, Pantoffeln, Dintenfässern und Streusandbüchsen nachzuschicken. Um von diesem Ungewitter ein Andenken zu haben, hob ich eine Papierrolle, die mir ziemlich derb an den Kopf flog, von der Erde auf und entrann damit aus dem Hause.

Diese mitgenommene Bombe war ein Manuscript unter dem Titel: „Lina's Gedichte." —

Ich durchlas diese Reimereien und fand sie so elend, daß ich sie am folgenden Morgen meinem Friseur zu Haarwickeln hingab, und an dem von ihm übrig gelassenen Rest eine Pfeife Tabak anzündete.

Indem ich dieß that, ward ein Bedienter des Kriegsministers bei mir gemeldet. Voll froher Erwartung, daß er mir vielleicht meinen Bestallungsbrief überbringen würde, rief ich ihn sogleich in mein Zimmer. Er hatte jedoch keinen Auftrag vom Minister, sondern brachte mir von dessen Gemahlin ein Kompliment mit der Anfrage: „Ob ich nicht gestern am bewußten Orte ein Manuscript von Gedichten gefunden und zu mir genommen habe?" —

Ich stutzte: „Was in aller Welt kann die Ministerin mit diesen Bagatellen zu schaffen haben?" dacht' ich und wollte schon mit einem ehrlichen Ja herausplatzen. Da

mir aber meine Sünde, daß ich die in Frage befangenen poetischen Blätter als Maculatur verbraucht hatte, noch zeitig genug einfiel, so hielt ich's in jedem Falle für rathsamer, mich auf's Läugnen zu legen.

„Sie haben also diese Gedichte wirklich nicht gefunden?" sprach der Bediente: „O weh, so ist das Werkchen verloren! Dieß wird Ihro Excellenz, die hochselbst Verfasserin davon sind, äußerst unangenehm seyn." —

Diese Nachricht war mir ein Donnerschlag. „Ihro Excellenz sind Dichterin?" stammelt' ich erschrocken.

„Eine große Dichterin;" erwiederte der Bediente: „und überdieß Präsidentin der hiesigen gelehrten Damengesellschaft." —

Ein zweiter Donnerschlag.

Der dritte erfolgte unmittelbar darauf, indem der Bediente seine Augen starr auf meinen mit Papilloten bepflanzten Kopf richtete und jämmerlich aufschrie: „Was seh' ich? Sie haben das hohe Manuscript zu Haarwickeln verbraucht? Um Gottes Willen, hier ist das Titelblatt!" —

„Er zeigte mit dem Finger auf meine rechte Locke. Schnell riß ich die Düte derselben herunter, und fand sie leider so unglücklich gestaltet, daß die mit Kanzleibuchstaben gezirkelten Worte: „Lina's Gedichte" vollkommen zu lesen waren. Der Lakai schlug die Hände über dem Kopf zusammen und lief mit dem Geschrei: „Ach, was muß ich Ihr' Excellenz für eine Hiobspost bringen!" aus dem Zimmer.

Ich stand so verblüfft, daß mir nicht einfiel, ihn aufzuhalten und ihm einen Schweigepfennig in die Hand zu drücken. Geschwind warf ich mich aber in Kleider und eilte zu einigen Freunden, um sie wegen dieses häßlichen Vorfalls zu Rathe zu ziehen.

Allenthalben wußte man bereits meine Geschichte; denn

die beleidigten Damen hatten schon durch die halbe Stadt die Lärmtrommel gerührt. Man rieth mir einstimmig, der Ministerin Abbitte zu thun. Ich hatte keine Lust dazu und ging wieder nach Hause, um die Sache reiflicher zu überlegen. Hier fand ich aber ein Billet des Ministers, das mich alles Nachdenkens überhob. Er schrieb mir kurz und ohne einen Bewegungsgrund seiner veränderten Gesinnungen anzuführen: „Ich möchte auf die gesuchte Kapitainsstelle nicht weiter rechnen und seine Schwelle nie wieder betreten.“ —

„Wie Eure Excellenz befehlen!“ rief ich, und lachte so laut, daß meine einsamen Wände wiederhallten. So war ich augenblicklich getröstet. Da ich übrigens voraussah, daß mich die Wespen, in deren Nest ich gestochen hatte, überall verfolgen und nirgends auf einen grünen Zweig kommen lassen würden, so that ich ein Gelübde, bei keinem Großen mehr um die geringste Gnade zu betteln, sondern als ein freier Privatmann zu leben und zu sterben.

Ich hatte noch Vermögen genug, diesen Entschluß auszuführen, und das selige Gefühl der Unabhängigkeit machte mich zwei Jahre lang zu einem sehr glücklichen Menschen. Die gelehrten Wespen stachen zwar oft nach mir; doch kalte Verachtung dieser Brut war mein Panzer gegen ihre kraftlosen Stacheln.

Der Mensch ist aber ein sonderbares Geschöpf. Es kann nicht ruhn, es sey ihm auch noch so wohl. Um seinem Glück immer mehr Vollkommenheit zu geben, künstelt er so lange daran, bis er es gemeiniglich wieder verdirbt.

Dieß war mein Fall. Es dünkte mich plötzlich einmal nicht gut, daß der Mensch allein sey; es schien mir besser, eine Gehülfin zu haben. Indem ich dieß dachte, trippelte zwar die ganze Schaar der Weiber, die mich schon in der

Kopfe gehabt hatten, vor den Augen meines Geistes vorbei; doch schlug ich die warnende Erscheinung dieser bösen Engel in den Wind. Ihr waret alle, rief ich ihnen zu, durch die Schule großer Städte gelaufen, hattet dort Intriken und andere schlimme Künste gelernt und eure Herzen verdorben! Ich will eine Tochter der Natur, ein unschuldiges Landmädchen heirathen, das mir an Lebensfreuden so viel ersetzen wird, als ihr mir geraubt habt! —

Hierauf durchzog ich das Land, um ein Mädchen nach meinem Herzen zu suchen. Ich durchstöberte Pachterwohnungen und Pfarrhäuser, und fand endlich in einem der letztern eine junge, blühende Dirne, die mir zu Tisch und zu Bette sehr brauchbar schien. Sie war übrigens ein dummes, blödes Gänschen, das seine ganze Beredtsamkeit auf Ja und Nein beschränkte.

Eine solche gute, einfältige Frau wollt' ich haben. Ich warb daher um die Hand der schönen Pfarrerstochter und bekam keinen Korb.

Im Flitterjahr der Ehe hatt' ich alle Ursache, mit meinem trauten Röschen vollkommen zufrieden zu seyn. Sie war eine treffliche Wirthin und dabei ein frommes Jaweibchen, das keinen Widerspruch kannte. Eben so wenig wußte sie vom Bestreben, andern Männern zu gefallen, und ärgerte sich baß, wenn junge Herren sie auf der Promenade mit Glasaugen begafften. Zwar eifern auch manche Erzkoketten darüber; doch gewiß nur diejenigen, mit denen es irgend ein Häkchen hat, daß sie entweder häßlich sind oder zu altern beginnen. Aber aus diesem Grunde durfte Röschen die kritischen Untersuchungen der Ferngläser nicht scheuen; denn sie hatte noch kaum ihren siebenzehnten Sommer erlebt, und blühte so lieblich wie die Blume, deren

Namensschwester sie war. Ihre Lorgnettenfeindschaft entstand daher aus bloßer Sittsamkeit.

Dennoch war, seltsam genug, die einzige Mannsperson, mit der sie freundlich sprach, ein alter Herr, der sogar den Himmel mit Augengläsern beguckte. Er war Professor der Sternkunde und mein nächster Nachbar. Alle Abende, die er nicht zur Musterung des Heeres der Gestirne brauchte, verschwatzt' er bei uns, und sah meinem Weibchen immer so tief in die schwarzen Augen, als ob er sie für ein Paar neu aufgegangene Sterne hielt.

Ich war auf den alten Graukopf eben nicht eifersüchtig, wollt' aber doch wissen, ob er mir wirklich ins Gehege ginge. In dieser Absicht putzt' ich einmal Abends wie von ungefähr das Licht aus. Hierauf tappt' ich, um es in der Küche wieder anzuzünden, durch's Zimmer, und strich meiner Frau über die rothen Bäckchen einen tüchtigen Schnurrbart von Lichtschnuppe. Diese Antastung konnt' ihr nicht auffallen; denn was ist natürlicher, als Jemanden zufälliger Weise in's Gesicht zu greifen, wenn man im Dunkeln den Weg mit den Händen sucht? — Die Folge bewies auch, daß sie meine Malerei nicht gemerkt hatte; denn als ich mit dem Lichte zurückkam, sah ich meine Erwartung, daß sie dem Sterngucker einen Theil davon abgeben würde, vollkommen erfüllt.

Der alte verliebte Faun hatte, wie man schon errathen haben wird, während meines kurzen Aufenthalts in der Küche mein Weibchen geküßt, und sich bei dieser brünstigen Schnäbelei einen gräßlichen Schnautzbart geholt. Sein Gesicht war dadurch in eine Harlekinsfratze verwandelt, die zu der ernsthaften Professormiene, welche er bei meiner Rückkunft wieder annahm, so drollig abstach, daß ich mich hätte vor Lachen wälzen mögen.

Ich hielt so gut an mich, als ich konnte, und setzte das Licht auf den Tisch. Jetzt erblickte der Astronom sein geschwärztes Angesicht in einem gegenüber hängenden Spiegel, fuhr plötzlich, vor sich selbst erschreckend, vom Stuhl auf und warf einen hastigen Seitenblick auf meine Frau. Ich fiel, schier vor Lachen erstickend, auf den Sopha. Er aber ergriff Hut und Stock und lief ohne Abschied davon.

Röschen sah verschämt vor sich nieder und lachte nicht. „Sieh doch, mein Täubchen," sprach ich, nachdem ich ein wenig wieder zu mir selbst gekommen war: „sieh doch, was hast du mit dem Professor gemacht?" —

„Nichts, lieber Mann!" antwortete sie erröthend: „Er bat mich nur um einen Kuß." —

„So? Das nennst du nichts? Warst wohl also gleich willig dazu?" —

„Nun ja! Ich kann nicht gern Jemanden etwas abschlagen." —

„Ei, das ist ein verdammter Fehler von einer Ehefrau, wenn sie Mannspersonen nichts abschlagen kann!" rief ich und stampfte mit dem Fuß: „Diese Schwachheit mußt du dir durchaus abgewöhnen! Mit dem alten Sterngucker hat der Spaß nicht viel zu bedeuten; bist du mir aber gegen junge Läffler eben so freigebig, so ist das der gerade Weg zur Scheidung."

Ich bereute hintennach den ganzen Schwank; denn der Professor, mit dem ich manchen Winterabend angenehm verplaudert hatte, kam nicht wieder und ließ mich nun meine Schelmerei durch lange Weile büßen.

Im nächsten Frühling rieth mir mein Arzt, zu Wiederherstellung meiner etwas geschwächten Gesundheit in ein entferntes ausländisches Bad zu reisen. Ich entschloß mich dazu. Meine Frau wollt' ich nicht mitnehmen; doch trug

ich wegen ihrer selbst gestandenen Unfähigkeit, etwas abzuschlagen, gerechtes Bedenken, sie in einer volkreichen Stadt zurückzulassen, wo es viel begehrliche Herren gab. Ich miethete daher für sie ein einsames Landhaus und bestellte einen alten weiblichen Drachen zur Hüterin meines Eheschatzes.

Beim Abschiede sagt' ich: „Lebe wohl, gutes Röschen, und versprich mir Eins!" —

„Was denn, bester Mann?" —

„Versprich mir, die einzige Sylbe Nein, wie ein Papagei oder Staarmätzchen, auswendig zu lernen und sie jeder Mannsperson, die dich um irgend etwas anredet, entgegenzurufen." —

„Ich denke Wunder, was du von mir verlangen wirst! Das will ich wohl thun." —

„Willst du wirklich? Nun so bleibst du auch gewiß mein liebes, treues Weib; denn in diesem Wörtchen ist ein bewährtes Kernmittel gegen alle Versuchungen, wie in einer Nuß, verschlossen. Laß mich einmal hören! Wie willst du sagen?" —

„Nein, nein, nein!" —

„Recht so, schönes Papchen! Lebe wohl!"

Ich warf mich nun ohne Sorgen in den Wagen und badete mich gesund. Daß ich indessen kein Briefchen von meiner Frau erhielt, befremdete mich nicht; denn ich wußte, daß sie und die Schreibfeder wenig mit einander bekannt waren.

Ungefähr auf dem halben Wege meiner Rückreise speist' ich in einer ansehnlichen Stadt an einer Wirthstafel. Sie war mit vielen lustigen Gästen besetzt, die allerlei Anekdötchen erzählten.

Unter andern fing Einer an: Vor kurzem hat sich auch

in ** (er nannte meinen Wohnort) eine lustige Geschichte begeben. Ein Abenteurer, der in der Welt herumzieht und sich für einen Baron ausgibt, kommt neulich dahin und reitet eines Tages in der umliegenden Gegend spazieren. Indem er bei einem ländlichen Hause vorbeitrabt, erblickt er ein allerliebstes Frauenzimmergesichtchen am Fenster. Ihn gelüstet, mit diesem Püppchen zu kosen. Er hält also still und spricht: Können Sie mir nicht sagen, meine Schöne, wohin dieser Weg führt?

Das Frauenzimmer antwortet: Nein!

Wissen Sie auch nicht, fragt er weiter: wie das nächste Dorf heißt?

Die Dame sagt wieder: Nein! Kurz, sie beantwortet zwanzig und mehrere Fragen alle mit Nein.

Der Reiter stutzt und denkt: Das gute Dämchen muß entweder, bis auf das einzige vermaledeite Wort, stumm seyn, oder es steckt sonst etwas dahinter.

Er gibt nun seinen Fragen eine andere Wendung und ruft hinauf: Sie zürnen doch wohl nicht, daß ich mir die Freiheit genommen habe, mit Ihnen zu sprechen?

Nein.

Es ist Ihnen vielleicht auch nicht mißfällig, wenn ich hier ein wenig absteige?

Nein.

Sie verbieten mir also nicht, Ihnen meine unterthänigste Aufwartung zu machen?

Nein.

Der Glücksritter steigt nun ab und stiefelt ohne weitere Umstände ins Haus.

Hier gibt der Schlaukopf alle seine Wünsche durch ähnliche Fragen kund. Die Dame bleibt bei ihrem ewigen Nein und gewährt ihm dabei so viel, als das gutwilligste

Mädchen, das immer Ja auf den Lippen trägt, einem Manne gewähren kann." —

Ich hatte bei dieser Erzählung auf Nadeln gesessen. Das Landhaus, die Schönheit und Einfalt seiner Bewohnerin, ihr papageienartiges Neinsagen — kurz, alles traf zu und überzeugte mich, daß von Niemand anders, als von meiner Frau die Rede seyn konnte. Die letzten Worte des Erzählers drangen mir wie ein Dolchstoß ins Herz. Zum Glück bemerkte kein Tischgesellschafter meine Verwirrung; denn aller Augen waren auf den Referenten meiner Schande gerichtet, der jetzt also fortfuhr:

„So weit, meine Herren, möchte sich die Geschichte als ein Liebesabenteuer halb und halb entschuldigen lassen; nun aber fängt sie an, für den sogenannten Herrn Baron sehr unrühmlich zu werden. Der Schurke hatte daran nicht genug, daß er einen ehrlichen Mann zum Hahnrei machte; er beredet am Ende sogar das dumme Gänschen, mit ihm in die weite Welt zu fliegen." —

Ich erschrack, als ob über mir der Himmel einstürzte und rannt' aus dem Speisesaal, als würd' ich von der ganzen Hölle verfolgt. „Postpferde!" schrie ich fürchterlich im Hause, und verriegelte mich in mein Zimmer, bis sie da waren. Auf allen Stationen gab ich sechsfaches Trinkgeld, und kam so im Fluge bei Röschens ländlicher Wohnung an.

Die Thür war fest verschlossen. Ich mußte sie mit Hülfe des Postknechts aufsprengen. Zitternd wankt' ich ins Haus und fand es wüst und leer. Sogar der alte Drache hatte sich mit entführen lassen. Alle Gemächer waren ausgeräumt, alle Schränk' und Kasten erbrochen. Ich war ein Bettler.

„O ich Unglücklicher!" rief ich aus: „Nun seh' ich doch

klar, daß mich das Schicksal bestimmt hat, von allen Weibern, denen ich nahe komme, sie mögen klug oder dumm seyn, geprellt zu werden! Was bleibt mir übrig, als vor diesem feindlichen Geschlecht in die tiefste Einöde zu flüchten?"

Indem ich so meinem Schmerz Luft machte, fiel mir in einem Fensterwinkel ein an mich überschriebener Brief ins Gesicht. Ich brach ihn hastig auf. Er war von einem alten reichen Vetter in Rußland, an den ich seit vielen Jahren nicht gedacht hatte. Der gute Mann lud mich ein, baldmöglichst zu ihm zu kommen, weil er mich vor seinem Tode, den er wegen Alter und Schwachheit täglich erwarten müsse, noch ein Mal zu sehen wünsche. Diese beschwerliche Reise, schrieb er, sollte mir nicht unbelohnt bleiben; denn er wolle mich zum Erben aller seiner Habe einsetzen.

In meiner gegenwärtigen Armuth war mir ein solcher Antrag höchst erwünscht. Ich machte mich stracks auf den Weg und bettelte mich bis in das Wohnstädtchen meines Vetters, das fünfzig deutsche Meilen hinter Petersburg lag.

Hier ward ich bald wieder zum reichen Manne; denn der Alte starb nach wenigen Wochen in meinen Armen, und ich sah mich nun wieder im Besitz eines größern Vermögens, als ich jemals gehabt hatte.

Ich beschloß, in dem russischen Städtchen, wo ich jetzt war, bis an mein Lebensende zu bleiben und so viel als möglich — wenigstens gegen das weibliche Geschlecht — den Einsiedler zu spielen. Ich kleidete mich ganz nach der Landessitte und ließ mir den Bart wachsen. Dieser wetteiferte im Wachsthum mit allen russischen Bärten, und floß mir endlich bis über den Gürtel herab. Ich sah aus wie ein Knecht Ruprecht, vor dem sich die Kinder fürchten.

Zu meiner Bedienung zog ich einen armen Buben heran

und ließ ihn in allen weiblichen Hausgeschäften unterrichten. Er fegte meine Stuben, kochte meine Speisen und wusch meine Wäsche. Alles, was übrigens unumgänglich nothwendig mit Frauenzimmern zu verabhandeln war, ging durch meinen treuen Jacob und mußte außerhalb des Hauses geschehn. Meine Schwelle durfte kein für mich so gefährliches Geschöpf betreten. Wenn ich eins sah, drückt' ich die Augen zu und verstopfte meine Ohren vor der Stimme dieser Syrenen.

Durch diese strengen Maßregeln gelang es mir dreißig Jahre lang in unerschütterter Zufriedenheit zu leben. Ich war nun ein grauhaariger Sechziger, und glaubte fest und gewiß, ohne weitere Lebensstürme in den Hafen der Ruh' einzulaufen.

Plötzlich aber weckten mich einsmals um Mitternacht donnernde Schläge an meine Hausthür. Ich sprang aus dem Bett' ans Fenster, und sah meine Wohnung von Soldaten belagert, die mir, im Namen der Kaiserin, aufzumachen geboten. Jacob ließ sie herein. Sie nahmen mich gefangen, schleppten mich fort und setzten mich gefesselt auf einen Wagen, der Tag und Nacht mit mir fort nach Petersburg rollte.

Hier ward ich in einen dunkeln Kerker geworfen, wo ich in achttägiger Einsamkeit mein ganzes Leben überdachte. Ich fand mich rein von jeder gesetzwidrigen That, und es blieb mir daher unbegreiflich, wodurch ich Ketten und Bande verdient hatte.

Endlich ward ich vor Gericht geführt. Man schnob mich an: „Gesteht eure Verbrechen!“ — Ich bat, man möchte nur die Gnade haben, mir die Beschuldigungen, welche gegen mich angebracht worden wären, bekannt zu machen. „Ha!“ rief der Richter mit einem teuflischen Gelächter:

„Man soll euch Bösewicht, wohl erst auf die Sprünge helfen? Darauf wartet nicht! Wir geben euch noch drei Tage Bedenkzeit, und wenn ihr alsdann nicht gutwillig gesteht, so bekommt ihr die Knute.“ —

Ich ward jetzt in mein Gefängniß zurück und am dritten Tage wieder zum Verhör gebracht. „Wollt ihr noch nicht bekennen?“ schrie mir derselbe Tyrann entgegen. „Was soll ich bekennen?“ antwortet' ich mit Thränen: „Der Himmel ist Zeuge meiner Unschuld an allen nur erdenklichen Verbrechen!“ — „Ja, ja,“ sprach der Richter: „das ist der gewöhnliche Gesang der Vögel eurer Art. Wartet, wir wollen euch bald anders pfeifen lehren! Hinaus mit dem Kerl, und knutet ihn so lange, bis er alles haarklein bekennt, was er verbrochen hat!“ —

Zwei Büttel versuchten nun fünf Minuten lang an mir die Stärke ihres Arms und die Haltbarkeit ihrer Knutpeitschen. Ich litt mit stummem Schmerz. Der hartherzige Mensch, auf dessen Befehl ich gegeisselt ward, stand dabei; ich würdigt ihn aber keiner Bitte um Schonung. Endlich gebot er von selbst, einzuhalten und mich wieder in mein Gefängniß zu führen.

Hier verjammert' ich volle sechs Monate in der schrecklichsten Ungewißheit meines Schicksals. Ich fragte von Zeit zu Zeit den Kerkermeister, der mir täglich Wasser und Brod reichte, was denn zuletzt noch mit mir werden würde? Seine Antwort war immer: „Er wisse das nicht: denn es sey von mir im Gericht gar nicht mehr die Rede.“ Endlich riß er einmal zu einer ungewöhnlichen Stunde und mit ungewöhnlicher Eilfertigkeit meine Kerkerthür auf und sagte keuchend: „Fort, fort! Ihr sollt augenblicklich vor dem Fürsten Potemkin erscheinen!“ —

Ich zitterte bei diesem furchtbaren Namen, und wankte,

von Soldaten begleitet, mehr todt als lebendig in den fürstlichen Palast. Man führte mich in einen Prunksaal, worin eine glänzende Gesellschaft versammelt war. Eine Menge Herren mit Sternen und Ordensbändern drängten sich um mich herum. An ihrer Spitze stand eine junge Dame von blendender Schönheit. Sie lächelte mich an, strich mit ihrer Lilienhand meinen Bart und sagte mit himmlischer Sanftmuth: „O ein schöner, ehrwürdiger Bart!“ — Hierauf machte der Fürst (den ich an der Ehrfurcht, die ihm Alle bewiesen, sogleich erkannte) eine kleine gnädige Bewegung mit der Hand nach mir hin und sagte: „Geht, ihr seyd nun frei!“ —

Voll Erstaunen verließ ich den Saal. Meine Wache vor der Thür war verschwunden. Das selige Gefühl wieder erlangter Freiheit goß neue Kraft in meine Gebeine. Rasch, wie ein Jüngling, lief ich die Treppe hinab. Plötzlich hört' ich mich bei meinem Namen rufen. Erschrocken sah ich zurück, und erblickte hinter mir einen russischen Offizier, den ich schon im fürstlichen Saale bemerkt hatte.

„Kennen Sie mich nicht mehr?“ sprach er und drückte freundschaftlich meine Hand.

Ich starrt' ihm ein Weilchen ins Gesicht, und versicherte dann, daß ich mich nicht erinnere, ihn jemals gesehn zu haben.

„Und doch sahen wir uns,“ versetzt er, „einmal sehr nahe, näher, als mir lieb war.“ —

Ich sann und sann. Er blieb mir ein Fremdling.

„Hm!“ sprach er lächelnd: „Kennen Sie wirklich den Grafen Osseck nicht mehr?“ —

„Osseck!“ rief ich und fiel an seinen Hals. „Ist's möglich? Wie find ich Sie hier?“ —

„Kurz nach unserm Duell,“ antwortet er: „trat ich in

russische Dienste und habe mich wacker mit den Türken herumgeschlagen.“ —

„Und ich mit Weibern,“ — fiel ich ein! „O Sie haben mich seit der Ihnen bekannten Geschichte noch barbarisch hingehetzt, haben mich endlich dahin gebracht, daß ich sie wie Schlangen und Ottern fliehen mußte! Doch der heutige Tag söhnt mich mit diesem, mir bisher so verhaßten Geschlecht wieder ein wenig aus. Endlich sah ich doch einmal ein gutmüthiges, theilnehmendes Weib! Die junge, schöne Dame, die so hold meinen Bart streichelte, schien mir ein Engel des Himmels. Ihr hab' ich ohne Zweifel meine Befreiung zu danken.“ —

„Sie irren sich schrecklich, armer Freund!“ sagte der Graf mit mitleidigem Lächeln: „Eben diesem Engel verdanken Sie Ihre Ketten!“ —

„O scherzen Sie nicht so grausam!“ rief ich aus! „Lassen Sie mich mit dem Glauben, daß es noch auf Erden ein gutes Weib gibt, zur Grube fahren!“ —

„Sonderbarer Freund!“ erwiederte Osseck: „Es gibt tausend und abermal tausend vortreffliche, seelengute Weiber! Doch die Lobrednerin ihres Bartes gehört wahrlich nicht darunter, sondern ist ein kaltherziges, leichtsinniges Ding.“ —

„Wie wollen Sie das beweisen?“ sagt' ich ein wenig bitter; denn ich alter Geck hatte mich in das wunderschöne Mädchen beinahe verliebt.

„Dieser Beweis ist sehr leicht,“ — versetzte der Graf: „Ich führ' ihn blos aus der Geschichte Ihrer Gefangenschaft, die kürzlich folgende ist:

An der Tafel des Fürsten Potemkin, des Tauriers, speiste vor sieben Monaten ein junger Prinz, der von seinen Reisen durch einige russische Provinzen nichts wich-

tigers zu erzählen wußte, als daß er einen Mann mit einem fürchterlich langen Barte gesehen habe. Er sprach davon wie von einem Wunderwerke, und das Ihnen so wohl gefallene Fräulein rief naseweis aus: „O diesen Bart aller Bärte möcht' ich sehn!“ —

Die hohe Tafelgesellschaft hatte kaum diesen abgeschmackten Wunsch beifällig belacht, als sich Potemkin, der das Fräulein liebt, nach dem Langbart näher erkundigte. Der Prinz zog sein Taschenbuch heraus, las Ihren Wohnort ab und setzte hinzu: „Dort hält er sich auf. Seinen Namen weiß ich übrigens nicht. Doch ist er nicht zu verfehlen; denn einen längern Bart hat kein Mensch in der Welt.“ —

Der stolze Taurier ließ sofort einen Secretär rufen und befahl ihm, an den dortigen Commandanten einen Befehl auszufertigen, daß er stracks nach Verlesung desselben den Mann mit dem längsten Bart in der Stadt herbeischaffen solle.

Seitdem dachte weder der Fürst noch das Fräulein an die ganze Sache.

Erst heut über der Tafel fiel sie der Letztern plötzlich wieder ein. „Wie ist's denn?“ sprach sie zum Fürsten: „Wollten mir Eure Durchlaucht nicht einmal einen Mann mit einem erstaunlich langen Barte zeigen?“ —

Der Fürst schickte sogleich nach dem Secretär, dem er deßhalb Auftrag gegeben hatte, und schrie ihm mit einem schrecklichen Ton entgegen: „Hab' ich ihm nicht befohlen, den Mann mit dem langen Barte herbeischaffen zu lassen?“ —

„Ja, Eure Durchlaucht,“ antwortete der Secretär, „und er sitzt auch wirklich schon seit sechs Monaten in einem hiesigen Gefängnisse, will aber noch nicht bekennen, was

er verbrochen hat. Man hat Eure Durchlaucht mit keiner Anfrage über die eigentlichen Klagepunkte behelligen wollen. Das Protokoll, welches über sein Verhör aufgenommen worden ist, liegt in der Kanzlei.“ —

„Man hol' es!“ befahl der Fürst: „und der Kerl werde nach der Tafel hierher gebracht!“ —

Das Fräulein klatschte wie ein Kind, das sich auf Weihnachten freut, in die Hände. Die Registratur ging über der Tafel herum, kam endlich auch an mich, und mit Entsetzen ersah ich daraus, daß Sie, Freund Limbach, der Gefangene waren. Das Uebrige wissen Sie selbst. Was meynen Sie nun aber vom Fräulein? Kann man eine Person, die einem ehrlichen Mann aus bloßem Scherz ein lange Gefangenschaft zuzieht, die ihn alsdann wie ein Wunderthier kalt begafft, dabei aber gar nicht daran denkt, ihm seine Leiden zu vergüten — kann man eine so leichtsinnige Person gutmüthig und theilnehmend, kann man sie einen Engel des Himmels nennen? Oder muß man ihr nicht vielmehr alles menschliche Gefühl absprechen?“ —

Ich stand stumm und starr, und versank in tiefes Nachdenken über meine wunderbaren, durch lauter Weiberhände vollführten Schicksale. Der Graf schüttelte mich wie einen Träumenden und sagte: „Grübeln Sie nicht länger! Nun ist die Sache vorbei. Kommen Sie, alter Freund, kommen Sie mit in mein Haus! Erquicken Sie sich da, so lange Sie wollen, von Ihren Kerkerbeschwerden, und setzen Sie mir in heitern Stunden Ihre Geschichte auf!“ —

Ich ließ mich fortziehn, blieb einige Wochen bei dem braven Osseck, und ward ihm zu Gefallen mein eigner Lebensbeschreiber. Alsdann begab ich mich auf die Rückreise, und freute mich herzlich, meinen treuen Jakob wieder zu sehn.

Der gute Mann sah ihn nicht wieder. Als er vor seiner Wohnung ankam, überreicht' ihm ein Nachbar mit abgewandtem, weinerlichem Gesicht den Schlüssel und eilte schnell wieder fort, ohne ihm Rede zu stehn. Limbach trat in sein Haus, und fand es eben so öd' und beraubt, wie ehmals Röschens Landsitz. „Jakob! Jakob!" rief er durch alle Gemächer. Kein Jakob erschien.

Neugierige Nachbarn hatten sich indessen zu ihm hereingedrängt. Er befragte sie nach seinem Bedienten.

„O der ist fort!" —

„Mein Jakob fort? — Vielleicht todt?" —

„Nicht todt, sondern entlaufen." —

„O Leutchen, verläumdet nicht! So schlimm konnte Jakob nicht an mir handeln." —

„Es ist aber wahr. Er ist wirklich entwichen, und hat alle Ihre Habseligkeiten, die er fortbringen konnte, mit sich genommen." —

„O Jakob, Jakob, auf dessen Treu' und Ehrlichkeit ich eine zweite Stadt Petersburg gebaut hätte! Wie ist das möglich?"

„Ja, ein liederliches Weibsbild hat ihn verführt." —

„Ein Weib!!" rief Limbach und stürzte, wie vom Blitze getroffen, todt darnieder.

Der schöne Schläfer.

Ein Mährchen.

Erstes Kapitel.

Schauplatz der Geschichte. — Seltsame Hofsitten. — Ein reitlustiger König erfindet einen Tanz.

Aus einem unbekannten Lande, dessen Namen Niemand weiß, dessen Lage Niemand kennt, haben sich einige Blätter der Chronik seiner Fürsten bis zu uns verloren. Sie enthalten die Familiengeschichte eines Königs, der ein leidenschaftlicher Liebhaber von Pferden war.

Die sämmtlichen Einkünfte seines Reichs verkrochen sich in den Marstall, wo einige hundert edle Rosse in marmornen Krippen gefüttert und aus silbernen Eimern getränkt wurden. Hier lebte der Erdengott den größten Theil des Tages unter seinen vierbeinigen Lieblingen, und war durch den langen vertrauten Umgang mit ihnen beinahe selbst zum Pferde geworden. Wenigstens konnte man ihn mit zugedrückten Augen von dem gemeinsten Roßknechte nicht unterscheiden. Er hatte sich die Kunstsprache des Stalles und der Reitbahn so eigen gemacht, daß er sich nie eines andern Ausdrucks bediente. Wenn er zum Beispiel einmal den Vortrag eines Ministers anhörte und ihn darin unterbrechen wollte, so rief er: „Brr! Steh, Männchen, steh!“ und schnalzte mit der Zunge oder sagte: „Hopp hopp!“ wenn der Redner wieder fort sprechen sollte.

Die Höflinge waren dort, wie überall, die Affen ihres Gebieters. Unter der Last ihrer steifen Stiefeln und eisernen Sporen dröhnten die Säle der königlichen Burg. Selbst die galantesten Kammerjunker trugen statt seidner Hütchen fürchterliche Peitschen unter dem Arm. Ihre Gespräche waren so wild, als ihr Anzug. Sie unterhielten sich nicht, wie andere witzige Hofleute, von Schauspielen, Bällen, Liebschaften und andern hochwichtigen Dingen, sondern schwatzten vom Morgen bis zum Abend über die Tugenden oder Untugenden ihrer Gäule.

Höfe sind sonst gewöhnlich der Himmel des schönen Geschlechts. Nur dieser Hof war es nicht; denn es gab hier weder Schmeicheleien noch Lustbarkeiten. Die arme Königin und ihre zwei schönen Töchter waren zu bedauern. Von der tödtlichsten Langeweile gequält, fingen sie Grillen in ihren vergoldeten Zimmern und ärgerten sich über das ewige Roßtummeln, womit sich der König nebst seinen lieben Getreuen unter ihren Augen beschäftigte.

Auf ihr dringendes Anhalten ward endlich doch einmal zur Faschingszeit ein Hofball veranstaltet. Sie verloren aber schon ziemlich die Lust zum Tanze, als die Kavaliers nicht in seidenen Strümpfen und Corduanschuhen, sondern in ihrer täglichen schweren Beinrüstung einhertraten. Allein noch mehr erstaunten sie über den König, der zwar auch gestiefelt erschien, jedoch mit freundlicher Miene bekannt machte, daß er mit einem Tanze von seiner eigenen Erfindung den Ball eröffnen wolle. Dieses Tänzchen, das in der Folge weit und breit bekannt geworden ist, werden Meister und Jünger der edlen Tanzkunst leicht errathen. Wie können sie einen Augenblick zweifeln, ob der allerdurchlauchtigste Pferdebändiger ein anderes, als die nun uralte, sogenannte Galopade erfunden habe? Sie war es

wirklich. Er führte sie selbst in höchster Person auf und flog mit seiner raschen Tänzerin im sausenden Galopp die Reihen entlang. Die übrigen Paare mußten nach und nach folgen, und er handhabte mit einer Karbatsche die Ordnung seines Lieblingstanzes. Einige ältliche Matronen, die ihre Karriere nicht rasch genug machten, empfingen kräftige Streiche, und so ging die Hetze fort, bis alle Roben und Schürzen von den gestachelten Fersen der plumpen Tänzer zerrissen waren, und die Damen sammt und sonders athemlos auf Polster und Stühle niedersanken.

Zweites Kapitel.

Die Damen emigriren. — Konterfei der beiden Königstöchter.

Seit diesem Balle, bei dem es viel Schläge und wenig Vergnügen gab, unterließ die Königin gern, um mehrere Karnavalsfêten zu bitten. Sie ging vielmehr mit dem Gedanken um, sich nebst ihren Töchtern und Hofdamen in ein Schloß zu begeben, das sie, einige Meilen weit von der Hauptstadt, in einer einsamen Waldgegend besaß. Es stand seit langer Zeit unbewohnt und in dem übeln Ruf, daß bösartige Feen und andere Geister ihr Wesen dort trieben. Demungeachtet entschloß sich die Königin, ihren Hof dahin zu verlegen. Ihr Gemahl gab seine Einwilligung sehr gern dazu; denn es war längst sein Wunsch, den Schwarm der Frauenzimmer und überhaupt alle Menschen, die nicht reiten konnten, um sich herum los zu seyn.

Die Reise ward nun ohne Verzug angetreten, und die Emigrantinnen kamen glücklich an ihren Bestimmungsort. Sie richteten sich bald ein und fanden Behagen an den stillen Freuden der ländlichen Natur. Es that ihren Ohren wohl, statt Kutschengerassel und Roßgewieher das Murmeln des Wiesenbachs und die Lieder der Nachtigall zu hören. Ihre Zufriedenheit gewann auch dadurch, daß sich das hier vermuthete Geistergesindel, dessen Neckereien man gefürchtet hatte, nirgends blicken ließ. Endlich war

es doch den beiden Königstöchtern vorbehalten, mit einigen verdächtigen Wesen in Bekanntschaft zu kommen.

Ehe wir uns aber mit der Erzählung dieser Abenteuer befassen, müssen wir vorher die Prinzessinnen kennen lernen.

Der ältern Name war Zefire,
Und eine reizende Gestalt
Ihr unbestrittnes Eigenthum;
Dem Maler und dem Bildner gab
Ihr Anblick oft das Ideal
Zu einer Liebeskönigin.
Und doch war keine Seel' ihr hold,
Weil sie zu hoch das Näschen trug,
Und fort und fort dem kühnsten Stolz
Auf ihre fürstliche Geburt
Und Schönheit alle Zügel ließ.
Sie war der Mittagssonne gleich,
Die goldne Strahlen um sich wirft,
Doch nicht geliebt wird, weil sie sengt. —

Der jüngern Prinzessin, Aurore, einem vortrefflichen Mädchen, huldigten hingegen alle Herzen.

Weil sie Zefiren um kein Haar
An Schönheit wich, und doch so sanft wie Mondlicht war.
Kein Dünkelstolz, daß sie ein höh'res Wesen
Als andere Menschen sey, stieg auf in ihrer Brust.
In jedem Blick Zufriedenheit zu lesen
Und wohl zu thun, war ihre Lust.

Diese beiden Schwestern, deren Seelen so wenig zusammenstimmten, waren selten einig und vertraut. Aurore mußte täglich Zefirens übermüthige Laune fühlen. Die Stolze war eifersüchtig, daß ihre Schwester, die mit den Niedrigsten freundlich umging, so allgemein geliebt wurde. Ihr war es unmöglich, einen gnädigen Blick an Jemand zu verschenken, der nicht wenigstens sechzehn Ahnen hatte.

„Wie kannst du dich mit solchen Kreaturen abgeben?“ schalt sie oft Auroren, wenn das gute Mädchen mit einer armen Hirtin sprach oder einem Dürftigen Almosen reichte. „Es sind Menschen!“ war dann immer Aurorens Antwort, ob sie gleich von Zefiren, die diesen Gedanken höchst lächerlich fand, allezeit darüber verspottet wurde. Sie ertrug das geduldig und blieb bei ihren menschenfreundlichen Gesinnungen.

Drittes Kapitel.

Aufgeschaut! Ein Abenteuer.

Eines Tages hatte sich Zefire einen Spaziergang in den Wald gemacht, der die Hinterseite des Schlosses beschattete. Ermüdet lagerte sie sich unter einer Eiche und sann auf neue Kränkungen für Auroren. Indem sie dabei starr vor sich hin sah, stieg auf dem Platze, wo ihre Augen ruhten, ein goldner Schlüssel aus der Erde und fing an, in einem weiten Kreise um sie herumzuhüpfen. Sie wunderte sich über den sonderbaren Rundtanz, der sich ihr immer mehr in kleinern Cirkeln näherte. Bald wollte sie fliehen, bald hielt Neugierde sie wieder zurück. Endlich kam der goldne Tänzer selbst ihrer Unentschlossenheit zu Hülfe. Er warf sich ihr durch einen Bogensprung in die Hand, zog sie vom Rasensitz auf, und mit sanfter Gewalt hinter sich her. Sie versuchte vergebens, sich loszureißen. Ihre Hand schien mit dem Schlüssel zusammengewachsen, und sie mußte schlechterdings diesem Wegweiser folgen, der seinen Zug quer durch den Wald fortsetzte.

Er brachte sie nach einigen Minuten zu einer Felsenwand, in der sie eine Thür von glänzendem Metall erblickte, die sie vorher niemals gesehen hatte. Behend schlüpfte der goldne Dietrich aus ihrer Hand ins Schloß, drehte sich von selbst herum, und die Thür sprang auf. Eine marmorne Treppe, mit zahllosen Ampeln beleuchtet,

zeigte nun der Prinzessin einen Weg in die geheimnißvollen Tiefen der Erde. Sie stand einen Augenblick still, und wußte nicht, ob sie hinab oder zurück gehen sollte? Weibliche Furchtsamkeit und weibliche Neugierde stritten in ihr. Endlich behielt diese die Oberhand. Jene ward durch einen Ring beruhiget, den die Prinzessin einst von einer wohlthätigen Fee zum Schutz gegen alle Gefahren erhalten hatte.

Sie stieg also beherzt die Stufen hinunter, und hatte nur ungefähr tausend hinter sich gelassen, als sie in ein Prunkzimmer gelangte, das an Pracht und Größe den Saal weit übertraf, wo einst ihr Vater die verwünschte Galopade aufführte. Die Herrlichkeit dieses Ortes ging über alle Beschreibung. Was andere ehrliche Leute, selbst die reichsten Erdensöhne nicht ausgenommen, von Holz oder Stein haben, bestand hier aus Gold und Diamanten. Wen darf das auch wundern, da die Geister der Unterwelt bekannter Maßen steinreiche Leute sind?

Die Prinzessin schaute lange mit großen Augen umher, ohne irgend ein lebendiges Wesen zu gewahren. Nur bisweilen schien es ihr, als ob sie im Nebenzimmer ein leises Athmen höre. Schüchtern trat sie hinein und sah einen Jüngling von überirdischer Schönheit auf einem Ruhebette schlummern. Ueber seinem Haupte hing eine Tafel, auf der in bunter Flammenschrift folgende Worte brannten:

„Dem Mädchen nur, in dessen Brust das Feuer
Der Liebe für ein Ungeheuer
Von seltner Häßlichkeit einst glimmt,
Ist dieser schöne Prinz bestimmt.“

Der Schläfer gefiel Zefiren trefflich wohl, desto weniger aber der Preis, um den er gewonnen werden sollte. —

„Welche seltsame Bedingung!“ sprach sie für sich. „Einen Popanz soll ich lieben? Einen Popanz, den ich nicht einmal kenne und den ich vielleicht in der halben Welt aufsuchen müßte? Nein, zu einer solchen Erniedrigung ist Zefire zu schön!“ Sie betrachtete sich jetzt wohlgefällig in der Spiegelwand des Zimmers und fuhr in ihrem Selbstgespräche fort: „Ich denke, mit oder ohne Erlaubniß des ungenannten Poeten, geschwinder zum Ziele zu kommen, wenn ich den schönen Schläfer aufwecke. Er müßte blind seyn, wenn er mir nicht sogleich in die Arme fiele!“ —

Sie ging hierauf in den Saal zurück und erregte durch Umwerfung eines Stuhls ein lautes Gepolter. Dann horchte sie ein Weilchen, ob sich der Schlummernde rühre; doch sie vernahm keinen Laut. Ein zweiter Stuhl ward umgestürzt. Im Schlafzimmer blieb es aber still, wie vorher. Nun entschloß sie sich, ihre jungfräuliche Bescheidenheit ein wenig bei Seite zu setzen und den Siebenschläfer aufzurütteln.

Indessen hatte sich vor die Thür seines Kabinets ein goldenes Netz gezogen, das dem zartesten Spinngewebe glich. Zefire sahe durch dasselbe den Prinzen immer noch fest schlafen: als sie es aber wegschieben wollte, vermochte sie es nicht. Sie ward ungeduldig und brauchte Gewalt. Allein der undurchdringliche Schleier wich nicht von der Stelle; und zugleich erhob sich im Saal ein heulender Wind, der sie ergriff und von der Thür hinweg zur Treppe führte.

Sie ahnete bald, daß dieser Sturm von einer unbekannten Macht abgeschickt sey, um sie über die Gränze zu bringen. Daher wagte sie nicht, dem unsichtbaren Polizeidiener Widerstand zu leisten, sondern begab sich treppan auf den Rückweg. Alle Lampen, die ihr hinabgeleuchtet

hatten, waren verloschen, und sie würde sich kaum an's Tageslicht wieder gefunden haben, wenn sie nicht der geschäftige Wirbelwind, der immer hinter ihr her war, des Gehens überhoben und schwebend emporgetragen hätte.

Wie leicht war ihr ums Herz, als sie die lange Stufenreise vollendet hatte und sich wieder am Eingange der Höhle sah. Die eherne Thür schlug donnernd hinter ihr zu; der Schlüssel aber steckte noch darin. Diesen wollte sie zu sich nehmen; allein indem sie die Hand nach ihm ausstreckte, fuhr er pfeilschnell in die Luft und entschwand ihren Augen. In demselben Nu verunsichtbarte sich auch die Thür, ohne ein Andenken ihres Daseyns in der grauen Felsenmauer zu lassen.

Viertes Kapitel.

Handelt von einem schönen Vögelchen und einem häßlichen Zwerglein.

Alle diese kleinen Unfälle und fehlgeschlagenen Hoffnungen hatten Zefiren sehr mürrisch gemacht. Es war ihr daher wirklich lieb, daß sie Auroren, die ihr sonst ein Dorn im Auge war, in einer Entfernung von hundert Schritten erblickte; denn nun bekam sie Gelegenheit, ihren Unmuth an dem guten Mädchen auszulassen.

Indem sie diesem heimtückischen Vergnügen entgegeneilte, sah sie einen kleinen, bunten Vogel, der Auroren umkreiste und einen weit schimmernden Edelstein aus dem Schnabel in ihre Hand fallen ließ. Dabei sang das Vögelchen — jedoch so leise, daß es der noch entfernten Zefire unhörbar blieb — Jener ins Ohr:

„Bewahre dieß Steinchen,
Bewahr' es fein!
Es wird einst in Nöthen
Dein Retter seyn." —

Wie ein gieriger Raubvogel schoß Zefire nun herbei und rief athemlos: „Was hast du? Gib her!" — Aurore weigerte sich keinen Augenblick, ihrer Schwester das Kleinod zu zeigen, bat es sich aber wieder aus, als es lange genug beäugelt und bewundert worden war. Allein die

scheelsüchtige Zefire bezeigte zur Rückgabe so wenig Lust, daß sie vielmehr hitzig behauptete, sie, als die ältere Schwester, habe das erste Recht, den Diamant zu besitzen.

„Nein, er gehört Auroren!“ — rief eine männliche Stimme.

Hui flohen, gleich aufgescheuchten Rehen,
Die beiden Schwestern in den Wald;
Denn eine gräßliche Gestalt
Erblickten sie drei Schritte von sich stehen.
Ein Zwergmann war's, vom Haupt bis zu den Zehen
Sechs Spannen hoch, und grau und alt;
Dem größten Kürbis zu vergleichen
War sein gevierter, platter Kopf,
Und einen rothen Weichselzopf
Sah man von da herab bis an die Erde reichen.
Zwei Pünktlein unter einem Strauch
Von Borsten zeigten an, daß dieser Wunderknabe,
Deß Wangen übrigens wie Säcke bis zum Bauch
Hernieder schlotterten, auch ein Paar Augen habe.
Sein Truthahns-Näschen, lang und spitz,
Ließ durch ein Nadelöhr sich wohl im Nothfall drücken;
Die Brust war eines Höckers Sitz,
Und ditto lag ihm einer auf dem Rücken.
Nun hatte noch, um ganz ein Ungethüm zu seyn,
Das arme Wichtel nur ein Bein,
Auf dem es sich, gleich einem Kreisel, drehte;
Doch fiel es um, sobald ein Lüftchen wehte.

Wir wollen das kleine Männchen hier in dem kleinen Kapitelchen stehen lassen und uns nach den zwei Mädchen umsehen. Sie möchten sonst zu weit laufen, und wir brauchen sie gleich wieder.

Fünftes Kapitel.

Ein Zwiesprach. Erst Sturm, dann Sonnenschein.

Die Flüchtlinge waren nicht weit gekommen. Hinter einem nahen Strauche versteckt, beobachteten sie das kleine Ungeheuer und konnten sich des Kicherns kaum enthalten, als sie es gegen den Wind kämpfen und dann und wann wie einen Kegel umstürzen sahen. Diese Kraftlosigkeit überzeugte sie, daß es wenigstens kein gefährlicher Feind sey. Daher faßten sie Muth, wieder zurückzugehen und sich mit dem schnurrigen Kerlchen näher bekannt zu machen. —

„Wer bist du?“ fragte Zefire stolz. „Mensch oder Thier?“ —

Der Zwerg (eben so stolz). Ich bin ein König.

Zefire. Ha, das ist leicht gesagt; aber wie bewiesen?

Der Zwerg. Ich trage mein Reich nicht in der Tasche; doch ich versichere, daß ich ein schönes Land beherrsche.

Zefire. Ei, das möcht' ich sehen! Sind Dero Unterthanen auch so wohl gestaltet, als Sie?

Der Zwerg. Ihr Spott, Prinzessin, verdient weder Zorn noch Antwort. Ueberhaupt bin ich nicht hergekommen, um mich von Ihnen ausfragen zu lassen. Meine Absicht war blos, Ihnen die Ungerechtigkeiten zu verweisen, die Sie täglich gegen Ihre Schwester begehen.

Zefire. Herr Moralist, ich wüßte nicht —

Der Zwerg. Haben Sie schon vergessen, daß Sie ihr vorhin einen Edelstein abzanken wollten? Er gehört Auroren, und ich werde sie, als die rechtmäßige Besitzerin, dabei schützen.

Zefire (für sich). Wie keck der Bursche spricht! Ist er etwa gar das häßliche Ungeheuer, das man lieben soll, um den schönen Prinzen zu erobern? — Da muß ich doch wohl einen andern Ton anstimmen. (Laut.) Hören Sie, mein Herr —

Der Zwerg. Nur keine Beleidigungen weiter!

Zefire. Nein. Ich bereue schon die vorigen und will Ihnen zu Gefallen meinen Ansprüchen auf das streitige Kleinod entsagen.

Der Zwerg. Es freut mich, daß ich nun, da Sie der Gerechtigkeit dieß Opfer bringen, in Frieden von Ihnen scheiden kann. Leben Sie wohl, und auch Sie, liebenswürdige Aurore!

Zefire. Eilen Sie doch nicht! Ich möchte mich gern von Grund aus mit Ihnen versöhnen.

Der Zwerg. Sie haben meine Verzeihung.

Zefire. Aber auch Ihre Freundschaft, die ich eben so sehnlich wünsche?

Der Zwerg. Meine Freundschaft? — O Prinzessin, wäre der Ton Ihrer Stimme nicht so einschmeichelnd und sanft, so müßt' ich glauben, daß Sie mich auf's Neue verhöhnten. Ich kenne mich als den Häßlichsten auf Erden, und würde mich der lächerlichsten Eitelkeit schuldig machen, wenn ich auf die Huld einer so schönen Prinzessin rechnen wollte.

Zefire. Sie beurtheilen sich zu streng und mich zu gütig. Ein wackerer, geistvoller Mann kann ohne Schön-

heit sehr liebenswürdig seyn. Wir Frauenzimmer sind nur so unglücklich, daß wir dieses hinfällige Geschenk der Natur besitzen müssen, um den Augen der Männer zu gefallen.

Der Zwerg. Dieß möchte wohl bei vielen, doch nicht bei allen der Fall seyn. Nur das luftige Volk der Gecken flattert immer und ewig wie Schmetterlinge den Blumen der Schönheit nach und übersieht die Tugenden eines braven, aber reizlosen Weibes. Wären Sie, Prinzessin, auch weniger schön, als Sie in der That sind, so würden Sie doch schon Achtung verdienen, weil Sie gegen Männer, die körperliche Anmuth entbehren, billigere Gesinnungen hegen, als den meisten Damen eigen sind. Mir ist freilich dadurch noch nicht geholfen; denn zwischen Schönheitsmangel und meiner Häßlichkeit — welche Kluft!

Zefire. Springen wir darüber hinweg und erlauben Sie mir die Frage: Wo ist Ihr Aufenthalt?

Der Zwerg. Eine feindselige Fee hat mich aus meinen Staaten verbannt, und ich bewohne jetzt eine Felsenhöhle, die sich unter diesem Walde hin bis an die Grundmauern Ihres Schlosses zieht.

Zefire. Armer, unglücklicher Freund, wie können Sie in dieser traurigen Einöde nur einen Tag leben? Nehmen Sie doch, bis Sie mit Ihrer Feindin wieder ausgesöhnt sind, eine Wohnung in unsrer Burg an. Ich thue dieses Erbieten in die Seele meiner Mutter, die Sie mit offnen Armen empfangen wird.

Der Zwerg. Verzeihn Sie mir, daß ich diese Wohlthat ablehne. Meine gräßliche Gestalt hat zwischen mir und der Welt eine Scheidewand gezogen. So lange diese nicht von dem guten Engel, der es allein thun kann, niedergerissen wird, will ich mein Einsiedlerleben fortführen.

Wer weiß, ob ich mir jemals selbst wiedergegeben werde. Meine Wünsche kämpfen beinahe mit der Unmöglichkeit. Mehr kann und darf ich nicht sagen. Das war vielleicht schon zu viel.

Schmerz und Wehmuth schienen jetzt seine Sprache zu hemmen. Er machte noch eine stumme Abschiedsbewegung mit der Hand, und that alsdann einige Rücksprünge in den tiefern Wald, wo er sich verlor.

Sechstes Kapitel.

Was die Prinzessinnen von dem kleinen Manne dachten. — Er singt ein Minnelied.

Zefire machte sich nun im Herzen über das arme Männlein sehr lustig. „Seht mir doch das süße Herrchen!“ sprach sie bei sich. „That mir's nicht eine förmliche Liebeserklärung? Ich hab' aber auch dem Knirps geschmeichelt, daß er zufrieden seyn kann. Er mag tausend Meilen laufen und wird schwerlich ein Mädchen treffen, das so freundlich mit ihm spricht. Nu, nu, wenn ich mir dadurch den schönen Jüngling erworben habe, so muß ich immer gestehen, daß ich ziemlich wohlfeil wegkomme. — Wie aber, wenn Prinz Einfuß den Liebesroman fortspielt, ich mich auch lange genug zu verstellter Gegengunst überwinde, und am Ende dahinter komme, daß der kleine Stift blos auf seine eigene Hand geminnt hat und sein Abenteuer mit der Geschichte des schönen Schläfers gar nicht zusammenhängt? — Ei, da wär' ich artig betrogen!“ so unterhielt sie sich, indem sie zurück nach dem Schlosse ging.

Aurore, die sich in das Gespräch mit dem Zwerg gar nicht gemischt hatte, sondern in der Ferne geblieben war, hegte ganz andere Gedanken. Der unglückliche Fremdling hatte sie so gerührt, daß sie das innigste Mitleiden für ihn empfand. Sie befürchtete, daß ihre Schwester über einem

bösen Anschlag gegen ihn brüte; denn es war die Art der schönen Schlange, mit Leuten, denen sie schaden wollte, ungemein liebreich zu sprechen. Aurore nahm sich daher vor, den Unglücklichen zu warnen. Sie wollte Zefiren gerade nicht nennen, sondern ihm nur einen unbestimmten Wink geben, auf seiner Hut zu seyn. Der Entschluß war gefaßt, doch die Ausführung schien ihr unmöglich. Wo sollte sie den Eremiten finden, von dem sie nur von weitem erlauscht hatte, daß er unter der Erde wohne? Der Zufall mußte hier das Beste thun. Ihm überließ sie sich, und ging zurück in die Gegend des Hains, wo der Zwerg verschwunden war.

Hier hatte sie kaum einige hundert Schritte auf und ab gethan, als sie Harfentöne hörte, die aus einem nahen Felsen hervorzukommen schienen. Sie schlich leise dem Schall entgegen und vernahm folgenden Gesang:

Ungeliebt muß ich erblassen
Hier in dunkler Felsenkluft,
Wo mich alles hat verlassen,
Selbst des Himmels Licht und Luft.
Meines Körpers Schreckgerippe
Böt' ich gern dem Tod noch heut,
Würd' ich nur von ihrer Lippe
Durch ein Abschiedswort erfreut.

Doch, wie kann ich das erwarten?
Welches Glück erträumt mein Sinn?
Sie ist in der Schönheit Garten
Aller Blumen Königin.
Ich, durch Zauberei verfluchet,
Bin ins Feld der Häßlichkeit,
Das die Liebe nie besuchet,
Als ein Unkraut hingestreut.

Ach, umsonst, daß meine Seele
Trotzte der Verwandlungsmacht!
Sie liegt todt in grauser Höhle,
Wie das Gold in tiefer Schacht.
Spränge nur von ihr ein Schimmer
In des Mädchens Blick, o dann
Würde wohl dem Geist, was nimmer
Seinem Körper werden kann.

Hoffnung, willst du mich bethören?
Schwärme fort bis an mein Grab!
Niemand soll den Namen hören,
Der dir kühne Flügel gab.
Diesen öden Todesauen,
Wo mein Wesen bald zerstiebt,
Will ich nur allein vertrauen,
Daß Alzest Auroren liebt.

Diese Schlußerklärung kam der schönen Horcherin so unerwartet, daß sie mit sich selbst uneins wurde, ob sie heimlich wieder fortschleichen oder sich durch irgend ein Zeichen ihres Daseyns dem verborgenen Minnesänger anmelden sollte, den sie an der Stimme für den unglücklichen König erkannte. Sie schwankte noch zwischen Ja und Nein, da stand er plötzlich vor ihr, ohne daß sie wußte, woher er gekommen war. Erschrocken fuhr sie zusammen und wandte die Augen von ihm ab; denn ungeachtet er sich durch das Lob ihrer Schönheit — worüber das bescheidenste Frauenzimmer nicht böse wird — sehr empfohlen und selbst seine schreckende Larve dadurch ein wenig verschönert hatte, so blieb er dennoch zu häßlich, als daß sie ihn ohne Grauen hätte betrachten können. „Nehmen Sie sich in Acht, lieber Freund! Man legt Ihnen Schlingen!" sprach sie sanft, und eilte fort. Alzest — wie wir den Zwerg nun bei seinem rechten Namen nennen

wollen — hüpfte mit der größten Anstrengung ihr nach und bat nur um einen Augenblick Gehör. Sie lief aber so schnell, daß er sie, weil er so übel zu Fuß war, nicht einholen konnte und seufzend zurückbleiben mußte. —

Siebentes Kapitel.

So geht's, wenn man zu schnell läuft. — Aurore sammelt Fragmente.

In einem Hohlwege, durch den Aurore floh, kam ihr ein altes, kleines Weiblein, mit einem Stäbchen in der Hand, eilfertig entgegengetrippelt. „Stoßen Sie ja nicht an mich!“ rief von Weitem die Pilgerin, die wenigstens ein Jahrhundert auf dem Rücken zu haben schien. Aurore wäre gern stehen geblieben, um die eigensinnige Grille vorbeiwackeln zu lassen; allein sie wollte nicht zögern, weil sie noch immer verfolgt zu werden befürchtete. Sie hielt sich daher so viel als möglich linker Hand, damit das Mütterchen, das ihr so hastig entgegengestapelt kam, als ob es einen Markt versäumt habe, die rechte Seite der Straße freibehalten sollte. Doch Jene blieb nicht auf der geraden Linie, sondern humpelte, um der Prinzessin auszuweichen, bald rechts, bald links. Diese ward dadurch in ihrer angefangenen Laufbahn irre gemacht, und sprang auch bald rechts, bald links. So ging es ein Weilchen hopp hopp hin und her, bis endlich Beide heftig gegen einander prellten.

„O, daß dich die Erde verschlänge, du böse Brut!“ schrie die Alte, und stürzte zugleich, wie ein zerschmetterter Topf, vor Aurorens Füßen zusammen. Dahin fiel ein Arm, dorthin ein Bein; die Bande ihres ganzen Kör-

pers waren aufgelöst und alle Glieder lagen zerstreut umher. In der Mitte dieser todten Trümmer spie der Kopf aus Mund, Augen und Nase helle Flammen und brüllte dazu:

„Du Höllenkind!
Geschwind, geschwind
Erbaue wieder
Den Prunkpalast,
Den du jetzt nieder
Gerissen hast!
Nimm unverzüglich
Das rechte Bein
Und lehn' es klüglich
An einen Stein!
So thu' dem andern
Auch säuberlich!
Doch hüte dich,
Daß sie nicht wandern
Ins weite Feld,
Eh' du drauf zierlich,
Fein und manierlich,
Den Rumpf gestellt;
Dann häng' und flicke
Die Arm' auch an,
Nur jedem Stücke
Hübsch sanft gethan!
Ich brauch' am Ende
Nicht deine Hände:
Mit Einem Satz
Nehm' ich behende
Selbst meinen Platz."

Die Prinzessin fühlte zu dieser Fragmentensammlung so wenig Lust und Beruf, daß sie lieber auf dem Weg, woher sie gekommen war, dem Zwerg in die Arme fallen wollte. Allein der feierspeiende Kopf, der dieses Vorha-

ben aus ihren Augen lesen mochte, schnitt ihr plötzlich den Rückzug ab, indem er sich vor ihren Füßen herumkugelte und dabei rief:

„Halt ein im Lauf,
Du Kind der Hölle!
Greif' an und stelle
Mich wieder auf!
Sonst schwör' ich theuer,
Ich hexe dich
Zum Ungeheuer.
Doch baust du mich,
Belohn' ich dich
Mit einem Freier;
Nun, Höllenkind,
Geschwind, geschwind!"

Was sollte die arme Hülflose thun? Nachgeben war hier Klugheit. Sie griff also nach dem rechten Beine der Hexe, um damit den Grundstein des anbefohlenen Baues zu legen. Jetzt erst fiel ihr das Geschenk des bunten Vogels ein, und sie suchte darnach in allen Taschen, um seine Rettungskraft zu erproben. Aber leider war es nirgends zu finden, sondern auf der Flucht verloren gegangen. Sie gerieth darüber beinahe in Verzweiflung, und eilte nun desto rascher an's Werk, um sich nicht noch unglücklicher zu machen.

Es ging leichter, als sie gedacht hatte. Die morschen Gebeine legten sich von selbst in ihre Fugen, sobald sie nur berührt wurden. Der Kopf, der während der Arbeit fleißig Beifall genickt hatte, hielt auch sein Wort und sprang mit einer Schnellkraft auf die Schultern. Nun stand das zerbrochene Mütterchen wieder ganz und fest da, hob sein Wanderstäbchen vom Boden auf, schüttelte trau-

lich Aurorens Hand und sagte mit freundlichem Angesicht: „Leb' wohl, mein Töchterchen! Du machtest mir vorhin zwar einen garstigen Spuk; ich vergebe dir aber, weil du mich so hübsch ordentlich wieder zusammengelesen hast. Nächstens will ich meines Versprechens im Punkt eines Bräutigams quitt werden. Freue dich immer voraus auf einen schönen Jungen, der dir gefallen wird. Leb' wohl! Ich muß eilen.“ —

Achtes Kapitel.

Der bunte Vogel schmählt. — Alzest in einem Staatswagen.

Das alte Gespenst strampelte fort und die Prinzessin wünschte ihm Glück auf den Weg. Als sie es aus den Augen verloren hatte, konnte sie sich nicht enthalten, über die ganze Begebenheit und besonders über den versprochenen Baulohn, der, nach der Geberin zu urtheilen, schlecht ausfallen mußte, laut zu lachen.

Diese gute Laune ward aber durch die Erinnerung an den vermißten Diamant bald wieder unterbrochen. Ihn zu suchen, ging sie im Hohlwege zurück und durchstreifte den Wald. Doch weder dort noch hier that sie den gewünschten Fund. Endlich kam ihr unbekannter Freund geflogen und überbrachte den verlornen Schatz, sang ihr aber dabei den kleinen Verweis:

„Bewahre doch besser
Den köstlichen Stein!
Ich kann ja nicht immer
Dein Aufwärter seyn.
War er nicht verloren,
So hätt'st du die Macht
Der giftigen Hexe
Verhöhnt und verlacht.“ —

Aurore hüpfte nun lustig ihrer Wohnung entgegen. — Als sie noch einige hundert Schritte davon entfernt

war, sah sie erstaunt den schönsten Staatswagen ihrer Mutter, mit dem Leibzuge bespannt und von einer zahlreichen Dienerschaft umgeben, feierlich einherziehen. Voran ging ein Trompeter und hinter ihm der Hoffourier, der von Zeit zu Zeit, nach ertöntem Trompetenklang, von einem großen Zettel mit lauter Stimme die Worte las: „Ihro Majestät, der unbekannte König, welcher in dieser Gegend residirt, wird von Ihro Majestät, der Königin des Landes, an Dero Hof hiermit eingeladen.

„Ah, das ist meiner Schwester Anstalt!“ waren Aurorens Gedanken, und sie irrte sich nicht. Zefire war nach dem Gespräch mit dem Einfuß zu ihrer Mutter gelaufen und hatte derselben diesen Vorfall sowohl, als das Abenteuer mit dem schönen Schläfer erzählt. Die wundergläubige Königin horchte hoch auf und war mit ihrer geliebten Tochter, die ungleich mehr als Aurore bei ihr galt, vollkommen der Meinung, daß durch die Liebkosung des Häßlichen der Schöne zu erbeuten seyn würde. Sie ließ sich daher nicht lange bitten, Jenen mit der feierlichen Gesandtschaft zu beehren, die jetzt den Hain durchzog.

Aurore schlich, ohne bemerkt zu werden, hinter Gebüschen vorüber und eilte heim. Der Gallawagen nebst Gefolge setzte langsam seinen Weg fort und der Hoffourier las sich heiser. Endlich vernahm Alzest die Stimme des Herolds und sah durch eine Felsenritze den pomphaften Zug. Er war zweifelhaft, was zu thun sey. Sollt' er sich an einen Hof wagen, wo er voraus sehen konnte, daß muthwillige Pagen und naseweise Zöfchen ihn hinterem Rücken verspotten würden? — Das verbot die Klugheit. Sollt' er aber auch eine so treffliche Gelegenheit versäumen, die Abgöttin seines Herzens zu sehen? — Dagegen stritt die Liebe; und da sie, wie gewöhnlich,

Recht behielt, so trat er aus seinem Schlupfwinkel hervor und zeigte sich den königlichen Dienern.

Diese stoben Anfangs vor Schrecken auseinander; doch sammelten sie sich bald wieder und berührten aus tiefster Unterthänigkeit mit der Nase die Erde. Knieend, wie einst ein protestantischer Schulmann in Augsburg vor dem Papst, wiederholte der Hoffourier die Einladung. Alzest nahm sie an und fuhr in der Königin Schloß.

Neuntes Kapitel.

Wer nicht reiten kann, ist kein Mann! — Das zerbrechliche Mütterchen kömmt wieder und hält Wort.

Der ganze Hofstaat wimmelte geschäftig wie ein Ameisenhaufen durch einander, um den Ankömmling ehrenvoll zu empfangen. Zefire war die Freundlichkeit selbst. Gleich einer Göttin geschmückt, bot sie alle weibliche Eroberungskünste auf. Doch sie liebäugelte vergebens; denn Alzest schien nur für ihre Schwester, die häuslich und einfach gekleidet war, Augen und Ohren zu haben. Mit ihr unterhielt er sich allein, und sprach so angenehm und geistreich, daß männiglich darüber erstaunte.

Aurore hatte sich nun auch an seinen Anblick gewöhnt, und war noch nicht volle drei Tage mit ihm umgegangen, als sie einer vertrauten Kammerdienerin gestand, daß sie für diesen Mann voll Geist und Verstand die feurigste Freundschaft fühle.

„Ei, Sie lieben die kleine Vogelscheuche wohl gar?“ sagte das Mädchen und erhob ein unmäßiges Gelächter.

„Du bist vorwitzig;“ antwortete Aurore. „Von Liebe war nicht die Rede. Doch gesteh' ich beiläufig, daß ich viel Hochachtung für den Verstand eines Frauenzimmers habe, das bei der Wahl eines Gatten mehr auf den edlern Theil des Menschen, den Geist, als auf den Körper sieht.“

Die Zofe merkte jetzt, woher der Wind kam, und

bemühte sich, durch unterwürfige Beistimmung ihren Fehler wieder gut zu machen; allein die Prinzessin brach das Gespräch ab.

Alzest hatte nun eine Woche lang — einen Tag ausgenommen, da er sich unter dem Vorwand eines dringenden Geschäfts beurlaubte — im Schlosse gewohnt, als der König seine Gemahlin und Töchter mit einem Besuch überraschte.

Er geberdete sich wie ein scheues Pferd, als er den Fremden erblickte; die Königin zog ihn aber geschwind in ein Nebenzimmer und sprach also: „Sie werden sich wundern, daß Sie einen so mißgeschaffenen Mann hier antreffen; allein es hat eine ganz eigene Bewandtniß mit ihm. Er ist ein mächtiger König; nur jetzt mit einer bösen Fee über den Fuß gespannt und aus seinem Lande verwiesen. Die Geschichte unserer Bekanntschaft will ich Ihnen einmal bei mehrerer Muße mittheilen, und jetzt nur so viel sagen, daß er nicht üble Miene macht, sich mit einer von unsern Töchtern zu vermählen.“ —

„Sie faseln, Madame!“ rief der König im höchsten Zorn. „Wie kann dieser Perückenstock so kühne Gedanken hegen? Das wäre mir ein lieblicher Eidam! Nicht zum Stalljungen ist er zu brauchen. Der einbeinige Wicht kann ja keinen Esel, geschweige denn ein Pferd besteigen. Wer nicht reiten kann, ist kein Mann! Das ist und bleibt mein Grundsatz; und ich befehle Ihnen ernstlich, diese abgeschmackte Heirathsspekulation fahren zu lassen.“

„Aber, wenn er nun — — — —“ fing die Königin wieder an: allein der Herr Gemahl fiel ihr sogleich mit seinem gewöhnlichen „Brr! Steh, Männchen, steh!“ ins Wort, und sie schwieg.

Hierauf warf sich die immer noch zürnende Majestät wieder aufs Roß und sprengte von dannen.

Die betrübte Königin erzählte diesen harten Strauß ihren Töchtern, deren Gedanken darüber sehr verschieden waren. Zefire gab dem Vater Recht. Ihr selbst kam Alzest abscheulich vor, und sie betrachtete ihn blos als eine Brücke, über welche sie in die Arme des reizenden Schläfers gehen wollte. Er hatte sie überdieß durch fortdauernden Kaltsinn so unverzeihlich beleidiget, daß sie ihm die Verachtung der ganzen Welt herzlich gönnte. Auroren hingegen war die Nachricht ihrer Mutter ein Donnerschlag, und sie ging in den Wald, um ihren Kummer ohne Zeugen auszuweinen.

Hier ward sie aber bald gestört. Die Zaubermama, die vor acht Tagen im Hohlwege zerfallen war, kam ihr aus dem Gebüsch entgegengelaufen. Aurore wich geschwind auf die Seite, um nicht ein neues Unglück auszurichten; aber das Mütterchen rief lachend ihr zu: „Bleib, bleib, mein Kind! Ich habe heute nicht meinen zerbrechlichen Tag. Doch wie?“ fuhr sie fort, indem sie näher zu Auroren trat — „Ich glaube, du weinst?“

„O nein!“ anwortete Jene, und zwang sich zum Lächeln.

„Freilich hast du geweint. „Ei, das schickt sich für keine Braut!“ —

„Braut? — Was will das sagen?“ —

„Nichts mehr und nichts weniger, als daß ich mein Wort halte. Heisa lustig, das versprochene Männchen ist im Anzug; du wirst es gleich zu sehen bekommen! Jetzt muß ich vor allen Dingen mit deiner Mutter sprechen.“

Sie lief fort und ließ Auroren voll Erwartung und Furcht zurück. Kurz drauf kamen Boten über Boten, die sie heim holten.

„Dein Glück ist gemacht!“ rief ihr die Königin entge-

gen. „Der liebenswürdige Fürst der Schmetterlingsinsel hat durch seine Mutter in bester Form um dich werben lassen. Geh, wirf dich in deine prächtigsten Kleider, um ihn anständig zu empfangen. Ehe wir es ahnen, wird er hier seyn.“

Aurore wollte sprechen; aber die Königin hörte sie nicht an, sondern schob sie in die Garderobe.

Zehntes Kapitel.

Ein ächter Hasenfuß erscheint.

Indessen stand die angebliche Fürstenmutter am Fenster und sah starr nach den Wolken. Auf einmal rief sie: „Er kommt!“

Und sieh, da schwebte durch die Luft
Der junge Schmetterlingsmonarch;
Er saß geputzt, wie ein Adon,
In einem diamantnen Wagen,
Den tausend Unterthanen zogen.
Sie waren rosenfarb geflügelt,
Und ihr Geschirr war azurblau.

Ihm nach fuhr in krystallnen Kutschen
Ein großer, schön frisirter Schwarm
Von Kammerherrn und Kammerjunkern.
Doch ihre Wäg'lein waren nicht
Mit seltnen rosenrothen Zügen,
Nein, nur mit Schimmelschmetterlingen
Von ganz gemeinem Schlag bespannt.

Jetzt ließ der Bräutigam sich sanft
Im königlichen Garten nieder,
Wohin ihm die Besitzerin,
An ihres bunten Hofstaats Spitze,
Mit raschem Schritt entgegen ging.

Aurore folgte zögernd nach,
Und sah mit Blicken der Verachtung
Den mädchenhaften Süßling an,
Um den herum in weiten Kreisen
Ein Strom von Wohlgerüchen floß.

Im Schatten eines Sonnenschirmes,
Den über ihm ein Page hielt,
Kam jetzt der Fant, ein Liedchen trällernd,
Zu der Prinzessin hingetanzt.
„O Göttin, Göttin!“ rief er aus:
„Ich bin entzückt, zum Gott entzückt!
Doch lassen Sie uns, eh' ich noch
Von ihren Reizen weiter spreche,
Geschwind von dieser Stelle fliehn,
Wo uns die Glut der Sonnenstrahlen
Zu schwarzen Afrikanern brennt.“

Rasch eilte man mit ihm ins Schloß.
Hier warf er sich der Länge nach
Aufs erste beste Kanapee,
Zog einen Fächer aus der Tasche,
Bewedelte sein Lärvchen tapfer,
Und sprach kein Wort, als: „Puh, puh, puh!“

Daß ein Zirkel von Damen um ihn herumstand, schien er gar nicht zu bemerken. Die Königin nahm zum Glück die Unsittigkeit ihres künftigen Schwiegersohnes so wenig übel, daß sie vielmehr Auroren durch Augenwinke befahl, ihn zu unterhalten. Die folgsame Tochter war in der größten Verlegenheit. Was sollte sie mit dem Gecken sprechen, den sein theures Selbst jetzt so ausschließend beschäftigte? Sie warf endlich, um der Mutter, die immer fort winkte, zu gehorchen, den gewöhnlichen Nothanker des Wettergesprächs aus. „Es ist heut ein sehr heißer Tag!“ sagte sie.

„Puh! es ist höllenheiß!“ antwortete der Schmetterlingsfürst. „Puh, puh! ich brenne zu Asche! Ist es aber auch ein Wunder, da ich mich zwischen zwei Feuern befinde? Was die Sonne noch an mir übrig gelassen hat, das verzehren vollends die Flammen Ihrer Augen. Ha, ha, ha!“

Aurore ward roth und sah bescheiden zur Erde. Die Königin aber belächelte beifällig die Unverschämtheit des Witzlings, der immer noch in seiner bequemen Lage blieb. Endlich fuhr er auf wie eine Rakete und hüpfte zum nächsten Spiegel. Nach einer langen Unterhaltung mit demselben wandte er sich wieder zu den Damen: „Wie finden Sie meine Frisur? Ist sie nicht das künstlichste Haargebäude, das Sie jemals zwischen Himmel und Erde gesehen haben? Scheint es nicht, als ob sich auf der sanften Schwingung jedes Härchens ein loser Amor wiege? — Und nun betrachten Sie einmal dieses Kleid! Haben es nicht die Grazien selbst gestickt? Nicht halb so schön war jenes, mit dem ich die Prinzessin Isidore besiegte. Es verdunkelt sogar meinen berühmten Frack, vor dem das Tugendschiff der stolzen Herzogin Modesta die Segel strich.“ —

„Aber Sie, mein Engelchen,“ — fuhr er fort, indem er sich zu Auroren kehrte — „Sie scheinen ja für alle diese Wunderwerke des Geschmacks kein Gefühl zu haben. Gefällt Ihnen denn nichts an mir? Und Sie gefallen mir doch so sehr! Bei allen Grazien und Amoretten, Sie sind ein allerliebstes Mädchen!“

Indem er das sprach, flog er mit offnen Armen auf Auroren zu und wollte sie im Angesicht des versammelten Hofes küssen. Sie floh aber vor Unmuth und Scham aus dem Zimmer und eilte hinunter in den Garten.

Eilftes Kapitel.

Edlere Liebeserklärungen. — Der häßliche Zwerg verschwindet. — Seine Geschichte.

Hier fand sie Alzesten, der in einem dunkeln Lindengange seiner Betrübniß über den wahrscheinlichen Verlust der heimlich Geliebten nachhing.

„Wie ist es möglich, rief er, daß wir jetzt an Einem Orte zusammentreffen?“

Aurore. Kein Wunder. Wir sind Beide unglücklich und suchen die Einsamkeit.

Alzest. Sie nennen sich unglücklich und doch wirbt ein Prinz von weltberühmter Schönheit um Ihre Hand?

Aurore. O dürft ich ihn nie wieder sehen, diesen hirnlosen Gecken, dessen Narrheit mich aus dem Schlosse vertrieben hat!

Alzest. Ich erstaune. Der ganze Hof spricht mit Bewunderung von ihm.

Aurore. Das ist sehr glaublich. Sie wissen, mein Freund, daß der Beifall und das Anstaunen der Menge um ein schimmerndes Kleid und eine leidliche Bildung feil sind.

Alzest. Sollte denn auch die Königin —

Aurore. Meine Mutter ist sonst verständig und gut. Sie hält aber, durch Zauberkünste vielleicht geblendet, diese

Vermählung für mein möglichstes Glück und wird mich mit unerbittlicher Gewalt dazu zwingen.

Alzest. Könnt' ich Sie doch retten!

Aurore. Daß Sie es könnten! Um wie viel glücklicher wär' ich, wenn uns das Schicksal für einander bestimmt hätte!

Alzest. Uns? — Uns für einander bestimmt? — Welcher gute Engel sprach das aus Ihnen? — Sagten Sie wirklich: Uns? oder waren diese himmlischen Worte nur ein Traum aus meinem vorigen Leben?

Aurore. Nein, ich sprach sie und bereue sie nicht.

Alzest. Nun so war dieß für mich die Losung einer bessern Zukunft. O liebenswürdige Aurore, mein Schicksal ist seinem Entscheidungspunkte nahe; das Glück oder Unglück meines Lebens hängt von der unbescheidnen Frage ab: Ob ich Ihnen nicht mißfalle?

Aurore. Nein, aus voller Seele, nein! Ich gestehe vielmehr, wenn es zu Ihrer Beruhigung dienen kann, das Gegentheil — ich gestehe, daß ich Sie, edler Mann, liebe.

Kaum war dieses letzte Wort ausgesprochen, so verschwand Alzest so plötzlich, als hätt' ihn die Erde verschlungen. Eine graue Nebelsäule entstieg der Erde, und aus ihr hervor ging ein Jüngling von blühender Schönheit. Aurore wich staunend zurück; da rief der Jüngling ihr zu: „Fliehen Sie nicht, ich bin Alzest!"

Aurore. Alzest? — Unmöglich! — Doch diese Stimme —

Alzest. Ja, ich bin der Glückliche, den Sie entzaubert haben. Hören Sie meine Geschichte!

Die Natur hat mich gebildet, wie Sie mich jetzt sehen. Ich rechne mir aber diese Gestalt, ungeachtet sie von Schmeichlern in Oden und Liedern gepriesen wurde, eben

so wenig zum Verdienst an, als daß ich ein König bin und nie den übermüthigen Tyrannen spielte, sondern meine Unterthanen glücklich zu machen suchte, bis mich folgender Vorfall aus meinem Reiche verbannte.

Ich hatte mich einst auf der Löwenjagd von meinem Gefolge verirrt und durchritt den einsamen Forst, um einen Ausweg zu finden. Mir begegnete Niemand, als ein altes, grundhäßliches Weib, völlig so gestaltet, wie ich noch vor wenigen Minuten war.

Diese Zwergfrau drehte sich auf ihrem einzigen Beine so possierlich vor mir herum, daß ich mich unmöglich des Lachens enthalten konnte.

„Was lacht der junge Herr?“ fragte sie spöttisch. Ich wollte nicht gleich mit der Sprache heraus; sie fragte nochmals, und nun antwortete ich: „Ihre Seiltänzer-Geschicklichkeit, Madame, belustigt mich. Soll ich denn darüber weinen, daß Sie mit Einem Fuße besser umzuspringen wissen, als tausend andere Menschen mit zweien?“ —

„Ha, Bursche!“ fuhr sie mich an und ward feuerroth vor Zorn: „Ha, du sollst mich nicht ungestraft verhöhnt haben! Wie wär' es, wenn ich dich auch ein wenig fühlen ließe, wie sich's auf einem Beine geht?“

Ich bat um Verzeihung; aber umsonst. Taub vor Wuth, fluchte sie mir mit schäumendem Munde: „Werde zum Scheusal, wie ich und bleib' es so lange, bis dir ein schönes Mädchen gesteht, daß sie dich liebe!“ — Sie berührte mich mit ihrem Stabe; kalte Todesschauer durchfuhren meine Gebeine; ich sank, schon verwandelt, vom Pferde und erschrack vor mir selbst.

Aurore. Armer Freund, Sie wurden für einen kleinen Muthwillen sehr hart bestraft. Mir ist in ihrer wun-

derbaren Geschichte nichts so räthselhaft, als der Preis, den die Grausame auf ihre Entzauberung setzte.

Alzest. Sie wählte just diesen schwer zu erringenden Preis, um mich lange, vielleicht ewig zu quälen. Ein Aufschluß, den sie mir selbst gab, wie Sie gleich hören werden.

Ich stand in Schmerz versunken und meine Seele wünschte nichts mehr, als auf den Flügeln eines schnellen Todes dem neuen, verhaßten Körper zu entfliehen. Die grünen Augen der Hexe flammten vor Freude, und lachend sagte sie: „Nun, wie gefallen sich Ihro Majestät? Gleichen wir uns nicht, wie ein Paar Eier? Ist nicht Eins des Andern Spiegel? — Gehen sie nun, wohin es Ihnen beliebt. Ich habe dafür gesorgt, daß Sie ein feines Weilchen auf ihrem Stumpf hüpfen sollen; denn ehe sie ein Mädchen finden, das Sie blos wegen ihres Verstandes liebt, da wird es Zeit haben. Ich kenne mein Geschlecht!“

Aurore. Zum Glück nicht ganz. Doch fahren Sie fort!

Alzest. Ich wandte mich weg von ihr, würdigte sie keines Wortes und half mir so gut als möglich vom Platz. Da rief sie mir nach: „Nehmen Sie einen Beweis meiner Großmuth mit auf den Weg! Ich will Ihnen allwöchentlich einen Tag ihre vorige Gestalt erlauben. Sie müssen sich aber gefallen lassen, während dieser vierundzwanzig Stunden zu schlafen. Eine bequeme Wohnung sollen Sie überall unter der Erde finden, wo Sie dreimal aufstampfen. Auch wird allezeit, wann Sie schlummern, eine Tafel über Ihnen hängen, mit den Worten:

Dem Mädchen nur, in dessen Brust das Feuer
Der Liebe für ein Ungeheuer
Von seltner Häßlichkeit einst glimmt,
Ist dieser schöne Prinz bestimmt.

Aber weh Ihnen — fuhr sie fort — wenn Sie sich je gelüsten lassen, irgend einem Menschen diese Schrift auszudeuten oder überhaupt Ihre Geschichte zu erzählen. Dann können Sie sicher darauf rechnen, daß Sie diesen Körper mit ins Grab nehmen.“ —

Nachdem sie so gesprochen hatte, humpelte sie fort und ich stand allein. Was sollt' ich nun anfangen? In mein Land zurückzukehren, wo ich mich nicht entdecken durfte, war kein Gedanke. Ich durchstrich also einige fremde Länder, um eine Retterin zu finden, aber alle Mädchen flohen mich. Endlich kam ich in diese Gegend. Ich sahe Sie, liebte Sie und beschloß, mein Schicksal von Ihnen allein zu erwarten. Lange wagt' ich nicht, vor Ihnen zu erscheinen. Es ist schon ein Jahr, daß ich die Höhle bewohne, wo mich Ihre Schwester schlafend fand und wohin ihr ein mächtiger Talisman den Weg geöffnet haben mußte.

Aurore. Davon weiß ich kein Wort. Das ist sicher die Anstalt einer Fee gewesen, die Zefirens Beschützerin ist. Nun erst erklär' ich mir das freundliche Benehmen meiner Schwester gegen Sie.

Alzest. Ein plötzlicher Sturmwind, den meine Feindin erregt haben mochte, trieb sie wieder fort, indem meine Schlummerzeit vorüber war und sich der Augenblick meiner Verhäßlichung nahte. Alles übrige wissen Sie; ich aber weiß nicht, wie ich Ihre Wohlthat erwiedern soll. Welche Kleinigkeiten sind Herz und Hand, die ich Ihnen dafür anbiete? — Mancher andere König würde seine Krone mit in Anschlag bringen; doch wie könnte dieses blendende Ding den Entschluß einer Aurore bestimmen.

Aurore. Sie haben Recht. Diese Hand, die ich Ihnen hier zum ewigen Bunde reiche, würde nicht nach einer Krone greifen, wenn sie nicht ein Mann von Alzestens

Geist und Herz trüge. Da dieß aber ist, so wollen wir sie auch nicht wegwerfen, sondern sie zum Werkzeug des Glücks vieler Menschen brauchen.

Alzest. Gute Seele! Einen Himmel auf Erden öffnet mir Ihre Liebe. Doch wir haben noch Hindernisse zu überwinden. Ihre Mutter —

Aurore. Lassen Sie uns zu ihr gehen! Sie wird nicht unerbittlich seyn.

Zwölftes Kapitel.

Traurige Folgen eines Weiberzanks.

Indessen die beiden Liebenden so zusammen plauderten, ward im Schlosse viel nach Auroren gefragt und über ihr plötzliches Verschwinden manche Glosse gemacht. Endlich kam die Nachricht, sie sey in den Garten gegangen. Die hohe Gesellschaft setzte sich hierauf in Bewegung, sie dort aufzusuchen, und begegnete folglich dem zärtlichen Paare, das Hand in Hand dem Schlosse zueilte.

Alzest erbleichte, sobald er die Mutter des Schmetterlingsfürsten in der Ferne gewahrte. „Wir sind verloren!“ sprach er leise zu seiner Geliebten: „Das alte Weib dort in der Mitte des Zuges ist meine Feindin! Ich erkenne sie, ob sie gleich wieder zwei Beine und überhaupt ein menschlicheres Ansehen gewonnen hat. Laß uns fliehen, Aurore, laß uns fliehen, sonst sind wir verloren!“

Unentschlossen zagte das Mädchen; indessen rückte der Vortrab der Gesellschaft so nahe heran, daß an kein Entrinnen mehr zu denken war. Die Königin, über Aurorens langes Außenbleiben erzürnt, beschoß sie schon von weitem mit strafenden Blicken. Zefire biß sich vor Wuth in die Lippen, als sie in dem Führer ihrer Schwester den schönen Schläfer erkannte; und die Zauberin, die Alzesten lange mit weit aufgerissenen Augen gemessen hatte, unterbrach

die wechselseitigen stummen Komplimente durch die Frage: „Kennen wir uns nicht, mein Herr?“

Alzest gab ihr keine Antwort, sondern wandte sich zu den übrigen Damen, und stellte sich als den entzauberten Zwerg vor. Alle sahen sich staunend an. „Mit Ihnen, Madam, fuhr er gegen die Zauberin fort, ist meine Rechnung geschlossen Die Hand dieser schönen Prinzessin hat sie zerrissen. Sie liebt mich Unwürdigen, und unser Bündniß bedarf nur noch die Bestätigung und den Segen meiner gnädigsten Königin.“ —

Die Hexe stemmte beide Hände in die Seiten und öffnete den zahnlosen Mund, um einem Strom von Schimpfreden Luft zu machen; allein die Königin dämmte noch zeitig genug den völligen Ausbruch desselben, indem sie um einen Augenblick Beruhigung bat und dann gegen Alzesten stammelte: „Sein Antrag sey ihrem Hause so schmeichelhaft, daß ihr Wille, wenn er noch frei und ungebunden wäre, seinen Wünschen entgegenkommen würde. Allein die Unmöglichkeit werfe sich dazwischen, indem sie bereits dem gegenwärtigen Fürsten ihre Tochter versprochen habe.“

Hin zu der Mutter Füßen stürzten jetzt die Liebenden und beschworen sie mit Thränen, diese Erklärung zu widerrufen. Ganz unerwartet stellte sich auch Zefire unter die Bittenden. Freilich bewog sie nicht schwesterliche Liebe, sondern Eigennutz dazu. Sie sah aus allen Umständen, daß Alzest für sie verloren sey, und richtete nun ihre Absichten auf den Schmetterlingsprinzen, dessen hasenhafte Lustigkeit ihr überhaupt besser, als der Ernst jenes edlen Jünglings gefiel.

Hochgedachter Prinz, so nah ihn auch die in Frage befangene Sache betraf, schien über den Ausgang derselben ganz unbekümmert zu seyn. Während Aller Augen an

der Königin und der sie umgebenden Gruppe hingen, sprang er wie ein Kind um seine Equipage herum und begaffte sie mit der sorglosesten Behaglichkeit.

Da die Königin dieß bemerkte und ihr Herz durch Aurorens Flehen weich geworden war, so begann ihre vorige Entschlossenheit zu wanken, und sie sprach zur Zauberin: „Rathen Sie mir, meine Freundin, was soll ich thun? Unsere Kinder scheinen von beiden Seiten wenig Neigung für einander zu haben. In dem kalten Boden der Gleichgültigkeit gedeiht nie die Blume des Eheglücks. Sie werden daher großmüthig gegen mich und sorgsam für das Wohl Ihres Sohnes handeln, wenn Sie mich meines Versprechens entlassen.“ —

„Wie?“ — schnaubte die Hexe: „Ihr verhätscheltes Töchterchen soll Recht behalten, und mein Sohn, der schönste Prinz der Welt, mit einem schimpflichen Korbe heim ziehen?“ —

„Nicht doch!“ fiel ihr die Königin sanft ins Wort: „Sie verstanden mich falsch, meine Liebe! Ich bat um freiwillige Entsagung, um einen Korb für meine Tochter. Wie kann unter diesen Umständen der Schimpf auf ihren Sohn fallen?“ —

„Larifari!“ schrie die Zauberin und trampelte vor Grimm mit den Füßen.

„Sie gebehrden sich sonderbar!“ sprach jetzt die Königin mit festerm Ton: „Abdringen und abtrotzen laß ich mir meine Tochter nicht.“ —

„Schwaches Weib!“ kreischte die Hexe: „glaubst du eine Bettlerin vor dir zu haben, die du von deiner Thür wegschelten kannst? Ich will dir zeigen, wer ich bin und was ich vermag! Betrachte geschwind dein süßes Töchterlein noch einmal: du siehst es vielleicht nie wieder!“ —

Sie schoß, nachdem sie so gebraust,
Wild auf Auroren zu, schlang deren seidne Locken
Um ihre gelbe Knochenfaust,
Und führte reißender, als Windeswirbel saust,
Das Mädchen durch die Luft wie einen Federflocken.
Wer dieses Schauspiel sah, stand bis zum Tod erschrocken;
Die Schmetterlings-Durchlaucht allein
Brach in Gelächter aus und klatschte hinterdrein.

In wenigen Minuten hatte sich die Räuberin mit ihrer schönen Beute aus dem Gesichtskreise der Jammernden verloren. Alzest rannte halb wahnsinnig aus dem Garten. Die Königin und ihre Damen wankten händeringend ins Schloß. Der Prinz aber warf sich, immer noch lachend, in seinen Wagen und kutschte fort, ohne Zefiren einen freundlichen Blick, der sie vielleicht über die Entführung ihrer Schwester völlig getröstet hatte, zurückzulassen.

Dreizehntes Kapitel.

Aurore soll Tanzstunden geben.

Mehr als hundert Meilen flog die Zauberin über Gebirg und Thal. Die unglückliche Prinzessin machte diese Luftreise in fühlloser Ohnmacht, und sah sich, als sie davon erwachte, in einem runden eisernen Thurm eingeschlossen. Um sie herum war kein lebendiges Wesen, als Schnecken, die zahllos auf dem Boden und an den Wänden krochen.

Auf einmal knarrte die Pforte, und mit grinsendem Spottlächeln trat die Hexe herein. „Nun, schöne Prinzeß, wie ist die Motion bekommen? Wahrscheinlich sind Dieselben ein wenig müde? Ruhen Sie fein aus; es wird Ihnen nicht an Zeit dazu fehlen. Denn damit Sie's nur wissen, Sie kommen nicht eher von der Stelle, bis Sie diesen Schnecken einige rasche Tänze gelehrt haben. Die Sache wird nicht ganz unmöglich seyn. Manche von ihnen hat sich sonst auf Bällen lustig gemacht. Sie staunen darüber? Nun freilich wissen Sie noch nicht, daß alle diese kriechenden Geschöpfe vordem hochnäsige Damen waren, die mich auf diese oder jene Art beleidigten und zur Strafe von mir verwandelt wurden. Also greifen Sie nur frisch ans Werk und schlagen Sie tüchtig zu, wenn sich die trägen Thiere nicht geschickt genug anstellen. Gelingt es Ihnen, daß Sie binnen heut und acht Tagen

ein Schneckentänzchen vor meinen Augen veranstalten können, je nun, so werd' ich nicht eisern seyn, und Ihnen vielleicht über lang oder kurz Ihre Freiheit schenken. Lernen aber während dieser Gnadenzeit Ihre Lehrlinge nichts, so machen Sie sich nur gefaßt, selbst zur häßlichsten Schnecke zu werden." —

Nachdem die Zauberin dieses strenge Urtheil gesprochen hatte, verließ sie Aurorens Gefängniß. Alle Schnecken krochen, so geschwind sie konnten, in einem Winkel zusammen und zogen sich in ihre Häuschen. Die Prinzessin errieth bald, warum sie sich so ängstlich versteckten und redete sie sanftmüthig an: „Fürchtet mich nicht, ihr armen Unglücksgefährten! Ich will nicht so grausam mit euch verfahren, als unsere Feindin verlangt. Geht ohne Sorgen aus euern Hüttchen wieder hervor und verlaßt euch darauf, daß ich nie den geringsten Versuch machen werde, euch zu Ausübung einer Kunst zu zwingen, die euerm gegenwärtigen Körper so wenig angemessen ist. Kommt, kommt! wir wollen, bis uns das Schicksal oder der Tod erlöset, als verträgliche Nachbarinnen zusammen leben." —

Während dieser Sicherheitserklärung guckten die Schnecken nach und nach aus ihren Festungen hervor und sammelten sich um die Prinzessin. Sie vertrieb sich sechs Tage lang mit ihnen die Zeit, so gut sie sich in einer langweiligen Schneckengesellschaft vertreiben läßt. Unsichtbare Hände bedienten sie indessen mit Speisen und ihre Gespielinnen mit frischem Gras.

Vierzehntes Kapitel.

Der Schneckenball.

Die Sonne des siebenten Tages goß Angst und Verzweiflung in die Seele der schönen Gefangenen. Morgen — morgen schon sollte sie in eine Schnecke verwandelt werden, und Alzest auf ewig für sie verloren seyn. Welche Macht konnte sie retten? Den geheimnißvollen Edelstein hatte sie wieder nicht bei sich, sondern in ihrer Hauskleidung zurückgelassen, die sie zum Empfang des Schmetterlingsfürsten mit einer Gallarobe vertauschte. Sie machte sich über diese Unachtsamkeit die bittersten Vorwürfe und zankte so laut mit sich selbst, daß der treue, bunte Vogel mehr als zehnmal an die Scheiben pickte, ehe sie es hörte. Jetzt riß sie das Fenster auf; der Diamant fiel ihr entgegen und das Vögelchen sang:

„Hier bring' ich noch Einmal
Den hülfreichen Stein;
Doch nun werd' ich nimmer
Dein Aufwärter seyn." —

„Wohl mir," rief Aurore, „wohl mir, daß ich dich wieder habe! Willkommen, du freundlicher Stein, der mir helfen soll: O, wenn du es kannst, so rette, rette mich verlassenes Mädchen!"

Kaum hatte sie so unter Schluchzen gelallt,
Da zeigte sich plötzlich im Demant ein Spalt,
Und, wie durch ein angelweit offenes Thor,
Luftsprangen zwölf kleine Tanzmeister empor.

Ein jeder von ihnen, ein Fingerchen lang,
Entstrich seiner Geige den lieblichsten Klang;
So kapriolirten die Männchen umher
Und tanzten Ballette die Läng' und die Quer.

Die schüchterne Schneckengesellschaft verkroch
Indessen sich tief in ein winkliches Loch.
Doch stöberte bald der Tanzmeisterlein Chor
Sie hier mit dem Bogen der Fiedel hervor.

Dann wurden die langsamsten Thierchen der Welt
Nach Regeln der Tanzkunst in Reihen gestellt;
Die Geigerlein schlossen um sie einen Kranz
Und fiedelten wacker zum englischen Tanz.

Und sieh, mit dem ersten taktmäßigen Strich
Erhuben auf einmal die Vortänzer sich,
Und schwebten im zierlichsten Kunstlabyrinth
Die Reihen hinunter, wie Wetter und Wind.

Die übrigen hüpften mit ähnlichem Glück
Den künstlichen Schlangenweg hin und zurück;
Hierauf ward ein lustiger Walzer gegeigt
Und auch von den Schnecken Gehorsam gezeigt.

Sie faßten sich paarweis mit Zärtlichkeit an
Und walzten, als hätten sie's oft schon gethan.
Doch plötzlich verstummte der Fiedelchen Ton,
Und alle Tanzmeisterlein waren entfloh'n.

Aurore würde vielleicht diesen einzigen Ball in seiner Art für ein bloßes Traumgesicht gehalten haben, wenn nicht eins von den Männchen, die vor ihren Augen wie Irrwische verschwanden, seine Geige zurückgelassen hätte. Sie hob das Dingelchen, welches kaum einen Zoll lang

war, von der Diele auf; schnell fing der Bogen von selbst an, auf den Saiten herumzuhüpfen und einen Tanz zu spielen. Alle Schnecken, die schon zu Winkel gekrochen waren, eilten jetzt herbei und tanzten so rasch, als sie es vorher unter der Aufsicht der kleinen Herren gethan hatten. Wer war froher, als Aurore? Sie erwartete nun furchtlos den künftigen Tag, weil sie mit ihren Schülerinnen vor der Hexe zu bestehen hoffte.

Fünfzehntes Kapitel.

Nachrichten von Alzesten. — Er findet ein Paar Stiefeln.

Alzest hatte seit Aurorens Entführung mehr auf Felsenkuppen und Baumgipfeln, als auf ebener Erde gelebt, um von jenen hohen Warten den Aufenthalt seines Mädchens auszuspähen. Alles Forschen war jedoch umsonst. Er fand nirgends die kleinste Spur, und war auch wirklich am Morgen des achten Tages, ungeachtet er sich indessen rastlos herumgetrieben und bis zum Geripp abgehetzt hatte, von dem eisernen Thurm, der sein Liebstes einschloß, volle hundert Meilen entfernt.

„O, ihr guten Geister," rief er aus, indem er sich jetzt ermattet auf die Erde warf, „o, ihr guten Geister, habt ihr mich ganz verlassen? Ist keiner von euch so mitleidig, mir Weg und Steg zu meiner Geliebten zu zeigen?"

Da rauscht es hinter ihm im Grase, und er glaubte schon den Tritt eines kommenden Schutzgeistes zu hören. Als er sich aber umsah, ward er nur ein Paar funkelneue Stiefeln gewahr, die er zuvor nicht gesehen hatte. Sie schienen ganz für seinen Fuß gemacht, und er hielt es deßwegen für das Geschenk eines wohlwollenden Geistes, der seinem durch die lange irrende Ritterfahrt entstandenen Schuhmangel habe abhelfen wollen. Im Herzen dacht' er freilich, sein unbekannter Gönner hätte wohl etwas freigebiger seyn können; doch war er klug und gutmüthig genug, auch diese kleine Hülfe nicht zu verachten.

Er zog also die Stiefelchen an, that einen Schritt vorwärts und sah sich mit Staunen in einer wildfremden Gegend. Das Thal, wo er ausschritt, war verschwunden: er stand auf einem hohen Berge und wagte hier den zweiten Schritt. Dieser hob ihn an das jenseitige Ufer eines breiten Stromes, der eine unabsehliche, gebirglose Ebene durchfloß. Neue Verwunderung. Er bewegte den Fuß zum dritten Mal, und erblickte hinter sich eine große Stadt mit vielen Thürmen, über die er hinweggestiegen seyn mußte. Nun kam er endlich auf die Vermuthung, daß er vielleicht ein Paar sogenannte Meilenstiefeln besitze, welche nur die Leibschuhmacher der Feen zu bereiten wissen. So war es auch. Er hatte wirklich mit jedem Schritt eine richtige Meile zurückgelegt, und stand, nachdem er noch neunzig und siebenmal aufgetreten war, vor dem eisernen Gefängnißthurme seiner Geliebten.

Er wußte nicht, daß er dem schönen Ziele seiner Wallfahrt so nahe sey, und wäre gern weiter geschritten, wenn seine Stiefeln gewollt hätten. Sie hielten ihn aber fest auf diesem Platze gefangen. Die ganze Gegend war einsam und todt. Auch am Gegitter des Thurms ließ niemand sich blicken; denn die Gefangene hatte gerade jetzt so viel zu thun, daß keine Zeit übrig blieb, zum Fenster hinauszusehen.

Die Hexe war eben bei ihr und nahm die Tanzübungen der Schnecken in hohen Augenschein. Sie machten ihre Sachen so trefflich, daß sich nichts dagegen einwenden ließ und Aurore Muth faßte, um ihre Freiheit zu bitten. Allein die boshafte Drude sagte weder Ja noch Nein, sondern suchte durch mancherlei Ausflüchte die Erfüllung ihres Versprechens aufzuschieben.

Die getäuschte Prinzessin ging weinend an's Fenster und that vor freudiger Ueberraschung einen lauten Schrei,

als sie ihren Geliebten unten am Thurme stehen sah. „O meine Aurore!“ rief Alzest, der in diesem Augenblicke die Bande seiner Füße gelöst fühlte und die Arme nach der Trauten hinaufstreckte. Sie warf ihm jetzt, einem unbekannten Zuge folgend, das hülfreiche Kleinod hinab.

Er hebt es auf und staunt, als es in seinen Händen
Sofort ein goldnes Schwert gebiert,
Vor dessen flammengleichem Blenden
Des Thurmes Pforte springt, eh' er sie noch berührt.
Zwar bäumen gegen ihn mit aufgesperrten Rachen
Zwei ungeheure Flügeldrachen;
Allein er haut im vollen Lauf
Sie mitten durch wie ein Paar Rüben,
Und stürmt alsdann zu seiner Lieben
Die schmale Wendeltrepp' hinauf.

Das treue Pärchen stürzt, gleich unterdrückten Flammen,
Die nach durchbrochner Bahn wild in einander glüh'n,
In Herzumarmungen zusammen:
Er sieht nur sie — und sie nur ihn.

Indessen schütteln Angst und Schrecken
Die Zauberin mit kalter Hand;
Sie flüchtet, um sich zu verstecken,
Ins düstre Winkelchen der Schnecken,
Und drückt sich bebend an die Wand.

„Ha!“ ruft Alzest, indem er sie erblicket:
„Ha, find' ich dich, verdammte Räuberin?
Wohl mir, wohl mir, daß ich es bin,
Der dich hinab zur Hölle schicket!“ —
Mit diesen Feuerworten zücket
Er schnell sein goldnes Schwert auf sie:
Doch die Verbrecherin umstricket,
Gleich einem Wurme, seine Knie,
Und fleht so dringend um ihr Leben,
Daß Mitleid stracks den jungen Mann
Entwaffnet, und er nun nicht kann
Den Arm zum Todesstreiche heben.

Er spricht: „Wohlan, dir sey vergeben!
Mein Schwert ist ohnedem zu gut,
Als daß dein Basiliskenblut
An seiner Klinge sollte kleben;
Flieh aber, was du kannst, und sey auf deiner Hut,
Mir nirgends wieder zu begegnen,
Sonst dürfte wohl gerechte Wuth
Dir endlich noch ein schlimmes Bad gesegnen.“ —

Die alte Drude flieht, und nun
Will auch das Liebespaar vom öden Thurme scheiden.
„Vollzählig wären meine Freuden,“
Sagt die Prinzessin jetzt, „geläng' es nur uns Beiden,
Für diese Schnecken noch ein gutes Werk zu thun,
Die Menschen sind, wie wir, und nur Bezaubrung leiden.
Wer weiß, ob ihnen nicht des Schwertes Wunderkraft
Ihr eignes Leben wieder schafft?“

Alzest berühret mit dem Degen
Das erste beste Schneckenhaus;
Ein schmuckes Mädchen springt heraus,
Tanzt flink und munter ihm entgegen,
Und so schlüpft nach und nach aus jedem Häuschen fix
Ein schönes Kind und macht dem Retter einen Knix.

„Willkommen!“ ruft Alzest: „Willkommen!
Begleitet mich ins Land, wo ich geboren bin,
Und seyd dort freundlich aufgenommen
Als Damen dieser Königin.“ —
Sie danken ihm durch tausend süße Worte,
Und die Gesellschaft eilt hinab zur Kerkerpforte.

Hier stehn sie überrascht von einer dichten Wand
Von zwanzig kleinen goldnen Wagen,
Mit Schwanen, Papagein und Tauben nett bespannt,
Und Sylphen sind geschäftig bei der Hand,
Die Damen und den Herrn bequem hineinzutragen.
Das Zuggeflügel rauscht nun über See und Land.
Auroren wird, eh' noch die Sterne flimmern,
Die Gegend immer mehr bekannt,
Und endlich sieht sie gar das Schloß der Mutter schimmern.

Sechzehntes Kapitel.

Es tritt eine neue Person auf, die alles vollends aufklärt und ins Reine bringt.

Die Reisenden kamen wohlbehalten bei der Königin an und wurden mit lautem Jubel empfangen. Unter dem bunten Getümmel, das ihnen entgegenwallte, ragte der stolze Wuchs einer fremden Dame hervor, welche sich sogleich den beiden Liebenden näherte und sie mit einer feierlichen Anrede bewillkommte.

Sie sey, hub sie an, eine Fee und die erklärte Beschützerin aller, von dem guten Genius Verstand gestifteten Ehen. Mit den leichtsinnigen Bündnissen des Schönheitsjägers Kupido und den wucherhaften Kuppeleien des alten Geldmäklers Plutus habe sie nichts zu schaffen. Der Edelstein, welcher endlich den Knoten des feindseligen Zaubergewebes aufgelöst habe, sey ihr Geschenk, und das bunte Vögelchen ihr Abgesandter gewesen. Auch die Meilenstiefeln und Reisewagen habe sie besorgt, und durch ihre, dem goldenen Schwerte mitgetheilte Macht die Raubhexe gedemüthiget. Ueberhaupt könne man alle Ereignisse, welche die Vereinigung der beiden Liebenden befördert hätten, die sie aber, um den Schein der Ruhmredigkeit zu vermeiden, nicht einzeln anführen wolle, auf ihre Rechnung schreiben. Sie werde sich auch in der Folge ein eigenes Vergnügen daraus machen, den Verlobten mächtig

beizustehen und sich immer als ihre wärmste Freundin zu beweisen.

Nach berichtigten Danksagungskomplimenten hatte die Königin kein dringenderes Geschäft, als ihrem Gemahl einen treuen Bericht über alle diese neuen Begebenheiten durch einen Eilboten zu senden. Statt einer Antwort kam der König selbst, und wunderte sich höchlich über Alzestens vortheilhafte Umstaltung. „Können Sie reiten?“ war seine erste Frage. Alzest beantwortete sie mit einem bescheidenen Ja. „Nun wohlan,“ fuhr der König fort, „so machen Sie einmal ihr Probestück auf meinem Bravo! Er ist zwar schon einige Meilen gelaufen; dennoch mögen Sie sich immer sattelfest halten. Das kluge Thier ist ein scharfer Kunstrichter seiner Reiter, und wirft jeden Stümper, der ihn nur im geringsten mit Schenkel oder Zügel falsch behandelt, ohne Barmherzigkeit ab. Heh, Stallmeister, den Bravo!“

Da ward vorgeführt ein hoher, schnaubender Hengst, den Alzest muthig bestieg und nach den strengsten Regeln der Reitkunst tummelte. Der König klatschte fort und fort Beifall, umarmte den absitzenden Reiter und rief entzückt: „Na, so einen schulgerechten Schwiegersohn hab' ich mir längst gewünscht. Sie sollen meine Tochter haben und meinen besten Segen dazu.“ —

Die Neuvermählten reisten nach einigen festlichen Tagen in ihr Land und genoßen dort im Marmorpalast die süße Traulichkeit der Hütte. Die edeln Seelen liebten sich auch dann noch, als die Blüthen ihrer körperlichen Schönheit verwelkt waren.

Zefire wartete die trüben Herbsttage einer alten Jungfer nicht ab, sondern starb noch im Sommer des Lebens vor Neid über das Glück ihrer Schwester.

Der Schmetterlingsfürst erschoß sich aus Verzweiflung, weil er das Unglück hatte, seinen ersten Kammerdiener und Haarkräusler durch den Tod zu verlieren, und nicht gleich einen andern Lockenbaumeister fand, der seinen eigensinnigen Geschmack so ganz wie der selige Mann befriedigte.

Was aus seiner ehrwürdigen Frau Mutter geworden ist, weiß man nicht. Es würde sich auch schwerlich der Mühe lohnen, Nachrichten darüber einzuziehen und den Schluß dieses Mährleins deßwegen aufzuhalten.

Mord

bei

einer versuchten Entführung.

Eine Kriminalgeschichte.

Unter dem schwedischen Heere, mit dem im Jahre 1706 Karl der Zwölfte Sachsen überfiel, befand sich ein Lieutenant, Johann von G**. Er ward 1681 in Schweden von bürgerlichen Aeltern geboren, und erst in seinem zwanzigsten Jahre, als er sich dem Kriegsdienste widmete, geadelt. Von seinem frühern Jugendleben ist nichts bekannt, Doch muß er eine gute Erziehung genossen haben: denn er besaß Kenntniß verschiedener Sprachen und feine Sitten.

Ein kleines dunkles Städtchen, einige Meilen von Dresden, war für seine Lebhaftigkeit ein zu einsames Winterquartier. Er suchte bald Bekanntschaft in der umliegenden Gegend, und ward von einem schwedischen Hauptmann, der sein vertrauter Freund war, in dem Hause des Rittergutsbesitzers M** zu Oelsnitz eingeführt.

Der ehrliche Hauptmann hatte sich dadurch eine Schlange im Busen erzogen. Er liebte Marien, die Tochter des Hauses, und stand im Begriff, sie zu heirathen. Kaum aber war der junge, zärtliche Lieutenant zwei bis drei Mal in Oelsnitz gewesen, so fand Jener sein verlobtes Mädchen gegen sich erkaltet. Sein falscher Freund hatte sich zum Nebenbuhler aufgeworfen, und durch Schmeicheleien, von dem Reiz einer noch blühenden Jugend unterstützt, den Sieg über ihn gewonnen.

Der zurückgesetzte Liebhaber räumte nun ganz das Feld, und G** ward Mariens erklärter Verehrer. Auch er

bot ihr mit den heiligsten Eiden Herz und Hand, gab sich trüglich für einen reichen Mann aus und baute vor den Augen des leichtgläubigen Landmädchens blendende Luftschlösser. Er wollte nach vollzogenem Frieden, der damals eben im Werke war, die Kriegsdienste verlassen, sein großes Vermögen aus Schweden abholen und es seiner Braut zu Füßen legen. Wie schön klang das alles! Die ganze Familie freute sich der zukünftigen Glückseligkeit. Vater, Mutter und Tochter wetteiferten, dem vielversprechenden Manne, dem Schöpfer sorgenfreier, goldner Tage gefällig zu seyn. Marie war es leider zu sehr. Sie gestattete dem verliebten Jüngling so viele Freiheiten, daß endlich keine mehr zu erlauben oder abzuschlagen übrig blieb.

Jetzt ward der Friede zu Altranstädt geschlossen und die Schweden rüsteten sich zum Abzuge aus Sachsen. Das ganze ausgesogene Land freute sich, diese drückenden Gäste wieder los zu werden; nur die liebende Marie weinte der Stunde der Trennung entgegen. Sie fühlte schon die Folgen des vertrauten Umgangs mit ihrem Bräutigam, und verschwieg ihm auch diese Entdeckung nicht. Er tröstete sie aber durch wiederholte Versicherungen, binnen wenigen Monaten aus seinem Vaterlande zurückzukommen und sich mit ihr zu verbinden. Dabei schlug er vor, indessen Briefe zu wechseln, und fertigte für das Mädchen einige Couverte, auf die er seine Addresse schrieb. Endlich tönte die Scheidestunde. Sie verfloß unter gegenseitigen Schwüren ewiger Treue. Mariens letztes Wort war die Bitte, sie nicht zu verlassen, sie nicht unglücklich zu machen.

Allein es vergingen einige Monate, und noch kam kein Brief aus Schweden. Marie weinte Tag und Nacht, und konnte nun ihre Schwangerschaft nicht länger verbergen. Die Aeltern erschracken zwar heftig darüber, doch ließen

sie ihre Tochter keine Ausbrüche von Zorn empfinden. Sie selbst hielten den Lieutenant für einen redlichen Mann, der sein Wort nicht brechen, sondern bald durch Vollziehung der versprochenen Heirath die Schande der Gefallenen wieder austilgen würde. Allein mit jeder folgenden Woche, die ohne Nachricht von ihm vorübereilte, ward der Schimmer dieser angenehmen Hoffnung dunkler. Das unglückliche Mädchen verbrauchte einen Briefumschlag nach dem andern und erhielt keine Antwort. So trostlos, gebar sie 1708 eine Tochter, die Ulrike G** getauft wurde.

Die Lage der armen Verlassenen verschlimmerte sich nun von Tage zu Tage. Sie hatte bisher — was die Liebe so gern thut — immer noch gehofft, immer noch den Geliebten entschuldiget, und sich eine Kette von Hindernissen gedacht, die ihn umschlungen und es ihm unmöglich gemacht haben könne, zu kommen oder zu schreiben; allein jetzt, da er binnen einem vollen Jahre nichts von sich hören ließ, jetzt war seine Treulosigkeit entschieden. Die Arme litt um so mehr, da nun auch ihre Eltern dem menschenfreundlichen Grundsatze, die Betrübten nicht noch mehr zu betrüben, ganz entgegen handelten. Sie bestürmten die Jammernde mit Vorwürfen über den begangenen Fehltritt. Jeder Bissen, den sie aß, ward ihr damit versalzen, jeder Pfennig, der zum Bedürfniß ihres Kindes ausgegeben werden mußte, mit herzschneidenden Worten hingeworfen. Gegen alle Bekannte klagten die erbitterten Leute über ihre ungerathene Tochter, und mißhandelten sie sogar vor den Augen des Hausgesindes. So ward die Unglückliche ein Gegenstand der allgemeinen Verachtung.

Nach drei oder vier durchweinten Jahren warb ein ehrlicher Landmann um ihre Hand. Sie gab sie ihm mit Freuden; denn er war ihr ein rettender Engel, der sie

aus der Marterhöhle des väterlichen Hauses befreite. Eben so gern willigten die Eltern ein, und ließen sich auch die Bedingung des Bräutigams gefallen, die kleine Ulrike bei sich zu behalten und zu erziehen. Ach, sie ahneten nicht, welche zukünftige Leiden dieser Umstand ihnen vorbereitete.

Indessen hatte sich der Zerstörer ihres Familienglücks kein graues Haar wachsen lassen. Es war nie sein Ernst gewesen, Ulriken zu heirathen. Er hatte, nach der gewöhnlichen Weise niederträchtiger Wollüstlinge, das Eheversprechen blos zur Lockspeise gebraucht, um des Mädchens Unschuld in das Netz seiner Begierden zu kirren. Nach erreichter Absicht wurden ihm Mariens Liebkosungen lästig, und er war froh, als ihn der Friedensschluß davon befreite. Alle ihm nachgeschickten Briefe kamen zwar in seine Hand; doch die lebendigsten Schilderungen des Jammers, den er verursacht hatte, und die sehnlichsten Bitten, sein Wort zu halten, vermochten nichts über sein hartes Herz. Er lachte der Thörin, die sein flüchtiges Liebesabenteuer in eine langweilige Ehegeschichte verwandeln wollte, überließ sie ohne Mitleiden allen Furien des Elendes und der Schande, und las zuletzt ihre Briefe gar nicht mehr.

Nach fünfzehn Jahren, binnen welchen er bis zum Obristlieutenant gestiegen, jedoch wegen eines Verbrechens, das man nie eigentlich erfahren hat, wieder verabschiedet worden war, kam er plötzlich nach Sachsen zurück. Er trieb sich in Dresden herum und suchte Dienste. Die Familie M** erfuhr kaum seinen Aufenthalt, so faßte sie den Entschluß, ihm seine Tochter Ulrike vorzustellen. Es geschah. Er empfing diesen Besuch höflich, ließ sich des Mädchens flache Hand zeigen, betrachtete sie mit stiller Aufmerksamkeit und rief dann aus: „Ja, du bist meine Tochter! Ich seh' es aus diesen Linien; denn ich verstehe

die Chiromantie." — Diese Anerkennung war den beiden siebenzigjährigen Alten um so angenehmer, da er seine Tochter reichlich beschenkte. Ueberdieß wußte er die begangene Untreue gegen deren Mutter so überredend zu entschuldigen, daß M** und dessen Frau völlig mit ihm ausgesöhnt wurden, und sich diese Zusammenkunft besser endigte, als man erwartet hatte.

Er stattete nun fleißige Gegenbesuche in Oelsnitz ab. Dabei gab er sich ein überaus väterliches Ansehn, las täglich mehrere Stunden lang mit Ulriken die Bibel und ermahnte sie zur Tugend und guten Sitten. Ihm selbst entschlüpfte zwar zuweilen ein kräftiger Soldatenfluch oder ein unsittliches Gassenlied: sobald aber die frommen Alten ihr Mißfallen darüber äußerten, bat er sie um Verzeihung und versprach, sich zu bessern. So gewann er ihr Herz. Sie wünschten, er möchte seine Tochter legitimiren lassen, und er war sofort willig dazu.

Indem man aber darüber Unterhandlungen pflog, zeigte sich der fromme Herr von einer sonderbaren Seite. Es schien, als ob er Ulriken — die nun in ihrem fünfzehnten Jahre stand und ein schönes, blühendes Mädchen war — mehr als väterlich liebe. Während der biblischen Vorlesungen zog er sie oft auf seinen Schooß und küßte sie mit der zärtlichsten Inbrunst. Die Alten, vor deren Augen er sogar dergleichen Unverschämtheiten ausübte, schüttelten hierüber die Köpfe, brachten Ulrikens Legitimation nicht mehr zur Sprache, und begegneten ihm überhaupt von jetzt an mit dem sichtbarsten Kaltsinn. Sie hofften, ihn dadurch ohne Zank und Geräusch los zu werden; er aber ward desto zudringlicher, jemehr sie sich zurückzogen und das Mädchen von ihm zu entfernen suchten. Anfangs dauerten seine Besuche gewöhnlich nur einige Tage; zuletzt blieb er

zehn Wochen lang in Oelsnitz. In diesem Zeitraum entwickelte sich seine unnatürliche Liebe vollends ganz, und erfüllte Ulrikens Großmutter mit so vielen Besorgnissen, daß sie ihre Enkelin Tag und Nacht bewachte und keinen Augenblick mehr mit ihm allein ließ. Auch ruhte sie nicht, bis er sich endlich, vom ganzen Hause verabscheut und von seiner eigenen Tochter geflohen, zur Abreise bequemte.

Ihm war nicht entgangen, daß M**s Gattin die Ausbrüche seiner schändlichen Leidenschaften am ersten und genauesten beobachtet, seinen Absichten am thätigsten entgegengearbeitet, und vorzüglich ihn durch unhöfliche Begegnung zum Hause hinaus gedrängt hatte. Es wurzelte deßhalb in seinem Herzen ein tödtlicher Haß gegen die ehrliche Frau. Doch verbarg er ihn so lange sorgfältig, als er noch Hoffnung hatte, Ulriken mit einem Schein von Recht in seine Gewalt zu bekommen. In dieser Absicht nahm er den zerrissenen Faden der Legitimationsverhandlungen wieder auf, und spann ihn durch heuchlerische Briefe, die für Meisterstücke eines Tartüff gelten konnten, emsig fort. —

Blut und Gewissen — schrieb er unter andern — Blut und Gewissen forderten von ihm, seine Tochter zu einem Gott gefälligen Leben erziehen und in Wissenschaften unterrichten zu lassen. Er sey daher gesonnen, sie entweder in eine Erziehungsanstalt nach Halle zu bringen, oder zu sich nach Dresden zu nehmen. Vorher aber sollte die Legitimation derselben bewirkt und sie, mittelst eines Testaments, zur Erbin seines Vermögens eingesetzt werden. Nun hoffte er doch, man werde seine christlichen Absichten nicht länger verkennen und der väterlichen Gewalt, die ihm über seine Tochter zustehe und die er blos zu ihrem

Leibes= und Seelenwohl brauchen wolle, keine weitern Hindernisse in den Weg legen.

Diesem Briefe war ein weitläuftiger Entwurf zu einem, zwischen ihm und Ulrikens Großeltern abzuschließenden gerichtlichen Kontrakte beigefügt. In demselben lief die Hauptsache dahin aus, daß ihm das Mädchen, sobald er es verlange, zu Bewerkstelligung seines christlichen Vorhabens überlassen und von den Großeltern ein Revers ausgestellt werden solle, durch den sie allen Widersprüchen auf immer und ewig entsagten.

Von diesem listigen Plane versprach er sich den guten Erfolg, daß man die schöne Gelegenheit, aller Erziehungskosten in Zukunft überhoben zu seyn, mit beiden Händen ergreifen würde. Allein er hatte sich geirrt. M** antwortete ihm: „Sie haben sich über Ulriken durchaus keiner väterlichen Gewalt anzumaßen. Diese würden Sie blos durch ein Ehebündniß mit der Mutter erlangt haben, welches nun aber unmöglich geworden ist. Zwar wäre noch der Weg der Legitimation übrig: allein auch diese muß ich aus gewissen Ursachen, die Ihrem Gewissen bekannt seyn werden, nun gänzlich verbitten. Ich und meine Frau sind bereit, allen Ansprüchen an Sie, in Rücksicht des Kindes, zu entsagen. Dieß ist aber auch der einzige Revers, zu dem wir erbötig sind.“ —

Dieser Abfertigung ungeachtet, verfolgte der Oberstlieutenant seinen Plan unermüdet. Er schrieb Briefe über Briefe, die lauter Gottesfurcht athmeten und mit unzähligen biblischen Stellen durchflochten waren. Man ließ ihn aber vergebens auf Antwort lauern.

Unterdessen war er geschäftig, Verse zu schmieden, welche ohne Zweifel unter die schlechtesten gehören, wozu jemals die Liebe, die viele poetischen Sünden auf ihrem

Gewissen hat, einen Sterblichen verleitete. Diese Reimereien ließ er Ulriken heimlich zutragen und bestürmte sie zugleich mit Briefen, die, ganz im Ton der asiatischen Banise verfaßt, als gewöhnliche Liebesbriefe blos lächerlich und eckelhaft seyn würden, als Briefe eines Vaters an seine Tochter aber zum höchsten Abscheu empören. Es würde unverantwortlich seyn, den kleinsten Raum des Papiers damit zu beflecken, wenn sie nicht ein so treues Gemälde seiner häßlichen Seele und gleichsam unabläugbare Urkunden seines, aus Heuchelei, Stolz und Rachsucht zusammengesetzten Charakters wären, dessen genaue Darstellung der eigentliche Zielpuukt dieses Aufsatzes ist. Aus diesem Grunde mögen folgende Stellen aus einem seiner sonderbarsten Handschriften wörtlich hier Platz finden:

„Meine holdeste Onich! Ach, warum hast du dein Herz zurückgenommen, das du mir als das theuerste Pfand zweier verbundenen Seelen schenktest? Hast du dich in eine andere Person verliebt? O grausame Vorstellung, die mir das Leben nimmt und demjenigen, der dich mir rauben will, gewiß auch das Leben kosten soll!“

„Mehr als englische Ulrike, schönste Seele, wie ist es möglich, daß treue Liebe Haß erwecken kann? Fliehst du mich etwa aus Furcht vor deinen Großeltern? Unmöglich kann ich das glauben, mein Engel! Ein zitternder Greis und ein steinaltes Weib vermögen nichts über dein junges frisches Herz. Was wird denn die große Vergeltung seyn, die meine Rose von ihnen zu gewarten hat? Sie lebt jetzt in der Dienstbarkeit und hat Umgang mit geringen Leuten. Der Gerichtshalter, oder sonst ein Advokat, sind immer die vornehmsten im Gelag. Nach dem Tode der Großeltern aber wird's heißen: Heraus aus dem Gute, Mamsell Schooskind! Darum hast du gar nicht Ursache,

den Großeltern so zu schmeicheln und deinen Vater, der dich so herzlich liebt, deßwegen zu verachten. Er ist vornehmer, als jene, ist mit Verstand und Tugend begabt und will auch dich aus deinem niedrigen Stande zu einem Fräulein erheben. Die Zeit wird es lehren, wie Unrecht du thust, daß du nicht Gott und einem so guten Vater, als ich bin, allein vertrauest. Bedenke doch das vierte Gebot!"

„Ach, Ulrike muß Liebe für einen Andern haben! Man flattirt sie mit Gedanken auf den oder jenen Monsieur. Aber, meine englische Ulrike, ich schwöre bei meiner Seele — ein theures Wort! daß ein solcher geringer Mensch, wenn er auch hundert Mal dein Mann würde, nicht lang in deinen Armen bleiben darf. Müßte mich's zehn Leben kosten, soll er doch das seinige nicht behalten. Krumm, lahm und elend in der Welt werde der, der sich untersteht, als ein unwürdiger Mensch, eine so höchst schätzbare Seele, wie dich, zu eigen zu haben. Doch vielleicht thue ich dir Unrecht; vielleicht liebst du keinen Andern. Nun so vergib mir und rechne alles, was ich geschrieben, meiner unendlich großen Liebe zu. Deine Abwesenheit bringt mir den Tod."

„Wegen Halle sind meine Gedanken, dich daselbst in allen Wissenschaften, die deinem Stande gemäß sind, unterrichten zu lassen und einige Zeit bei dir zu bleiben; doch mußt du das Letztere der Großmutter nicht sagen. Alsdann will ich, um dich weiter emporzubringen, mein Glück in der Welt suchen und deßhalb gern ein altes Weib mit Geld heirathen. Mein Herz aber bleibt dir allein, so lange ein Athemzug in mir ist."

„Nimm doch gegen deine Großmutter, deine grausamste Feindin, nur einmal das Blatt vom Munde! Sprich, da

wundertest dich sehr, daß sie so übel gegen mich gesinnt sey und allen Leuten weiß machen wolle, daß ich dich zu viel lieb habe. Sage ihr, ich hätte niemals etwas anders, als von väterlicher Liebe mit dir gesprochen. Gib ihr in allen Stücken, da sie so unchristlich gegen uns Beide handelt, kein gutes Wort. Ich sage dir unter uns und im Vertrauen: Wenn sie nicht aufhört, dich, meines Herzens einzige Seele, zu ängstigen, so soll es ihr gewiß ihr Leben und Blut aus dem ruchlosen Herzen kosten. Sie macht mich desperat. Sie ist die einzige Quelle und Ursache aller meiner tausendfachen Schmerzen. Aber daß sie mich im Lande zum Spott will machen und dein Herz durch Intriken von mir scheiden will, das soll sie theuer, das soll sie mit ihrem Leben bezahlen.“

„O meine allerschönste Blume, meine holdeste Rose, mein schönstes Kind, holdseligste Tochter, einzige Seele, lieblichstes Herz, mein bester Schatz auf Erden, dergleichen ich nicht mehr habe und ohne den ich sterben muß, erbarme dich meiner! Lies in meinen thränenden Augen die größte Liebe und Treue, die jemals in der Welt gewesen sind. Schau' ein Herz, das dich anbetet und dir in Gedanken zu Füßen fällt. Ach, schenke mir deine Huld wieder, laß unsere Herzen ewig verknüpft seyn, und ich will dann mit Freuden sterben.“

„Schreib mir nur eine einzige Zeile. Doch ich Unglücklicher bitte dich vielleicht umsonst. Ich habe Niemand, der bei dir für mich spricht. Du hältst dich zu Drachen, die dein Glück und Wohlfahrt verhindern und die frommen, rechtschaffenen Tauben, wie ich, verschmähst du. Ach, holdes Ulrikchen, mein Schreiben geht zu Ende, aber meine Treue und Liebe nicht. Führe mich ins Grab mit deinen schönen Augen und schenke mir einen Seufzer, den

du mir im Leben nicht gönntest. Ich bin, bis ich sterbe, dein unglückseliger und allergetreuester Osculangieth *."

In einer Nachschrift bat er zwar, diesen Brief zu verbrennen; allein Ulrike zeigte denselben ihren Großeltern und schrieb, vermuthlich auf deren Rath, ihrem väterlichen Liebhaber eine spitze Antwort. Hier ein Auszug davon.

„Monsieur Papa! Jetzt nenn' ich Sie noch Papa, werde es aber nicht mehr thun, wenn Sie nicht von der unkeuschen Liebe nachlassen, die ich für keine väterliche halten kann. — Mein Kaltsinn, über den Sie sich beschweren, rührt daher, weil Sie mir immer so viel von Liebe vorsagen. — Die mir vorgeworfene Versündigung gegen das vierte Gebot will ich verantworten; denn es steht auch geschrieben: Du sollst Gott mehr gehorchen, als den Menschen! — Mit Liebesbriefen bitte ich mich ganz zu verschonen, wofern ich soll bleiben Ihre gehorsame Tochter und so weiter."

Der höhnische Titel „Monsieur Papa" fiel ihm höchlich auf und er zankt mit Ulriken darüber im nächsten Briefe. Doch gleich darauf entschuldigt er sie auch wieder. „Sein Herzblatt, seine Karoline — schreibt er — habe das gewiß nicht so schlimm gemeint, sondern nur ihre Feder von der gnädigen Gerichtsherrschaft zu Oelsnitz leiten lassen. Aber die Oelsnitzer Tyrannei solle und müsse bald auf-

* Ein zärtlicher Schäfername von eigner abgeschmackter Erfindung. Osculum ist wahrscheinlich das Stammwort. Als man ihn aber nachher vor Gericht befragte, was diese Unterschrift und das Wort Onich beim Anfange des Briefs bedeute? — antwortete er: Es sey ein Anagramm (Buchstabenversetzung) von seinem und Ulrikens Namen. — Die Gerichtspersonen konnten sich des Lachens nicht enthalten und er lachte mit.

hören und mit Gottes Hülfe gedämpft werden. Leute, die einem unschuldigen Kinde Unrecht thäten, wären nichts Besseres werth, als daß ihr Blut vor die Hunde gehe, wenn sie sich nicht noch bei Zeiten bekehrten.

Das sey Gottes Wort und seine Gerechtigkeit.“

In demselben Briefe will er auch Ulriken verleiten, ihre Großeltern bei Nacht und Nebel zu fliehen und sich in seine Vaterarme zu werfen. „Vornehme Leute, und selbst Geistliche — schreibt er — verübelten ihr, daß sie es nicht schon längst gethan habe. Sie solle sich doch nicht länger von der Welt für einfältig halten lassen, sondern einen Entschluß ergreifen, daß sie mit Recht von sich sagen könne, sie sey das würdige Kind eines rechtschaffenen Vaters.“

Am Ende versucht er noch einen Angriff auf die schwächste Seite des jungen, weiblichen Herzens, indem er Ulriken prächtige Kleider, Umgang mit der vornehmen Welt und tägliches Vergnügen durch Lustfahrten und Schauspiele verspricht.

Das vernünftige Mädchen hörte jedoch nicht auf die lockende Stimme des Verführers. Die ganze Fluth seiner Briefe nach Oelsnitz blieb von nun an unbeantwortet. Das Haus war ihm verboten, und er hatte daher schon seit einigen Monaten nicht mehr gewagt, dort zu erscheinen. Endlich konnte er diese todte Stille, in der er von Ulriken nichts sah und hörte, nicht länger aushalten. Er beschloß eine Reise nach Oelsnitz, um nochmals einen Versuch zu machen, ob er nicht durch das blendende Schattenspiel der Legitimation und Erbeinsetzung einen Vergleich und des Mädchens Auslieferung bewirken könne. Um der Sache einen Schein des Ernstes und der Wahrheit zu geben, ließ er die erforderlichen Schriften und Urkunden

entwerfen, setzte sich dann mit einem Advokaten zu Wagen und fuhr getrost auf Oelsnitz zu.

Allein dort war man von dem zugedachten Besuche schon unterrichtet, und der Hausherr hatte fest beschlossen, die beiden Herren nicht vor sich zu lassen. Da er aber des Obristlieutenants Zudringlichkeit kannte, und also überzeugt war, daß eine höfliche Abweisung bei ihm nicht fruchten würde, so setzte er sein Haus in so wehrhaften Stand, als ob es eine förmliche Belagerung aushalten solle. Er ließ die Thore verschließen, bewaffnete seine Haustruppen, die Knechte und Mägde, mit Dreschflegeln, Heu- und Ofengabeln, stellte sie vor seiner Burg in Schlachtordnung und zog sich dann selbst mit seiner Familie in die innersten Gemächer zurück.

Kaum war das geschehen, so kam der Oberstlieutenant mit seinem Sachwalter angerollt. Wie erstaunten Beide, als sie diese Vertheidigungsanstalten erblickten und die Vorposten ihnen zuriefen: „Sie möchten nur wieder umkehren; es sey Niemand für sie zu Hause!“ G** ließ sich dadurch noch nicht abschrecken, sondern verlangte mit Ungestüm den Einlaß. Die Dreschflegel schwebten aber über seinem Kopfe, die Heu- und Ofengabeln rückten ihm auf den Leib, und der ganze Haufe schrie: Zurück! Hier half nun keine Kriegslist und kein juristischer Pfiff; man mußte sich also zum Rückzuge bequemen. Der Advokat, dem Weg und Versäumniß dennoch bezahlt werden mußten, that das gern; sein Reisegefährte aber glühte vor Wuth und lechzte nach Rache.

M** freute sich, daß die Sache dießmal so gut abgelaufen war; doch beunruhigte ihn die Furcht vor künftigen ähnlichen Vorfällen. Er brauchte sein Gesinde nöthiger, als es täglich auf die Wache ziehen zu lassen, und ward

deßhalb mit seiner Frau einig, Ulriken zu einem Verwandten in Hain zu bringen. Das geschah auch bald, und so heimlich als möglich. Dennoch bekam der Oberstlieutenant Wind davon, und ehe man sich seiner in Hain versah, brach er mit Soldaten, die er sich unter einem falschen Vorwand von dem wachhabenden Officier ausgebeten hatte, in das Haus, wo sich Ulrike befand. Dieser Ueberfall kam so schnell, daß sie kaum die Zeit behielt, durch eine Hinterthüre zu flüchten. G** durchsuchte nun vergebens alle Winkel, und zog mit gräßlichen Flüchen wieder ab.

Einen gleichen Hausfriedensbruch beging er kurz darauf in Meißen, wo das verfolgte Mädchen einen neuen Zufluchtsort vor seinen Nachstellungen gesucht hatte. Die Unternehmung mißlang ihm zwar auch dießmal; doch sah M** nun wohl, daß seine Enkelin vor dem Tollkopfe nirgends sicher, vielleicht aber in Oelsnitz noch am besten aufgehoben sey. Er nahm sie deßhalb wieder zu sich und bewachte sie mit verdoppelter Sorgfalt.

Dennoch fand der unermüdete Wollüstling noch einmal Gelegenheit, sie zu sprechen, und ihre eigne Mutter war Unterhändlerin dabei. Dieses arme Weib hatte der übermüthige Mensch bisher verachtet, und immer spottweise die Bäuerin genannt. Erst jetzt ließ er sich wieder zu ihr herab, da er sie zum Werkzeuge seiner Bosheit brauchen wollte. Ihr waren nun entweder seine ruchlosen Absichten nicht bekannt, oder ein Ueberrest von Liebe gegen ihren ehemaligen Verführer machte sie zu seinen Diensten bereitwillig: genug, sie ließ sich von ihm beschwatzen, in das Haus ihrer Eltern zu gehen und daselbst vorzugeben, es sey eine vornehme Dame bei ihr, die mit Ulriken wegen einer Versorgung als Gesellschafterin oder Kammer-

jungfer sprechen wolle. Die Eltern, mißtrauisch bei jedem Vorfalle, der ihre Enkelin betraf, mochten Anfangs nichts davon hören. Endlich überließen sie doch das Mädchen auf eine Stunde der Mutter, weil sie derselben nicht zutrauten, daß sie ihr eignes Kind verrathen würde.

Ulrike trat in ihrer Mutter Haus, und die angebliche Dame, die sie dort fand, war — ihr Herr Vater. Er hob mit Klagen an, daß man sein christliches Herz verkenne, ging hierauf aus diesem Tone in die Sprache des zärtlichsten Liebhabers über, und machte zuletzt seiner staunenden Tochter den förmlichen Antrag, sie zu heirathen. „Glaube mir, Mädchen, sagte der Unverschämte, dergleichen Ehen sind gar nicht selten. Ich weiß selbst einige Beispiele davon. Ueberdieß bleiben wir nicht hier, sondern ziehen in ein fremdes Land, wo uns Niemand kennt. Dort nehme ich wieder Dienste, werde Oberster, und wir leben herrlich und in Freude. Ha, wie schön wird es seyn, wenn man dich gnädige Frau Oberstin nennt und du mit sechs Pferden fährst! das dünkt mir doch angenehmer, als eine Sklavin der dummen Leute in Oelsnitz zu bleiben.“—

Ulrike sah den verächtlichen Menschen mit großen Augen an, als ob sie ihren Ohren nicht traue, und es für unmöglich halte, daß er es gewesen sey, der diesen Unsinn gesprochen habe. Endlich antwortete sie: „Schämen Sie sich nicht der Sünde, die Sie mir zumuthen? Ich schauere vor dem abscheulichen Gedanken.“ — Hierauf eilte sie fort. Er rufte lachend ihr nach: „Einfältiges Mädchen, diese Sünde will ich allein auf mich nehmen.“ — Sie entfloh aber, ohne weiter auf ihn zu hören.

Mißmüthig über den Fehlschlag aller Versuche, das Herz seiner Tochter durch Vorspielung eines künftigen Wohllebens zu gewinnen, kam er nach Dresden zurück. Seine

darauf gebaute Hoffnung, das Mädchen zur heimlichen Flucht zu bereden, stürzte nun ganz in Trümmer zusammen. Anstatt aber durch alle diese Schwierigkeiten zur bessern Besinnung zu kommen und die Stricke seiner unglücklichen Leidenschaften mit männlicher Kraft zu zerreißen, verwickelte sich der sinnlose Thor immer tiefer darin. Er suchte neue Maschinen zu Erreichung seines Zwecks, und besprach sich mit verschiedenen angesehenen Geschäftsmännern, die ihm zur Auslieferung seiner Tochter behülflich seyn sollten. So täuschend er jedoch den Heuchler spielte und so heilig er betheuerte, daß er das Mädchen blos deßwegen bei sich zu haben wünsche, um ihr eine bessere Erziehung zu geben, so wenig fand er überall Gehör, weil seine böse Sache schon stadtkündig geworden war.

Es würde den Leser ermüden, wenn man mit ihm alle Schritte des Bösewichts verfolgen, und alle Listen und niederträchtige Künste, die er brauchte, um brave Leute zur Theilnehmung an seinem Bubenstücke zu verleiten, genau beschreiben wollte. Ein einziges Beispiel, das den Heuchler in seiner vollen Größe darstellt, sey genug.

Er ging zu einem Dresdner Geistlichen, unter dem Vorwand, ihn zum Beichtvater anzunehmen. Nachdem er das Gespräch so eingeleitet hatte, fing er an, von seiner Tochter zu erzählen, daß sie bei ihren Großeltern weder in göttlichen noch weltlichen Sachen anständig erzogen werde. Hierauf bat er mit andächtigem Händefalten und vielen Thränen den Geistlichen, er möchte doch darauf bedacht seyn, diese Seele zu retten. Der ehrliche Theolog, der den Heuchler noch nicht kannte, versprach ihm seinen Beistand, schrieb auch wirklich nach Oelsnitz einen weitläuftigen Brief, und stellte darin vor, daß es billig sey, Ulriken der Fürsorge ihres gutgesinnten Vaters zu überlassen.

Er erhielt aber bald eine Antwort, die ihm reichlichen Stoff zu einer scharfen Gesetzpredigt für seinen künftigen Beichtsohn gab: womit er ihn denn auch bei der nächsten Gelegenheit nicht verschonte.

Jener spielte dennoch seine Frömmlingsrolle weiter, und beseufzete mit gen Himmel gerichteten Augen die Verläumdung seiner Unschuld. „Sie sehen — fuhr er fort — daß M** und dessen Frau meine Todfeinde sind. Es wird daher nöthig seyn, mich vor dem Genuß des Abendmahls mit ihnen völlig auszusöhnen. In dieser guten Absicht will ich nächstens nach Oelsnitz reisen. Sie aber, theurer Gottesmann, werden vorher so gütig seyn, meine Gegner durch einen friedestiftenden Brief darauf vorzubereiten."

Der Geistliche widerrieth die Reise, weil sie leicht zu neuen Erbitterungen Anlaß geben könne; doch erbot er sich, schriftliche Verzeihung auszuwirken. Das ließ sich der Oberstlieutenant gefallen, bedankte sich demüthig und versprach, dem Geistlichen in allen Dingen wie ein Kind seinem Vater zu gehorchen.

Allein nach einigen Tagen kam er wieder, gab vor, es würde seine Andacht und Erbauung befördern, wenn er zugleich mit seinem lieben Kinde zum Abendmahle gehen könnte, und verlangte von dem Geistlichen, daß er diese Zusammenkunft veranstalten sollte. Dieser überzeugte sich nun ganz, daß er mit einem Erzheuchler zu thun habe, der ihn nicht zum Beichtvater, sondern zum Kuppler und Gelegenheitsmacher brauchen wollte, und eiferte so ernstlich darüber, daß G** den Muth verlor, den ehrlichen Mann weiter in Versuchung zu führen.

Dieß geschah gegen das Ende des Jahres 1722. Am ersten Jänner 1723 schrieb er an seine Tochter einen klagenden, schwermüthigen Brief. Unter andern sagt er darin:

„Dieses Jahr wird wohl mein letztes seyn. Gott gebe, daß ich nicht mit einem traurigen Zufall ende. Ich sehe nun, wozu meine Ehre und mein wüthendes Schicksal mich zwingt.“ —

Diesen Brief ließ er durch eine Weibsperson aus Oelsnitz an Ulriken bestellen und deren Großeltern dabei sagen: „Sie sollten nicht umsonst die Thore vor ihm verschlossen haben. Wenn er nächstens mit zehn oder zwölf Mann käme, würden sie ihn wohl einlassen müssen.“ — Er drohete der Botin: „So sie diesen Auftrag nicht ausrichtete, wollte er ihr auf der Straße auflauern und ihr den Lohn geben; er habe dazu schon Kerls bei sich.“ — Und am Ende brach er noch in Schmähungen gegen Ulrikens Großmutter aus, die den Vorsatz einer nahen, blutigen Rache deutlich verriethen. „Daß sie mir mein Kind raubt, sprach er wüthend, das soll und wird ihr noch den Hals brechen. Ich will eher mein Leben, als meine Tochter lassen.“

Ueber diese Drohungen erschrack M** so wenig, als ob sie ihm gar nicht zu Ohren gekommen wären. Er hielt den Oberstlieutenant für einen windigen Polterer, der sich durch leere Worte furchtbar machen wolle, und dem es kein wahrer Ernst sey, sie jemals in That zu verwandeln. Ueberdieß trotzte der Greis, wenn es ja zu einem Ueberfall kommen sollte, auf seine festen Thüren und baumstarken Knechte. In diesen sorglosen Gedanken unterließ er, den Schutz der Gerechtigkeit zu suchen, wodurch er sich viele Thränen erspart haben würde.

Denn S** faßte nun ernstlich den wilden Entschluß, Ulriken zu entführen, und schlich lange mit spähenden Augen umher, um zu dieser Unternehmung tapfere Spießgesellen zu finden. Endlich entdeckte er sich zweien Officieren,

wovon Einer als Hauptmann noch im Dienste stand, der andere aber verabschiedet war. Er stellte ihnen, um sie nicht anfangs gleich vor dem gefährlichen Wagestück scheu zu machen, den vorhabenden Mädchenraub als eine leichte Sache vor. „Laßt uns ihn,“ sprach er, „nicht mit Gewalt, sondern durch folgende List ausführen. Wir gehen zusammen in M**s Wohnung. Einer von euch gibt sich für einen Auditeur, der andere für einen Officier von der Dresdner Garnison aus, und ihr sagt keck und frei: Der Landesherr habe euch befohlen, meine Tochter sammt ihrer Großmutter nach Dresden zu bringen, wo der bisherige Streit zwischen mir und ihnen gerichtlich ausgemacht werden solle. Die Alte müssen wir schlechterdings zur Mitreise einladen, weil sie uns in keinem Falle das Mädchen allein anvertraut. Sorgt aber nicht, wir wollen sie unter Weges schon wieder los werden. Denn sobald wir ungefähr eine halbe Meile — ihr mit den beiden Frauenzimmern fahrend, und ich nebenher reitend — zurückgelegt haben, lasse ich halten und locke die Großmutter aus dem Wagen, indem ich mich anstelle, als ob ich ihr einen geheimen Aufsatz, dessen Inhalt Niemand hören dürfe, vorlesen wolle. Habe ich sie nun auf diese Manier zwanzig oder dreißig Schritte entfernt, dann fahret ihr mit verhängten Zügeln fort; ich werfe mich eben so schnell auf mein Pferd, und so lassen wir das betrogene Weib heulend und jammernd auf dem Wege stehen.“ —

Diese Unternehmung schien den Officieren selbst mehr lustig als gefährlich, und sie ließen sich dazu anwerben. Dafür versprach ihnen der Oberstlieutenant — nach seiner gewöhnlichen, großsprechenden Art — von Berlin aus, wohin er sich zu wenden dachte, ihr Glück zu machen.

Es war aber keinesweges seine Absicht, in den Schran-

ken des vorgezeichneten Plans zu bleiben. Er wollte weiter, und bis zum Gebrauch der äußersten Gewalt gehen. Zu diesem Behuf verleitete er einen Rittmeister, der einige Meilen von Dresden im Quartier lag, daß er ihm zwei Reiter mit Waffen und Pferden lieh.

Am zehnten März 1723 war er mit allen Anstalten fertig und fuhr Nachmittags mit seinen Rottgesellen von Dresden ab. Jeder hatte einen Diener und ein Reitpferd bei sich. Unter Weges stießen die zwei Kürassiere zu ihnen. Diese Gesellschaft übernachtete in einem Dorfe, und zog am folgenden Tag, sobald der Morgen graute, gegen Oelsnitz.

Eine Viertelmeile vor diesem Orte schickte der Anführer der Bande Einen davon auf Kundschaft aus, ob die Familie M** zu Hause sey. Dieser kam bald mit erwünschter Nachricht zurück. Sie führten nun Wagen und Pferde in ein Gebüsch unweit des Dorfes. Der Kutscher und zwei Diener blieben dabei. Die übrigen sechs Personen schlichen durch eine Hinterthür, die sie offen fanden, in M**s Haus. Es war früh sechs Uhr.

Im Hofe standen ein Knecht und eine Magd. Diese führte der Oberstlieutenant, damit sie keinen Lärm machen sollten, am Arm in die Küche, und ließ sie darin von einem Reiter mit blankem Säbel bewachen. Hierauf ging er in M** Wohnstube, die sich im Erdstock befand. Die beiden Alten waren darin. Ohne sie zu grüßen, rannte er bei ihnen vorbei nach der Kammer, wo Ulrike zu schlafen pflegte. Sie schlummerte noch, und erwachte erst durch seinen lauten Zuruf: „Guten Morgen, Kind! Kleide dich geschwind an! Es ist dir ein großes Glück bescheert!“

Die Großmutter war ihm auf dem Fuße gefolgt und rief ängstlich: „Räuber, verruchter Räuber, was willst du

hier?“ — Sie rang mit ihm und stieß ihn zurück, indem er das schreiende Mädchen aus dem Bette zu reißen strebte.

Jetzt drängte sich sein Gefolg in die Kammer, und einer der Offiziere gebot Stille. „Sie machen unnöthigen Lärm, Madame!“ fing er an: „Der König hat uns abgeschickt, Sie mit Ihrer Enkelin nach Dresden zu bringen. Ich bin ein Auditeur und fordre Sie auf, dem Willen des Königs Gehorsam zu leisten. Wir wollen jetzt die Kammer verlassen, damit sich das junge Frauenzimmer ankleiden kann. Kommen Sie, Madam! Kommen Sie, Herr Oberstlieutenant!“

Alle gingen nun in die Stube zurück. Hier verlangte die muthige Alte mit etwas ruhigerm Tone, den königlichen Befehl zu sehen. „Den brauche ich Ihnen nicht zu zeigen,“ sagte der angebliche Auditeur. „So?“ rief sie mit neuer Heftigkeit: „Nun weiß ich, daß ihr als Räuber kommt! Mann, laß die Bauern aufbieten, laß die Sturmglocke läuten! Gewalt, Gewalt!“

Mit diesen Worten flog sie wieder in die Kammer und verriegelte hinter sich die Thür. Der zitternde Greis wankte nach dem Fenster, um Hülfe zu rufen. Ein Offizier warf ihn aber zurück und fuhr ihn an: „Kein Laut, Herr, oder ich erschieße Sie!“

Indessen war der Oberstlieutenant zur Stube hinaus über den Hof ans Kammerfenster gelaufen. Er zerschlug die Scheiben und befahl einem Reiter, hineinzusteigen. Die entschlossene Frau stellte sich entgegen und bot alle Kräfte auf, den Soldaten zurückzustoßen. G** aber zog den Degen und stach nach ihr. Sie wich endlich, und die Räuber stiegen ein.

Doch ehe sie noch den Boden der Kammer betraten, flohen die beiden Frauenzimmer hinaus. Der Oberstlieu-

tenant stürzte nach, fand sie im Zimmer und rief seiner Bande zu: „Greift an und nehmt Ulriken mit Gewalt!“ —

Sie und ihre Großmutter hatten sich aber so fest umschlungen, daß es den vereinten Kräften der Rotte nicht möglich war, sie zu trennen. Dieß versuchte nun der grausame G** durch seinen Degen, und zerfleischte damit die Hände und Arme der unglücklichen Alten. Ihr und des Mädchens Jammergeschrei war entsetzlich. Der Greis wollte den Seinigen beistehen; aber auch er empfing von dem Rasenden einen so kräftigen Hieb über den Kopf, daß er betäubt zurücktaumelte. Schon strömte das Blut der braven Frau aus sechszehn Wunden, und noch immer drückte sie ihre Enkelin fest ans Herz. Endlich sank sie, von ihrer letzten Kraft verlassen, zur Erde.

Sofort ergriff ein Reiter das Mädchen und trug es schwebend bis an die Thür. Dieser Anblick riß die Verwundete aus einer nahen Ohnmacht auf. Sie raffte sich wieder empor, klammerte sich an Ulriken und schrie so laut nach Hülfe, als wollte sie Todte wecken.

Aber der Augenblick war gekommen, da sie selbst zu ihnen gehören sollte. Denn G**, der die Stube schon verlassen hatte, als er seine Beute fortschleppen sah, stürmte jetzt wieder herein. Ergrimmt über das neue, nicht mehr erwartete Hinderniß, zog er den Degen und stieß ihn der armen Frau so wüthend ins Herz, daß die Spitze durch den Rücken heraus drang. Die Unglückliche ächzte mit brechenden Augen: „Ich sterbe!“ und war todt. —

Der Mörder floh. Ihm wollte der Reiter mit Ulriken folgen; aber ein Offizier, durch das blutige Schauspiel gerührt, entriß sie ihm. „Laß sie hier! sprach er: Es ist schon Unglück genug geschehen!“ — Hierauf flüchteten alle

Verbrecher und eilten nach dem Wäldchen, wo sie Wagen und Pferde gelassen hatten.

G** war bleich wie ein Gespenst. Auf seinem Angesichte stand die begangene Bluthat mit schrecklichen Zügen geschrieben. Er und sein Diener warfen sich in den Wagen, die Uebrigen auf ihre Pferde, und so ging es im Fluge fort auf der Straße nach Berlin.

Stumm und starr, Kleider und Hände mit Blut bespritzt, saß G** neben seinem Diener und gab demselben auf die Frage: Ob ein Unglück vorgefallen sey? keine Antwort. Erst nach einigen Minuten zog er den Degen halb aus der Scheide, besah ihn genau und sagte mit zitternder Stimme: „Siehst du keine Eingeweide daran? Ich habe die Alte durch und durch gestochen. Das Kind stand hinter ihr und schrie. Wenn ich nur das arme Kind nicht getroffen habe." — Also schien er nicht eigentliche Reue über den gewissen Mord seiner Feindin zu empfinden, sondern bloß von der Besorgniß, daß er seine Geliebte leicht verwundet haben könne, gequält zu werden.

Er kam glücklich bis in das Städtchen Elsterwerda, wo er Postpferde nahm. Diese retteten ihn aber nur noch eine Stunde Weges aus den Händen der nacheilenden Gerechtigkeit. Sie bemächtigte sich seiner auf freier Straße, und er ergab sich ohne Widerstand. Seine Mitschuldigen hatten ihn schon vorher verlassen. Die Reiter und der verabschiedete Offizier flüchteten aus dem Lande. Der noch dienende Hauptmann aber ging nach Dresden zurück, meldete sich selbst als Arrestant, und ward nach vollendeter Untersuchung auf einige Jahre zur Festungsgefangenschaft verurtheilet.

Den Mörder brachte man nach Elsterwerda zurück. Hier schrieb er an seine Tochter: „Ich liege nun in Banden:

doch ein rechtschaffenes Gemüth weiß alles zu tragen. Es ist Gott bekannt, daß ich deiner Großmutter kein Leid habe thun wollen u. s. w." Ein anderer Brief, den er zugleich an den Pfarrer in Oelsnitz abgehen ließ, enthielt die Heuchelei: „Ich bitte Sie, mein werthester Herr Pastor, um Gottes Willen, mir die Sünde zu vergeben, die ich in Dero Kirchspiele begangen habe."

Nach einigen Tagen ward er in das Stockhaus zu Dresden abgeliefert und dem Amte daselbst die Untersuchung aufgetragen. Der boshafte Frömmling verlangte sofort einen Geistlichen, um sein Gewissen zu beruhigen.

Man schritt hierauf zum Verhör. Wir wollen die weitläuftigen Prahlereien von seinen angeblichen Kriegsthaten übergehen, und ihn nur von der Hauptsache reden lassen.

„Ich gestehe," sprach er, „daß ich in dem Jahre 1706 mit M**s Tochter einen vertrauten Umgang gepflogen habe, dessen Folge die Geburt Ulrikens gewesen ist; allein nie versprach ich deren Mutter die Ehe. Wie hätt' ich auch ein solches Versprechen halten können, da sie unter meinem Stande war?" *

Von allen Briefen, die sie an mich geschrieben haben will, empfing ich nicht Einen. Erst vor anderthalb Jahren, als ich nach Sachsen zurückkam, erfuhr ich das Daseyn meiner Tochter. Ich nahm mich sogleich des Kindes väterlich an, und es ist Verläumdung, wenn man mich einer unkeuschen Liebe beschuldiget. Ulrikens Aussagen, die ihr mein geschworner Feind M** eingegeben hat, können nichts gegen mich beweisen. Eben so wenig meine an sie geschriebenen Briefe; denn ich bin der deutschen

* Eine brave Bürgerin zu heirathen, hielt also der neue Edelmann für Schande; sie aber zu verführen, war edel und ritterlich.

Sprache nicht mächtig, und habe vielleicht manchmal Ausdrücke gewählt, die etwas anders bedeuten, als ich eigentlich sagen wollte.“ *

Zu dem Versuche, meine Tochter zu entführen, ward ich gezwungen, weil ich sie nicht in Güte von ihren Großeltern erhalten konnte. Ich hatte die Absicht, mein Glück in Berlin zu suchen; da ich nun voraus sah, daß ich mich dort bei verschiedenen großen Herren einschmeicheln müßte, so wollte ich das Mädchen mitnehmen, weil man oft mit einem Frauenzimmer mehr, als durch sich selbst ausrichtet.“ **

„An dem vorgefallenen Morde bin ich unschuldig. Ich kann zwar nicht läugnen, daß ich den Degen gezogen habe; es geschah aber nicht, um die Entleibte damit zu verwunden, sondern bloß, um dem Lärm zu steuern, der sich erhoben hatte. Fest und unbewegt stand ich auf meinem Platze und hielt den Degen ruhig in der Hand. Die alte Frau lief selbst hinein. Doch — ich weiß auch das nicht gewiß. Wenn sie aber durch meinen Degen verwundet worden ist, hat sie sich selbst hineingestürzt. Mehr kann ich nicht sagen.“ —

Und mehr brachte man auch bei der Vernehmung über 766 Artikel von ihm nicht heraus. Er spielte durchaus den Scheinheiligen, brauchte die höchsten Betheurungen seiner Unschuld, und ging im verstockten Läugnen so weit, daß er nicht einmal wissen wollte, wer die Räuberrotte zusammenbestellt habe. Er that, als ob sie durch ein

* Listig, aber ganz unwahr. Seine Briefe sind geschmacklos, doch mit vieler Fertigkeit geschrieben.

** Hier vergißt sich der Heuchler und gesteht offenbar, daß er sein Kind habe verkuppeln wollen. Eine Schändlichkeit, die unmittelbar an das abscheuliche Gelüst der eignen Verführung gränzt, welches er wahrscheinlich durch jenes Vorgeben von sich abzuwälzen dachte.

bloßes Ungefähr desselben Weges mit ihm gezogen sey. Als ihm sein Mitschuldiger, der verhaftete Offizier, das Gegentheil unter die Augen sagte, ergriff er den Ausweg, ihm nicht zu antworten.

„Ich lasse mich auf nichts ein!“ rief er. „Wenn ich Ja oder Nein sage, schreibt man es hin, und sobald ich bei einem Punkte Rede stehe, muß ich es bei allen thun.“ Diese Sprache behielt er bei der ganzen Konfrontation, die über acht Stunden dauerte.

Auch Ulrike ward ihm unter die Augen gestellt und hielt ihm seine Vergehungen muthig vor. Er beschuldigte sie dagegen, sie sey das Sprachrohr seiner Feinde und rede nur aus Haß Böses von ihm. Dennoch schien ihr Anblick seine schlummernde Leidenschaft wieder geweckt zu haben. Er hatte seit seiner Gefangenschaft Ulrikens mit keinem Worte gedacht; aber einige Tage nach dem Verhör schrieb er auf die weißen Blätter eines Gebetbuchs, das er ihr zur Erbauung sandte, folgenden Brief: „Meine allerliebste Tochter, meine vertraute Herzensulrike! Um des heiligen Blutes und der Wunden Jesu Christi willen, der für die Uebertreter bat und erhöret wurde, bitte ich dich zu bedenken, daß ich ein Gotteskind bin, und es dir eine gefährliche Verantwortung seyn wird, wenn du fortfährst, dich an mir zu vergreifen. Mein Jesus ist Zeuge, daß ich, meiner Frömmigkeit halben gegen dich, in dieses Unglück gerathen bin. Ich wollte dich mit mir in den Himmel haben und auch in der Welt zu Ehren. Darauf will ich vor Gottes Richterstuhl erscheinen, und du wirst es vernehmen am jüngsten Tage. Der Herr Zebaoth weiß alles. Ich appellire an ihn und er wird mir gnädig seyn; denn er sieht, daß ich ein Märtyrer bin. Ich wollte eine gelehrte Dame aus dir machen, sowohl in weltlichen

als geistlichen Wissenschaften, weil ich selbst, durch meines Jesus Barmherzigkeit, in dem heiligen Worte Gottes Licht und Gnade empfangen habe. Diese Briefe, die ich dir schrieb, hatten keine andere Absicht. Du warst die Krone meiner Freuden, und ich würde mit Vergnügen für dich sterben, wenn es nur geschähe zum Nutzen deiner Seele. Der Höchste hat mir durch Träume offenbart, daß er einst zu seiner Zeit Rechenschaft fordern wird über die Tragödie meiner Leiden. Aus diesem Zornfeuer wollte ich dich, liebste Tochter, gern retten, und rathe dir daher, deine Sünde, daß du vor Gericht gegen mich gezeugt hast, durch eine Vorbitte bei königlicher Majestät wieder gut zu machen."

Nach beendigten Verhören wurden ihm drei Advokaten vorgestellt, aus denen er einen Vertheidiger wählen sollte. Er verwarf sie aber alle, verlangte Papier, um seine Schutzschrift selbst aufzusetzen, und lieferte nach vier Wochen ein Chaos ungereimter Gedanken, welche die Hauptsache wenig berührten.

Das hierauf folgende Urtheil erkannte ihm die Todesstrafe durch das Schwert zu. Doch blieb ihm noch eine Defension nachgelassen.

Nun war ihm sein Kopf doch so lieb, daß er ihn seiner schwachen Feder nicht noch einmal anvertrauen wollte. Er trug also einem Rechtsgelehrten seine Vertheidigung auf. Das war eine herkulische Arbeit. Der Gefangene widersprach sich in zahllosen Unterredungen, und hüllte dadurch seine Geschichte in immer tiefere Nacht. Er ließ sich den Anfang der Schutzschrift vorlesen; aber kein Wort fand seinen Beifall. Kurz, er trieb den Eigensinn so weit, daß der Sachwalter weder aus noch ein wußte, und eine darüber klagende Vorstellung mit dem komischen Seufzer schloß:

„Im Fegefeuer wird kein Mensch so hart gequält,
Als der, den G** zu seinem Sprecher wählt.“

Endlich erschien das dickleibige Werk vieler Monate, vierzig Bogen stark. Jeder ehrliche Mann, der es liest, muß beinahe dem Verfasser gönnen, daß ihm ein Fegefeuer geheitzt wurde; denn er war ein niederträchtiger Mensch, der für seinen Klienten mit den unrechtlichen Waffen der Bosheit stritt. Er suchte nämlich die Sektion der Entleibten dadurch ungültig zu machen, daß er den Gerichtsverwalter, der das Protokoll dabei geführt hatte, heimtückisch angriff und zwanzig Denunciationspunkte gegen ihn einreichte. Diese betrafen nicht etwa das gerichtliche Verfahren selbst, sondern Gegenstände des Privatlebens. Er zeigte zum Beispiel an: Der Gerichtsverwalter habe in einem freundschaftlichen Zirkel von dem und jenem Großen nachtheilig gesprochen und dergleichen mehr.

Allein diese unredlichen Kniffe hinderten nicht, daß ein zweites Todesurtheil erfolgte.

Es ward dem Gefangenen vorgelesen und er dabei ermahnet, sich nun zum Sterben zu bereiten. Aber er wollte davon nichts hören, sondern verlangte, unter tausend Betheuerungen seiner Unschuld, eine nochmalige Defension und rief beim Abtreten: „In der Stunde des Todes, auf dem Richtplatz will ich über Unrecht schreien. Mein Blut soll sich in einen Feuerstrom verwandeln und das ganze Land verzehren. Euch aber, die ihr über mich zu Gericht gesessen habt, euch fordere ich vor Gottes Gericht!“

Er tobte seit dieser Stunde wie ein wildes Thier im Kerker, rasselte Nächte lang mit den Ketten und sang Buß- und Gassenlieder durch einander. Einen Aktuar, der ihn zu beruhigen suchte, empfing er freundlich beim Eintritt; bald

darauf aber fing er an, von Krieg und Schlachten irre zu reden, und sprach über das Schicksal verschiedener Länder Prophezeihungen aus, die ihm ein Engel offenbaret haben sollte.

Jetzt nahm sich der Aktuar die Freiheit, ihn an sein eignes Schicksal zu erinnern.

„Wer ist der Herr?“ fragte G** mit barschem Ton.

„Sie kennen mich nicht?“ sagte Jener. „Ich bin ein Amtsaktuar, den Sie oft gesehen haben.“

„Aha!“ rief der Gefangene mit höhnischem Lächeln: „Der Herr ist also ein Gerichtsmann? Wart' er, wart' er!“ Hierauf griff er schnell nach seinem Nachtgeschirr, um es dem Aktuar an den Kopf zu werfen. Der Stockmeister aber fuhr zu und schloß ihm die Hände. Nun war er ein Weilchen ruhig; doch bald begann er wieder zu fantasiren. Sein ganzes Benehmen war erkünstelter Wahnsinn.

Zum Ueberfluß ward ihm noch eine Schutzschrift gestattet. Deren Verfasser gab sich die möglichste Mühe, zu beweisen, daß der Verbrecher nicht allein jetzt wahnsinnig sey, sondern schon vor der Mordthat bisweilen Anfälle von Verrücktheit gehabt habe. Das Zeugniß eines Arztes, der den Inquisiten nie mit Augen gesehen hatte, und die Versicherungen eines Schweden, der aus Landsmannschaft partheiisch aussagte, waren die einzigen schwachen Stützen dieses Vorgebens. Sie wurden aber durch eingezogene Nachrichten von glaubwürdigen Leuten, die den Gefangenen seit mehreren Jahren kannten, und durch die Berichte von drei Aerzten, die ihn von Zeit zu Zeit im Kerker besucht und geprüft hatten, umgeworfen. Hierüber erhob sich unter den Doktoren ein hitziger Federstreit, den endlich die medicinische Fakultät zu Halle dahin entschied, daß G** nicht für wahnsinnig zu halten sey.

Er spielte unterdessen die Rolle des Verrückten fort, vergaß sie aber oft Wochen lang und sprach vollkommen vernünftig. Der Stockmeister war ganz in Ungnade bei ihm gefallen, und ward, so oft er sich blicken ließ, mit Strohwischen geworfen. Zur Ursache dieses Hasses gab der Arrestant an: Der Wirth vom Hause — wie er den Stockmeister nannte — lasse immer bei Nacht die Thür offen: da schleiche der Alp herein und drücke ihn.

Eines Tages entdeckte man in seinem Bette Bruchstücke von Arzneigläsern. Dieser Fund erklärte dem Arzt einen unnatürlichen Blutauswurf, den der Delinquent bisher gehabt hatte. Er mochte wahrscheinlich Glas verschluckt haben, um sich vom Leben zu helfen. Doch seine Absicht schlug fehl. Der Tod kam nicht, sondern wollte seine Beute am Hochgericht erwarten.

Denn nun erschien das letzte Urtheil, das die vorigen bestätigte. Als der Inquisit zu dessen Publikation aus dem Gefängnisse geführet werden sollte, benahm er sich als ein Unsinniger und mußte mit Gewalt fortgeschleppt werden. Beim Eintritt in die Verhörstube ward er ruhig. Man eröffnete ihm, daß ein Urtheil angekommen sey, welches ihm vorgelesen werden sollte. Da sah er die Gerichtspersonen starr an und rief: „Ich bin taub, stocktaub. Ich merke wohl, daß die Herren Gericht halten und böse auf mich sind; allein ich verstehe kein Wort, was sie sagen.“

Diese Verstellung war so augenscheinlich, daß man sich dadurch nicht abhalten ließ, das Urtheil mit lauter Stimme zu lesen und ihn zur Vorbereitung zum Tode zu ermahnen. Er blieb aber bei seiner angenommenen Taubheit und schrie im Abtreten: „Ich bin ein römisch-katholischer Mann und habe mit euch Allen nichts zu schaffen. Schickt mir einen katholischen Priester!“ —

Auf diese Ausflucht, um die schnellen Schritte des nahen Todes zu hemmen, war das Gericht schon vorbereitet. Man hatte bei dem Inquisiten einen im Gefängniß entworfenen Brief an einen Hofprediger in Stockholm gefunden, worin er schreibt: „Ehe ich mich zu einem schimpflichen Tode schleppen lasse, muß ich aus zwei Uebeln das kleinste wählen und mich, um mein Leben zu fristen oder zu retten, zur katholischen Religion bekennen.“ — Es wurden daher zwei lutherische Geistliche, die ihn vorher schon oft auf sein eigenes Verlangen besucht hatten, zu ihm gesendet, um ihm Gegenvorstellungen zu thun. Sie richteten aber nichts aus, sondern er blieb bei seinem Verlangen nach einem katholischen Priester.

Dieser ward ihm auch endlich drei Tage vor seinem Tode zugelassen. Das erste Wort, das er mit dem Geistlichen sprach, war der Antrag, für ihn, als einen ganz unschuldigen Mann, bei dem Landesherrn um Gnade zu bitten. Jener aber, der hierüber schon Verhaltungsbefehle hatte, schlug diese Forderung ab und ermahnte ihn, sich aller vergeblichen Lebenshoffnungen zu entschlagen und blos an seinen nahen Tod zu denken.

Als er hierauf plötzlich wieder taub wurde, schrieb der Geistliche seine Ermahnung auf eine Tafel und hielt sie ihm vor. Er las sie laut ab und sagte dann: „Man gebe mir Feder und Dinte, um mein Sündenregister aufzusetzen. Es ist aber lang und ich brauche daher mehr Zeit zur Buße, als man mir zugestehen will.“ — Der Geistliche schrieb wieder auf: „Es sey nur eine allgemeine Beichte nöthig. Er sollte sich also dazu bequemen und sich nicht mit falschen Erwartungen täuschen, sein Lebensziel zu verlängern.“ Dennoch bestand er hartnäckig auf seiner For-

derung, und es wurden ihm endlich Schreibmaterialien gegeben.

Er mißbrauchte sie aber zu theologischem Geschwätz, das an Unsinn gränzte, und zu lateinischen und französischen Denksprüchen auf den Amtmann und den Geistlichen. Letzterer verwies ihm am folgenden Tage, als er in diesen unnützen Schreibereien kein Wort fand, das einer Beichte ähnlich sah, seinen Leichtsinn und nahm ihm das Crucifix weg, das er ihm gegeben hate. Der Delinquent aber hörte nicht auf ihn, sondern sang mit brüllender Stimme ein selbst verfertigtes Lied, das Fluch und Rache gegen seine Feinde enthielt. Sein Gesicht glühte vor Wuth. Er beschuldigte den anwesenden Amtmann, daß er nach Blut dürste und schimpfte auf den Stockmeister, weil er den Alp und andere Poltergeister ihm auf den Hals gehetzt habe.

Da er nun unaufhörlich so tobte und Niemand zum Worte kommen ließ, mußte man den Rasenden verlassen.

Hierauf ward ein Versuch gemacht, sein Herz durch Sterbegesänge zu erweichen. Kaum wurden sie aber vor der Thür seines Gefängnisses angestimmt, so überschrie er das Chor mit wilden Soldatenliedern.

Man ließ ihn einige Stunden allein. Unterdessen hatte er sich das Hemde vom Leibe gerissen und man fand ihn nackt und blutig im Bette. Auf Befragen, was ihm widerfahren sey? gab er vor, der Alp habe ihm so mitgespielt. Allein der herbei gerufene Arzt entdeckte sogleich, daß er Blut aus dem Zahnfleische gesaugt und seinen Körper damit bestrichen hatte.

Der Amtmann und der Geistliche gaben sich nun wieder viele fruchtlose Mühe, den Unsinnigen, der sich immerfort taub stellte, zum Tode zu bereiten. Ersterer schrieb auf die Tafel: „Es ist nun die höchste Zeit zur Bekehrung.

In sechs Stunden wird euch der Scharfrichter den Kopf vor die Füße legen." — „Das muß der Scharfrichter wohl bleiben lassen!" sagte der Missethäter, nachdem er jene Worte gelesen hatte. „Ich habe nichts mit ihm zu thun. Sind nicht lauter ehrliche Leute um mich? Es wird doch wohl kein Scharfrichter darunter seyn?" — Er forderte hierauf Wein, und trank so viel und so hastig, daß man ihm die Flasche wieder wegnehmen mußte.

Ein Aktuar, gegen den er immer viel Vertrauen gezeigt hatte, blieb jetzt allein bei ihm. Er sprach nun in einem ruhigen Tone von gleichgültigen Dingen und las verschiedene für sich selbst entworfene Grabschriften vor, worin auf die ihm beigemessene, verbotene Liebe angespielt war. Während dieser Unterhaltung vergaß er seine Taubheit völlig, nahm sie aber sogleich wieder an, als der Aktuar das Gespräch auf den Tod lenkte. Die Schreibetafel mußte nun abermals zur Hand genommen werden. Nachdem er die Ermahnungen des Aktuars gelesen hatte, sprach er sanft und bittend: „Warum scherzen Sie so grausam mit mir? Sie sind ja mein guter Freund!" Jener antwortete: Wie können Sie glauben, unglücklicher Mann, daß ich in diesem wichtigen Augenblicke mit Ihnen scherze? Fügen Sie sich doch endlich in Ihr unabänderliches Schicksal! Drei einstimmige Urtheile haben Ihnen das Leben abgesprochen, und ehe die Sonne wieder aufgeht, sind Sie nicht mehr!" Diese Worte schienen die Seele des Unglücklichen mächtig zu erschüttern. Er sah mit stummer Wehmuth vor sich hin, legte sich auf dem Bette zurück, wandte die Augen gen Himmel und lag so eine Viertelstunde lang in tiefen Gedanken.

Diese aufwallende Rührung ward jedoch durch das Knarren der Gefängnißthür, welches einige Neugierige verur-

sachten, plötzlich wieder unterdrückt. Er riß sich aus seiner stillen Lage empor, blickte wild nach der Thür, sang lustige Lieder, schlug mit seinen Ketten den Takt dazu und geberdete sich überhaupt so sinnlos, daß ihm die Hände hinter dem Rücken gefesselt werden mußten.

Diesen Zwang ertrug er nur fünf Minuten. Alsdann bat er, ihn davon zu befreien und versprach ruhiges Verhalten. Jetzt wurden einige fremde Personen zu ihm gelassen. Er sah sie nach der Reihe an, fragte nach ihrem Namen und erinnerte sich dabei verschiedener Begebenheiten, die er mit Lebhaftigkeit und Zusammenhang erzählte.

Unter den Anwesenden befand sich auch ein schwedischer Officier, der ihn so anredete: „Ich wundere mich, Herr Landsmann, daß Sie die evangelische Religion verlassen und sich zur katholischen gewendet, oder vielmehr allen Religionen entsagt haben. Noch mehr aber befremdet mich, daß Sie nicht mit gesetztem Muth, wie ein wackerer Held, sondern mit Fluchen und Toben, wie ein betrunkener, gemeiner Soldat, dem Tod entgegengehen. Sie sind ihm oft auf Schlachtgefilden unter die Augen getreten; warum suchen sie ihm jetzt durch Wendungen, die Ihnen nichts helfen und Schande machen, auszuweichen? Wollen Sie nicht als Christ sterben, so sterben Sie doch wenigstens als Philosoph, der sich durch Standhaftigkeit Bewunderung und Mitleiden erwirbt.“ —

G** belächelte höhnisch diese vernünftige Rede und antwortete mit kalter Höflichkeit: „Es ist mir viel Vergnügen, in so angenehmer Gesellschaft eine Nacht hinzubringen. Ich wollte, wir wären zusammen in Hamburg, daß wir ein gutes Glas Wein trinken könnten.“

Um diese Frechheit zu dämpfen und ihm das ernste Bild des Todes näher vor die Augen zu rücken, befahl gegen

Mitternacht der Amtmann, dem Delinquenten die Sterbekleider anzulegen. Das war für den Stockmeister und dessen Gehülfen kein leichtes Geschäft. Der Gefangene biß und schlug um sich wie ein Besessener. Doch plötzlich stand er still, alle seine Gebeine zitterten und er ward bleich, wie ein Todter. Er ermannte sich aber nach einigen Minuten wieder und griff nach dem Weinglase. „Gesundheit allerseits!“ rief er und trank. Dann sah er starr die Umstehenden an und sagte bitter: „Nun, jetzt bin ich doch wahrlich unter saubere Gesellen gerathen.“ —

Indessen war sein Anzug vollendet und er warf sich aufs Bett. Die Anwesenden stimmten das Lied an: Es ist nun aus mit meinem Leben ꝛc. Da fuhr er hastig auf, rasselte mit den Ketten, stürzte sich hin nach den Singenden und schrie: „Haltet euer Maul und inkommodirt mich nicht mit solchem Geplärr!“ Diese Raserei trieb er, bis ihn alle verließen.

Nur der oben erwähnte Aktuar, der einzige Mensch, mit dem er noch manchmal vernünftig und gelassen redete, blieb bei ihm. „Das ist gut,“ fing er an, daß wir ein kluges Wort unter vier Augen sprechen können. Hören Sie, mein Herr, ich will Ihnen zweihundert und dem Amtmann fünfhundert Thaler geben, wenn ihr mir helft.“ *

Der Aktuar stellte ihm die Unmöglichkeit seiner Rettung vor, und reichte ihm ein Gebetbuch. Das warf er weg und sagte: „Gehorsamer Diener! Beten Sie für sich!“

Nun war sein Todestag, der dreißigste October 1724,

* Dieses Ansinnen war um so lächerlicher, da er kein Vermögen besaß und aus dem Fiskus unterhalten werden mußte.

angebrochen, und sämmtliche Gerichtspersonen nebst dem Geistlichen traten früh um drei Uhr in sein Gefängniß. Da man aus seiner bisherigen Widersetzlichkeit schließen konnte, daß er nicht gutwillig zum Richtplatze gehen würde, so hatte man die Anstalt getroffen, ihn in einem Korbe, den man zu Fortschaffung kranker Gefangenen brauchte, durch zwei Lazarethwärterinnen dahin tragen zu lassen. Nach wiederholten, jedoch ganz fruchtlosen Bekehrungsversuchen ward endlich dem Stockmeister befohlen, ihn in den Korb zu legen. Seinen verzweiflungsvollen Kampf dagegen kann man sich denken. Eine Menge handfester Gerichtsdiener hatte genug zu thun, ihn zu überwältigen und in dem engen Behältnisse zu fesseln. Er ward mit einem schwarzen Leichentuche bedeckt, und schrie athemlos darunter hervor: „Gewalt, Gewalt!" So trugen zwei alte Weiber einen rüstigen Mann, einen in Schlachten gewesenen Soldaten durch das Thor, das zum Rabensteine führt. Man schloß es sogleich hinter dem Zuge, um die Fluth des nachströmenden Volkes aufzuhalten.

Die Gerichtspersonen und der Geistliche erwarteten in einem Hause unfern vom Hochgerichte den Delinquenten. Hier zeigte man ihm aus dem Fenster den Ort, wo er bluten sollte. Da fiel der elende Mensch auf die Knie, und betheuerte, daß er taub sey und nicht begreifen könne, warum man ihn durch so viele Gassen hin und her getragen habe.

Hierauf ward er dem Geistlichen allein überlassen, der sich zwei Stunden lang vergebens mit ihm quälte. Der Verstockte war nicht zur Beichte zu bringen, sondern verlangte zwei Tage Zeit, um sein Gewissen schriftlich zu erleichtern. Auf die Vorstellung des Geistlichen, daß sein

naher Tod dergleichen unnöthige Weitläuftigkeiten nicht erlaube und ein allgemeines Bekenntniß der Sünden genug sey, antwortete er: „Ich sehe wohl, man will mich nicht beichten lassen, sondern Leib und Seele zugleich verderben. Gott sieht es und wird richten.“ — Die dringendsten Bitten, er solle doch nur die drei Worte sagen: Jesus erbarme dich! vermochten nichts über ihn.

Er ward nun ohne Hegung des sonst gewöhnlichen peinlichen Halsgerichts dem Scharfrichter zur Vollstreckung des Urtheils übergeben. „Ihr seyd also der Scharfrichter?“ sprach er, und wandte sich sodann zum Amtmann: „Du tödtest den Leib, aber meine Seele vermagst du nicht zu tödten!“

Bei Anlegung der Armleine begann er einen neuen wüthenden Kampf und spie den Scharfrichter an. Endlich ließ er sich doch durch dessen Knecht fortführen.

Aber auf dem halben Weg zum Rabenstein warf er sich zur Erde und schlug mit Händen und Füßen um sich. Er mußte mit Gewalt emporgerissen, auf einen Tragesessel gesetzt und durch die Lazarethweiber bis zur Richtstätte getragen werden.

Als man ihn die Treppe zum Hochgericht hinaufschleppte, schrie er zu dem versammelten Volke: „Ich leide Gewalt; ich bin ein Opfer für euch!“ Dieser Ausruf sollte wahrscheinlich das Mitleiden der Zuschauer wecken und sie zu seiner Rettung thätig machen; allein drei Trommelschläger, die für einen solchen Fall unter dem Rabensteine bereit standen, übertäubten durch den Lärm ihrer Instrumente die Stimme des unsinnigen Schreiers.

Nun fiel ihm auf einmal ein, das Abendmahl zu verlangen. Als der Geistliche dagegen einwendete, daß er

vorher beichten solle, fing er wieder an, seine alte Sprache zu führen: „Ich muß meine Gewissensscrupel schriftlich aufsetzen und sie von der ganzen hiesigen katholischen Geistlichkeit erörtern lassen. Dazu brauche ich drei Tage Zeit. Wenn ich unterdessen nicht damit fertig werde, mag man mir nicht nur den Kopf, sondern auch die rechte Hand abhauen.“ —

Auf dieses Geschwätz konnte nicht geachtet werden und man schritt zu seiner Entkleiduug, wogegen er die angestrengtesten Kräfte der Verzweiflung aufbot. Er wurde nun auf den Richtschemel gesetzt und ihm die Haare zusammengebunden. Todesangst entstellte jetzt sein Gesicht, ein fieberhaftes Zucken durchlief alle seine Glieder, und mit blaugefärbten Lippen bat er stammelnd den Geistlichen, ihm das Blatt, worauf eine kurze Beichte geschrieben war, vor die Augen zu halten. Es geschah, und die Umstehenden drangen vereint in ihn, ein Zeichen der Reue von sich zu geben. Aber er öffnete nur den Mund, um Rache, Rache zu schreien.

Jetzt griff der Scharfrichter dem Geistlichen ins Amt, und ermahnte mit donnernder Stimme den Delinquenten, seinen Feinden zu vergeben. Dieß wirkte mehr, als sanfte Bitten. „Ja, ich vergebe,“ sprach er leise. „Habt Ihr auch Reue und Leid über Eure Sünden?“ fuhr der Scharfrichter fort. „Reue und Leid,“ wiederholte Jener und empfing von dem Geistlichen die Absolution.

Alle Umstehende wichen zurück, der Scharfrichter stellte sich an seinen Platz und erhob das Schwert. Plötzlich sah sich der Delinquent um. Schon im Hiebe begriffen, hielt der Scharfrichter ein und zeigte mit den Worten: „Hier ist die Gerechtigkeit. Bekehre dich, es ist hohe Zeit!“ das

Schwert dem Verbrecher. Dieser drehte nun mit möglichster Geschwindigkeit ohne Wort und Laut den Kopf von einer Seite zur andern, ward aber dennoch durch einen einzigen glücklichen Schwertstreich enthauptet.

Kein Verlust für die Welt. Was konnte sie an einem Manne verlieren, in dessen Seele die sorgsamste Menschenliebe vergebens nach einem edeln Zuge forscht? Er war ein verächtlicher Prahler, der sich immer eines großen Vermögens rühmte, welches er nicht besaß, der allenthalben seinen Verstand lobte, den er doch nirgends zeigte. Lächerlich stolz auf seinen blutjungen Adel, sah er die alte, verjährte Redlichkeit des verdienstvollen Bürgers über die Achsel an und schrieb an seine Tochter: „Ich will dich zu einem Fräulein erheben!“ — Seine Heuchelei war ohne Beispiel und Gränzen. Immer die Religion im Munde, zerriß er die Bande der heiligsten Eide, sobald er seine Absichten erreicht hatte. Er verbarg unter dem Deckmantel der Frömmigkeit einen schändlichen Wollusttrieb, vor dem nicht allein die Empfindung aller gesitteten Völker des Erdbodens zurückschaudert, sondern der sogar den Horden der Wilden ein Abscheu ist. — Diesen ehrlosen Lebenslauf krönte die schimpfliche Geschichte seiner letzten Stunden. Tausend Andere beleidigen Tugend und Gesetze; doch söhnen sie sich gemeiniglich am Rande des Grabes wieder mit ihnen aus und thun mit Festigkeit und Geistesstärke den schrecklichen Schritt hinab. Er aber trotzte laut und frech der Religion und stieß sie als ein unbrauchbar gewordenes Werkzeug seiner Bosheiten mit Verachtung von sich. Statt eines ernsten Gedankens an die geheimnißvolle Zukunft, sann er blos auf unmännliche Ränke, um den ausgestreckten Händen des Todes, den er

kindisch fürchtete, zu entschlüpfen und kämpfte ohnmächtig, wie ein Knabe gegen einen Riesen, mit der Unmöglichkeit, um ihr sein hochgeliebtes Leben abzuringen. Durch alle diese Handlungen einer verworfenen Seele hat er es dahin gebracht, daß Niemand sein Schicksal bedauern kann.

Die Fledermaus.

Eine komische Geschichte.

„Verdammtes Ungeziefer!“ rief Herr von Alwing und schlug verdrießlich das Fenster zu. „Ueberall verfolgst du mich, fliegendes Nachtgespenst!“ fuhr er fort. Nicht einmal sein Pfeifchen kann man in freier Luft ruhig vor dir rauchen! Da schwatzen nun die Gelehrten ein Langes und Breites über die Kette der Wesen, und behaupten, daß jedes Geschöpf ein unentbehrlicher Ring daran sey. Das will nicht in meinen Kopf. Ich glaube wenigstens, daß diese große Kette füglich zusammenhalten würde, wenn auch das häßliche Glied der Fledermäuse fehlte. — Hat wohl, so lange die Welt steht, dieser abscheuliche Zwittervogel irgend einem Menschen den geringsten mittelbaren oder unmittelbaren Nutzen geschafft?“ —

Um diese sich selbst vorgelegte Frage zu erörtern, begab er sich jetzt in den gewöhnlichen Nothstall seiner Gedanken, in den großväterlichen Lehnstuhl. Damit that er uns einen angenehmen Gefallen. Denn wir gewinnen indessen Zeit, auch eine Frage — die Frage unserer Leser nach ihm — zu beantworten.

Alwing war ein schlesischer Landedelmann, der bei dem Heere Friedrichs des Großen bis zum Kapitän gedient hatte. Er besaß eine angenehme Gestalt, einen gesunden, natürlichen, gleichsam hausgebackenen Verstand und ein

biederes, mackelloses Herz. Lebten lauter Menschen seines Schlages, so würden wir schwerlich von großen Thaten, neuen Erfindungen und ausgezeichneten Geisteswerken hören, aber eben so wenig von Kabalen, unredlichen Pfiffen, Bedrückungen und Revolutionen. Beim Regiment war er der Abgott der Gemeinen. Sie hätten sich für ihn durch Feuer und Fluthen gestürzt, weil er menschlich mit ihnen umging und nicht mit Flüchen und Stockprügeln gegen sie wüthete. Vielen Officieren hingegen war er — besonders in seinen frühern Dienstjahren — nicht Lebemann genug; doch hatten sie Achtung und Furcht vor ihm, ungeachtet er nicht, wie ein händelsüchtiger Krakeeler bei jeder geringen, übereilten Beleidigung mit der Fuchtel herausfuhr. Mußt' er sich aber einmal schlagen, so schlug er sich derb; und so stand er auch in den blutigsten Gefechten des Krieges tüchtig seinen Mann.

Ein so guter Mensch hätte verdient, ein Liebling des Glücks zu seyn; allein er war es nicht. Sein Vater hinterließ nichts, als einen ehrlichen Namen und ein kleines, mit Schulden beladnes Landgut.

Unser Alwing verband sich im fünfundzwanzigsten Jahre mit einem schönen und guten Mädchen. Sein eheliches Glück dauerte jedoch nicht lange. Das erste Wochenbett war das Sterbelager seiner angebeteten Gattin und eine Tochter der Nachlaß ihrer Liebe.

Der Schmerz hat Flügel, wie die Freude. Dieß erfuhr der junge Wittwer nach der einsamen Trauer einiger Monden. Er stürzte sich jetzt, um den Gram, der nur noch schwach an seinem Herzen hing, vollends abzustreifen, in das Getümmel der Welt und besuchte Trink- und Spielhäuser, die er vorher ganz vermieden hatte. Karten und Flaschen wurden ihm bald unentbehrlich. Sie belohnten

aber beide seine Anhänglichkeit so schlecht, daß sie ihn um Vermögen und Gesundheit brachten. Denn als er beinahe den letzten Ziegel seines väterlichen Daches dem ungetreuen Spielerglück geopfert hatte, bedankte sich Bacchus für die mit ihm gepflogene Freundschaft durch ein tüchtiges Zipperlein, womit der arme Kapitän nach erhaltenem ehrenvollem Abschied auf sein Landgütchen hinkte, um dort von dem Ueberrest seines Vermögens und einer geringen Pension kümmerlich Haus zu halten.

Seine zehnjährige Tochter war die Gefährtin seiner Einsamkeit, die nur zu oft von ungestümen Gläubigern gestört wurde. Diese Harpyen rissen ihm nicht nur jeden Pfennig, den er aus den Früchten seiner Fluren lösete, zur Tilgung wucherlicher Zinsen aus der Hand, sondern drohten überdieß, wenn er nicht bald den letzten Heller der Kapitale bezahle, ihn den noch gierigen Harpyenklauen des Konkursprocesses zu überliefern. Um diesem harten Schicksal auszuweichen, entschloß er sich zu einer reichen Heirath, gegen die sein Herz freilich viele Einwendungen machte.

In seiner Nachbarschaft lebte seit vollen fünfzig Jahren eine adeliche Jungfrau, die wegen ihrer langen, dürren Gestalt von den Spottvögeln der Gegend mit dem Eckelnamen: Kreuzspinne belegt wurde. Dennoch war es ein Wunder, daß sich in dem goldnen Netz dieser Spinne noch kein Liebhaber gefangen hatte; denn der allgemeine Ruf machte sie zur Besitzerin des zwanzigsten Theils einer Million. Dieser Dame trug sich Alwing jetzt an.

Sie erröthete züchtig und schamhaft, wie ein sechszehnjähriges Mädchen, und bat sich Bedenkzeit aus. Ein schreckhafter Bescheid für den Hauptmann, der nun eine genaue Untersuchung seiner zerrütteten Umstände und end=

lich einen Korb befürchtete. Doch seine Sache stand nicht so schlimm. Fräulein Kunigunde war sehr vortheilhaft für ihn gestimmt, und hielt blos mit einer entscheidenden Erklärung zurück, um seinen Sieg ein wenig zu erschweren und sich das noch ungenossene Vergnügen eines zärtlichen Liebeshandels zu verschaffen.

Wer Zeit übrig hat und einem schönen, geistreichen Mädchen huldiget, dem mag es ganz angenehm seyn, die Stufenleiter der Liebe langsam hinauf zu klimmen. Der Kapitän aber stand gleichsam auf Nadeln. Er hätte lieber heut als morgen seine unhöflichen Mahner mit Kunigundens Brautschatz zum Schweigen gebracht, und sollte nun erst noch lange mit der alten häßlichen Zierpuppe tändeln und schön thun. Eine doppelt peinliche Lage, in die er sich aber durchaus fügen mußte, wenn er zu seinem Zweck gelangen wollte.

Mit gewaltsam unterdrücktem Widerwillen begann er das Spiel seiner Liebhaberrolle. Er seufzte nach einem holden Blick von kleinen, aschfarbigen Augen, schmachtete nach dem schauderhaften Druck einer knöchernen Todtenhand, und verglich in baar bezahlten Versen — die ihm zum Glück der Schulmeister seines Dorfes um ein billiges Trinkgeld lieferte — ein kupfriges Runzelngesicht mit aufblühenden Lilien und Rosen.

Dieses weinerliche Lustspiel gefiel der spinnenartigen Dame so wohl, daß sie die Entwickelung des letzten Akts immer weiter hinaus schob. Ein volles halbes Jahr mußte der Kapitain ihr tausend süße Sächelchen vorschwatzen, indessen seine Gläubiger immer bitterer mit ihm sprachen. Endlich ward das Herz der Spröden erweicht. Sie lispelte mit niedergeschlagenen Augen das süße Ja der Erhörung, und erlaubte, Vermählungsanstalten zu treffen.

Alwing betrieb dieses Geschäft, nach ihrem ausdrücklichen Verlangen, mit möglichster Heimlichkeit, und glaubte schon alle Berge der Hinderniß überstiegen zu haben, als ihn seine schöne Braut durch den Vorschlag einer nächtlichen Entführung in Erstaunen setzte. Potz Ziererei und kein Ende! dacht' er, und knirschte verstohlen mit den Zähnen. Sie will entführt seyn? Sie, deren Thun und Lassen der ganzen Welt so gleichgültig ist, daß sie ihren Hochzeittag in allen europäischen Zeitungen bekannt machen könnte, ohne den geringsten Einspruch zu befürchten? — Diese Gedanken ließ er aber so wenig laut werden, daß er vielmehr den abgeschmackten Einfall eine allerliebste Idee nannte, und sogleich nach Hause eilte, um die nöthigen Vorbereitungen zu machen.

Mit dem Schlage der Mitternachtstunde kömmt er auch wirklich in einer ungeheuern, schwerfälligen Karrosse, die schon zu seiner Väter Zeiten ein altmodisches Gebäude gewesen war und jetzt von zwei lebenssatten Ackergäulen mühsam fortgeschleppt wird, vor des Fräuleins Haus gerumpelt. Er findet es fest, wie ein Kloster, verschlossen. Ein Fenster aber öffnete sich leise, und eine vermummte Gestalt hustet und bistet herab. Sie dehnt sich jetzt wie ein Gespenst empor, streckt ein Paar lange Beine rückwärts heraus und beginnt an einer Strickleiter herunter zu klettern. Der Kapitän steht starr, wie eine Meilensäule, und weiß nicht, was er bei dieser Geschichte denken soll. Endlich erreicht die Maske den Boden und fliegt mit den Worten: „Nun, mein Geliebter, auf ewig dein!“ in seine Arme.

Jetzt erst erkannt' er Kunigunden. Ihn überlief bei dem Wörtchen ewig ein kalter Schauer, und mit zitternden Händen hob er seine romantische Braut in den Wa-

gen. Sie drückte sich mit verhülltem Gesicht in eine Ecke und befahl dem Kutscher, so schnell als möglich zu fahren. Allein Herr Michel, der das Entführungswesen nicht aus Romanen gelernt hatte, und eben so, wie seine alten Gurren, die Bedachtsamkeit liebte, ließ sich dadurch nicht irren, sondern schleifte die Verlobten im ruhigsten Bierwagenschritt aufs nächste Dorf, wo der Pfarrer den Segen über sie sprach.

Die Schönheiten, von denen der neue Ehemann noch in derselben Nacht Besitz ergriff, gewährten ihm, wie man von guter Hand weiß, wenig Vergnügen. Angenehmer waren ihm die klingenden Reize, die er am folgenden Tage mit lüsternen Augen und Händen durchlief. Seine Freude ließ aber nach vollendeter Musterung die Flügel etwas sinken. Er fand das Heer des holländischen Fußvolks und der lüneburgischen Rosse, womit ihm seine Gemahlin gegen die furchtbare Macht seiner Gläubiger zu Hülfe kam, um die Hälfte kleiner, als es der lügenhafte Mund des Gerüchts angegeben hatte. Von unten hinauf und von oben herunter gezählt, war und blieb es zu schwach, ihm einen allgemeinen Frieden zu verschaffen. Es reichte nur mühsam hin, einige seiner hitzigsten Feinde ganz aus dem Felde zu schlagen und mit den übrigen einen Waffenstillstand zu schließen.

So war doch wenigstens auf einige Jahre die Ruhe von außen gesichert. Bald aber brach ein innerlicher Krieg bei ihm aus. Seine Gemahlin hatte sich in ihrer Romanengrille so tief eingenistet, daß sie auch jetzt noch das girrende Turteltaubenleben des Brautstandes fortzusetzen verlangte. Sie hielt sich, von der Taschenspielerin Eitelkeit geblendet, für jung und schön, wollte nach diesem Maßstabe behandelt, und immer geschmeichelt und gestrei-

chelt seyn. Alwing hingegen war von Natur ein gerader, ernsthafter Biedermann, der in seinem Leben nie, selbst als Jüngling nicht, wenn er auch glühend liebte, die honigsüße Sprache des Stutzers gesprochen hatte. Es fiel ihm daher ganz unmöglich, diesen fremden Ton, zu dem er sich ein halbes Jahr mit der peinlichsten Anstrengung gezwungen hatte, länger im Umgange mit einem Weibe fortzuführen, das er nicht lieben konnte. Er glaubte den Forderungen der Dankbarkeit genug zu thun, wenn er sich als ein freundlicher, gefälliger Ehemann betrüge. Seine empfindsame Hausfrau war aber damit nicht zufrieden, sondern klagte vom Morgen bis zum Abend über seinen Kaltsinn, und erklärte zuletzt ganz unverblümt, daß sie vollkommen berechtiget sey, Liebkosungen von ihm zu erwarten, da sie solche theuer genug erkauft habe.

Dieß war gleichsam das Manifest einer ewigen Hausfehde. Alwings Antwort goß vollends Oel ins Feuer. „Herzliche Liebe," sprach er, „ist nirgends für Geld feil; am wenigsten aber, wenn man mit grauen Haaren zu Markt geht." — Ein Furienblick, von dem Wurf einer Kaffeetasse nach seinem Kopfe begleitet, eröffnete nun von Kunigundens Seite förmlich den Krieg.

Mit dieser Feierlichkeit hielt der Eheteufel Asmodi seinen Einzug in Alwings Mauern. Ein einziges böses Weib quälte nun den unglücklichen Hauptmann mehr, als alle seine vorigen, mit Schuldbriefen bewaffneten Quälgeister. Diese fanden sich ohnedem, nach abgelaufenen Nachsichtsfristen, allmälig wieder ein, und er sah sich genöthiget, um nur die unermüdetsten Läufer los zu werden, ein neues, beträchtliches Kapital bei einem wohlhabenden Nachbar aufzunehmen, der ehmals mit ihm bei einem Regimente als Oberster gestanden und sich nun

auch in den ruhigen Schooß des Landlebens zurückgezogen hatte.

Wer einen Drachen am Tische und im Bette, und überdieß noch eine drückende Schuldenlast auf dem Nacken hat, ist wahrlich ein sehr unglücklicher Mann. Um so mehr war Alwing zu beklagen, der nicht allein dieses doppelte Kreuz trug, sondern auch noch mit mehrern Sorgen und Unannehmlichkeiten zu kämpfen hatte.

Mariane (so hieß seine Tochter) war jetzt siebzehn Jahr alt und ein Mädchen von feurigem Temperament. Sie schien sich auf ihren feinen Wuchs, ihr glattes Gesicht und blaues Auge nicht wenig einzubilden und sichere Rechnung zu machen, daß gegen diesen Einsatz bald ein guter Gewinn in der Ehestandslotterie für sie ausfallen müsse. Armes Kind, dachte der Vater, deine Hoffnungen werden dich täuschen! Du bist leider noch nicht bei der Erfahrung in die Schule gegangen! Manches Mädchen setzt eine größere Summe von Reizen in jenes Glücksspiel, zieht aber immer und immer Nieten, und fällt endlich gar in die Klasse der alten Jungfern. Dieß wird auch dein Schicksal seyn; denn ich bin leider zu arm, dir ein sicher gewinnendes Loos für eine halbe Tonne Goldes zu kaufen. O würde doch mein innigster Seelenwunsch, dich in den Armen eines wackern Mannes glücklich zu sehen, recht bald erfüllt! Aber ich werde wohl ohne den Genuß dieser Freude zur Grube fahren. —

Diese Bekümmerniß macht Alwings Vaterherzen Ehre. Nun aber gerathen wir, sein Geschichtschreiber, ein wenig in Verlegenheit. Es geht uns wie dem beliebten, und wegen seiner Unparteilichkeit weltberühmten Hamburger politischen Journalisten, der immer bitterlich über Bauchgrimmen klagt, wenn er von seinen Lieblingen, den Neu-

franken, einen tollen Streich berichten muß. Wohlan, wir wollen uns jetzt in diesem reinen Spiegel der Wahrheit und Unbefangenheit beschauen, und dadurch zu dem Muthe stärken, auch von unserm Freund Alwing eine kleine Schwachheit öffentlich bekannt zu machen.

Dieser alte, deutsche Degenknopf, der in mancher Schlacht, donnernden Feuerschlünden gegenüber, wie ein Fels im stürmenden Meer gestanden hatte, fürchtete sich, wie ein Kind, vor Fledermäusen. Wo er eine sah, ergriff er schimpflich die Flucht. Er ward von seinen ehemaligen Kameraden, die zwar vor Kanonen zitterten, aber gegen Fledermäuse rechte Helden und Eisenfresser waren, oft darüber verspottet; dennoch war es ihm unmöglich, sich mit Tapferkeit gegen diese geflügelten Feinde zu rüsten.

Die Burg seiner Väter, ein altes, gothisches Gebäude, war seit Olims Zeiten ihr Hauptquartier. Sobald es Abend ward, zogen sie in Schaaren aus und machten für ihn das ganze Haus unsicher. Er kündigte ihnen, als er sein Schloß zum beständigen Wohnort wählte, öffentlich den Krieg an, überfiel sie, an der Spitze seines bewaffneten Hausgesindes, in ihren Quartieren und tödtete Tausende. — O wie weit war das Schicksal dieser unglücklichen Nachtvögel von dem Schicksale mancher Menschen, die ihnen gleichen, verschieden! Diese befinden sich am besten, so lange sie in den finstern Gegenden der Dummheit und Geistesarmuth verweilen. Niemand haßt sie, Niemand verfolgt sie. Die Wiener Zeitschrift setzt ihnen sogar löschpapierne Monumente. Jene hingegen wurden eben, weil sie im Dunkeln herumflatterten, vernichtet. — Ihre Niederlage war fürchterlich und fast allgemein. Es entkam durch schnelle Flucht nur Eine, die aber an Keckheit und Größe die Erschlagenen übertraf, und auch allen

nachherigen Verfolgungen auswich. Alwing setzte vergebens auf ihren Kopf einen Preis. Niemand ward so glücklich, ihn zu verdienen.

Sie war es, deren plötzliche Erscheinung den Kapitän in dem stillen Genuß eines Pfeifchens störte, welches er in die kühle Luft eines lieblichen Sommerabends zum Fenster hinaus dampfte. Er überwarf sich, wie wir hörten, mit der Natur über die Schöpfung der Fledermäuse, und schielte zugleich durch die Scheiben, um den Flug seiner Feindin zu beobachten. Es schien aber, als ob sie ihm nur gelegentlich einen guten Abend habe bieten wollen; denn sie flog nicht wieder vorüber.

Nachdem er eine halbe Stunde hinter der Verschanzung seines Fensters gesessen hatte, erlag er der Versuchung, es wieder zu öffnen. Er verfuhr dabei mit schlauer Behutsamkeit, und schickte vor der Hand nur seinen türkischen Pfeifenkopf durch eine kleine Lücke gleichsam auf Kundschaft aus. Der Weg blieb rein. Nirgends war eine feindliche Bewegung wahrzunehmen. Nur dann und wann schwirrten friedliche Maikäfer vorbei.

Nun wagte der Hauptmann, seinen Kopf dem Türkenkopf nachzusenden. Seine Augen flankirten Anfangs mit möglichster Geschwindigkeit rechts und links, um einen Ueberfall zu verhüten. Allein nach und nach wurden sie dieser Thätigkeit müde und ruhten bisweilen auf dem Gipfel eines vom Mond bestrahlten Baumes oder auf der silbernen Welle des Wiesenbaches. Einer dieser sorglosen Augenblicke kam aber theuer zu stehen, weil ihn die Fledermaus zu einer boshaften That benutzte. Sie schwebte von einer unbewachten Seite daher, richtete schnurstracks ihren leisen Flug nach dem Kopfe des ruhigen Schmauchers, und eh er sich des Unglücks versah, saß sie in sei-

nen Locken, in seinen schönen, rabenschwarzen Locken, die sein Stolz und seine Freude waren.

Er brach in ein Zetergeschrei aus und lief stöhnend, wie ein angeschossenes Wild, im Zimmer auf und nieder. Hundertmal erhoben sich seine Hände, um den zudringlichen Gast aus den Haaren zu reißen, und hundertmal sanken sie vor Abscheu zurück. Seine Gemahlin, die sich in einem Nebenzimmer befand und sein Aechzen vernahm, eilte jetzt mit den liebreichen Worten: „Was schreit denn der Narr?“ ihm zu Hülfe.

Er. Ach, liebes Gundchen, sieh an!

Sie (mit boshaftem Lachen). Ei, was du da für ein schönes Vögelchen gefangen hast.

Er. Spotte nicht, liebes Herz, sondern hilf mir!

Sie. Kannst du dir nicht selbst helfen? Ich dächte, du wärst alt genug dazu. Du magst mir ein wackerer Soldat gewesen seyn, du, der nicht einmal den Muth hat, eine armselige Fledermaus von ihrem Posten zu vertreiben.

Er. Du bist ein Weib und ich schweige. Einem Mann würd' ich hierauf zu antworten wissen.

Sie. Wohl gar durch eine Ausforderung? Duellire doch erst mit der Fledermaus, die dich herausgefordert hat!

Er. Ich bitte dich, liebes Gundchen, verdirb nicht die Zeit mit solchen Neckereien.

Sie. Ja, nun bin ich auf einmal wieder dein liebes Herz, dein liebes Gundchen geworden. Wie lang' ist's wohl, daß du mich nicht so genannt hast? es geschah, denk' ich, zum letzten Mal, als ich dir meine Dukaten und Louisd'or auslieferte?

Er. O Weib, Weib! Deine Worte sind Dolche! Verlaß mich, wenn du nicht —

Sie. Gleich wieder patzig! Was soll ich denn thun?

Er. Was du willst, was du kannst. Mache nur geschwind, daß ich das Thier los werde.

Sie (mit scheinbarer Gutmüthigkeit). Nun so wart', ich will eine Scheere holen.

Er. Eine Scheere? Wozu eine Scheere?

Sie. Ueberflüssige Frage! Um die Fledermaus auszuschneiden.

Er. Auszuschneiden? Aus meinen Haaren zu schneiden? Das kann unmöglich dein Ernst seyn.

Sie. Gut, so will ich gespaßt haben und dir deine Fledermaus lassen.

Er (verdrüßlich). Nun so geh.

Sie. Wohin? Du machst doch wahrlich ein griesgrammendes Gesicht, als ob du mich zum Meister Pferdefuß schicken wolltest.

Er. Ueber die Wortverdrehungen! Nach der Scheere sollst du gehen, sag' ich, geschwind gehen. Indem du hier stehest und zankst, verwickelt sich die Bestie, indem sie sich losmachen will, immer tiefer.

Eben das wollte Kunigunde haben. In dieser Absicht spann sie den Streit mit ihrem Manne so weit aus und ließ auch länger, als nöthig war, auf ihre bewaffnete Zurückkunft warten.

„Komm, komm!" rief ihr Alwing voll Ungeduld entgegen. „Komm, liebe Frau! Aber verfahre säuberlich mit mir! Ich vertraue deiner Großmuth meine Haare, die ich, wie dir bekannt ist, ein wenig lieb habe. Laß mich ja, ich beschwöre dich, so wenig als möglich verlieren!" —

„Sey ohne Sorgen," antwortete sie traulich. „Sey ganz ohne Sorgen, lieb Männchen und sitze nur still! Ich werde dir gewiß nichts zu Leid thun. Wenn ich gleich manchmal aufbrause, bin ich dennoch ein gutes Weib." —

Durch diese Katzenfreundlichkeit getäuscht, saß er geduldig, wie ein Schaf bei der Wollschur. Er ahnete nicht Kunigundens boshaften Plan und sah nicht ihr schreckliches Mienenspiel hinter seinem Rücken. Rachgier und Schadenfreude legten auf ihrem Angesichte die Masken ab und bildeten es zu einer vollkommenen Teufelsphysiognomie.

Mit gierigen Händen, zu Klauen gekrümmt, ergriff sie jetzt Alwings unschuldigen, von der Fledermaus gar nicht berührten Haarzopf, und schneller, als man Nu sagt, war er glatt vom Kopfe weggeschnitten.

Dieß unverdiente Schicksal traf auch im nächsten Augenblick eine völlig gesunde Locke, und dann zog erst der Würgengel über die andere, wo sich der Nachtvogel einlogirt hatte. Sie ward ebenfalls im Hui abgemäht und nebst der sorgfältig geschonten Fledermaus zum Fenster hinaus geworfen.

Alwing saß während dieser Verwüstung natürlicher Weise nicht still. Er schrie laut, wie unter Mörderhänden und suchte zu entfliehen. Allein Kunigunde streckte sich mit ihrem Riesenkörper wie ein drückender Alp über ihn, und hielt ihn zugleich so fest bei den Haaren, daß er sich nicht eher vom Stuhl emporarbeiten konnte, bis das Werk vollbracht war. Jetzt ließ sie ihn los. Der erste Gebrauch, den er von seiner Freiheit machte, war ein Sprung zum Spiegel. Er schauderte vor seiner eigenen Gestalt und rief verzweiflungsvoll aus: „O du grausames Weib, was hast du gethan!“ —

Sie. Was werd' ich gethan haben? Deinen Willen hab' ich gethan.

„Er. Meinen Willen! Wie kannst du so unverschämt reden? Bat ich dich nicht, meine Haare zu schonen? Heh, bat ich dich nicht?

Sie. Nun ja doch. Was konnt' ich aber dafür, daß sich die Fledermaus in Zopf und Locken zugleich einquartirt hatte?

Er. Es ist nicht wahr. Du lügst.

Sie. Und du geberdest dich wie ein Kind, das sein Spielzeug verlor. Was ist's denn nun für ein großes Unglück?

Er. Weiter nichts, als daß ich eine Perücke tragen muß.

Sie. Wärst du doch längst so klug gewesen. Dir geht es gerade, wie dem Prinzen Absalon. Weißt du nicht, was für ein lustiges Schild einsmals ein Perückenmacher aushing, um die Nützlichkeit seiner Produkte der Welt zu empfehlen?

Er. Was kümmert's mich?

Sie. Es war ein Gemälde von Absalon, wie er mit seinen Haaren an einer Eiche hängt. Darunter standen die Worte:

„Hätt' Ihro königliche Hoheit eine Perücke getragen,
So dürfte sie nicht dieses Unglück beklagen."

Nun, ist das nicht lustig?

Er. Ich bin jetzt nicht in der Stimmung, an solchen Possen Geschmack zu finden.

Sie. Es läßt sich aber eine sehr ernsthafte Anwendung davon auf dich selbst machen. Uebrigens sag' ich dir zum Trost, ein niedliches, weiß gepudertes Häubchen von Ziegenhaaren wird dich gar nicht übel kleiden.

Er. So?

Sie. Doch gesteh' ich auch, daß mir meine natürlichen grauen Haare, die du mir so oft vorgeworfen hast, immer noch lieber sind.

Er. Ha, jetzt thu' ich einen tiefen Blick in deine schwarze

Seele! Also hat Rache, niederträchtige Rache die verwüstende Scheere geführt? O es ist ein schreckliches Schicksal, an einen solchen Unhold, wie du, mit ewigen Ketten geschmiedet zu seyn!

Sie. Wie pathetisch! Du sprichst ja so hoch, wie ein Trauerspiel! Immer weiter in dem Text! es kann nicht schaden, wenn du dich ein wenig in der Beredtsamkeit übst.

Er. Stoff genug hätt' ich. Du beträgst dich bei allen möglichen Vorfällen als meine geschworne Feindin. Jetzt war nun die schönste Gelegenheit, mir das verhaßte Geschöpf, die Fledermaus, vom Hals zu schaffen. Es wäre mir ungemein lieb gewesen; ich hätte vielleicht sogar den Verlust meiner Haare darüber vergessen: aber nein, das Leben wird ihr geschenkt, damit sie mich weiter necken kann.

Sie. Wenigstens fliegt sie dir nun nicht mehr in die Haare.

Er. Dafür hat deine milde Hand freilich gesorgt. Aber dennoch wird die verwünschte Bestie mich noch oft erschrecken. Wie leicht hättest du ihr nicht das auf ewig verbieten können?

Sie. Was du nicht sagst! Also soll ich den Scharfrichter machen, wenn sich die oder jene Kreatur an der Majestät deines Hauptes versündiget?

Er. Ich wollte, daß die Fledermaus nun zur Dankbarkeit dein Scharfrichter würde und in der Gestalt eines bösen Kobolds dich todt peinigte.

Sie. Ein frommer Wunsch, der mir aber nicht die geringste Sorge macht. Ich und die Fledermaus thun einander nichts.

Er. Ihr seyd freilich ein Paar würdige Schwestern.

Kunigunde verließ jetzt mit schmetterndem Hohngelächter das Zimmer und schlug die Thür so krachend hinter sich

zu, daß Wand und Fenster dröhnten. „Den Kopf dazwischen!“ rief Alwing ihr nach, und wechselte nun acht Tage lang kein Wort weiter mit ihr. Er verschloß sich wie ein Einsiedler in sein Gemach und trug Leid um den verlornen Schmuck seines Hauptes.

Unterdessen war ein geschickter Zunftgenoß des Mannes, vor dessen Thür der Knabe Absalon hing, mit dem bestellten Kunstwerke fertig geworden. Er kam selbst, um den Hauptmann damit zu krönen, und versicherte bei seiner Ehre, daß dieses wohlgerathene Perückchen ein königliches Ansehen gebe.

Alwing war anderer Meinung und mißfiel sich selbst so sehr, daß er gegen die Fledermaus und sein Weib in neue Wuth gerieth. Er schwur jener den Tod, und suchte sie verschiedene Abende hinter einander, mit einer Art von Bienenkappe über den Kopf und einem scharfen Degen in der Hand, in allen Winkeln des Hauses. Aber diese Streifzüge blieben fruchtlos; denn die Verbrecherin war seit ihrer letzten That unsichtbar geworden.

Schon volle zwei Monate hatte der Kapitain Ruhe vor ihr, als eines Tages der alte Oberste, dem er mit einem starken Kapitale verwandt war, unvermuthet bei ihm einsprach. Ueber diesen Besuch erschrack er nicht minder, als ob ein ganzes Volk Fledermäuse vor ihm aufgestoßen wäre; denn die Schuld war verfallen, und die Miene des Alten verrieth deutlich die Absicht, sie einzumahnen.

„Guten Tag, Alwing!“ rief er im Hereintreten! „Man muß nur selbst bei dir ins Land rücken, sonst sieht und hört man dich nicht.“ —

Alwing. Verzeihen Sie, Herr Oberster! Es wäre freilich längst —

Oberster (näher kommend). Donner und Wetter! Wie

siehst du aus? Hast ja deinen Kopf mit einer Perücke verschanzt, wie bist du, alter Kriegsknecht, auf diesen Spießbürger-Einfall gekommen?

Alwing. Durch einen Zufall, der mich —

Oberster (einfallend). Erzähle mir das hernach! Wie stehen deine Aktien sonst?

Alwing (mit der Achsel zuckend). Schlecht.

Oberster. Schlecht und immer schlecht? Du bist ein unglücklicher Vogel, der auf gar keinen grünen Zweig kommen kann.

Alwing. Leider.

Oberster. Ich höre das nicht gern; denn ich brauche mein Geld.

Alwing. Haben Sie Geduld mit mir!

Oberster. Geduld ist ein guter Gläubiger, aber ein schlechter Bezahler.

Alwing. Ein langsamer wenigstens. Wollte der Himmel, ich könnte schneller seyn.

Oberster. Nun, so muß ich wohl noch ein Jährchen warten.

Alwing. Sie erweisen mir dadurch eine ungemeine Wohlthat.

Oberster. Gut, es sey! Ich erbitte mir aber ein neues Dokument und die rückständigen Interessen.

Fröhlich suchte der Kapitän seine letzten Münzen zusammen, zählte sie auf, und setzte sich hin, um den verlangten Schuldbrief zu schreiben. Ein schweres Stück Arbeit für ihn, der den Degen besser, als die Feder zu führen verstand. Er kritzelte fast eine Stunde lang, und es war schon Abend, als er das Papier dem Obersten überreichte. Dieser schob seinen Stuhl an den Tisch, zog die Brille hervor und fing an zu lesen. Fenster und Thür stan-

den nach einem heißen Tag der freundlichen Abendluft offen.

Dieser Gelegenheit bediente sich aber ein unfreundliches Wesen — die Fledermaus — zu einem Spazierflug durchs Zimmer. Sie schoß plötzlich herein und umkreisete das Licht. Der Kapitän erblickte sie, stieß einen hellen Schrei aus und bedeckte mit beiden Händen den Kopf. Der Oberste hingegen war in seine Lektüre vertieft, und wegen seines kurzen Gesichts befand sich seine Nase mit dem Blatt Papier und dem Licht in sehr naher Nachbarschaft. Er ward deßhalb den herbeischwärmenden Nachtvogel nicht eher gewahr, bis er ihm an die Ohren streifte. Jetzt fuhr er erschrocken zusammen, verletzte darüber die schmale Gränzscheidung zwischen sich und dem Leuchter, und die Lichtflamme rächte sich augenblicklich dafür, indem sie ihm Finger und Manschetten versengte. Die Feuersbrunst ergriff endlich auch des Hauptmanns Schuldbrief, und binnen einer halben Minute war er sammt des Obersten breiten Handkrausen in Asche verwandelt. Indessen hatte sich die Unglücksstifterin wieder aus dem Staube gemacht.

„Ich bedaure, Herr Oberster!“ sagte der Hauptmann: „Sie sind erschrocken und haben noch überdieß ein Paar schöne Manschetten eingebüßt.“ —

„Hm!“ antwortete lächelnd der Abgebrannte, indem er sich mit Wegräumung des Schutts von Hand und Aermel beschäftigte — „Hm! der Schreck ist vorbei und den Verlust will ich mir auch schon ersetzen. Wenn's nicht anders ist, geh' ich auf den Brand betteln.“ —

„Sie haben gut lachen, Herr Oberster!“ seufzte Alwing. „Ein Stückchen Nesseltuch ist freilich bald wieder anzuschaffen. Wär's Ihnen nur wie mir ergangen, und die Fle-

dermaus hätte Sie um ihre Haare gebracht, was würden Sie fluchen und Teufel citiren!" —

„Wie!" rief der Oberste: „Diese Fledermaus hat dir deine Haare gestohlen? Wie in aller Welt fing sie das an?"

Alwing erzählte nun die uns schon bekannte Geschichte.

„Hol' der Henker das alte Teufelsbeest, deine Frau!" zürnte der Oberste. „Mir sollte sie nicht kommen. Ich schlüge zu, so lange ich Hand und Stock rühren könnte. Der Mann muß schlechterdings kommandirender General im Hause seyn. Hättest du nur gleich vom Anfang alle Subordinationsfehler tüchtig bestraft, so wär' es nie zu diesem Hauptexceß gekommen. Wahrlich, wenn du nicht bald das Rauhe herauskehrst, so jagen dich die beiden Aliirten, dein Weib und die Fledermaus, nächstens aus dem Gute. — Wie wird's nun mit der verbrannten Obligation? Hier ist die alte. Ich hatte sie vorher schon zerrissen, und habe nun über das Geld, das du mir schuldig bist, keinen Buchstaben in den Händen. Wenn du kein ehrlicher Mann seyn wolltest —"

Alwing. Sie kränken mich, Herr Oberster! Es versteht sich von selbst, daß ich Ihnen augenblicklich ein neues Dokument schreibe.

Oberster. Ich danke für deinen guten Willen. Dir wird aber das Schreiben und mir das Lesen sauer; drum dächt' ich, wir ließen's seyn.

Alwing. Unmöglich. Ihr Vertrauen in meine Ehrlichkeit ist mir zwar sehr schmeichelhaft, und so lang ich lebe, könnten Sie sich auch auf mein Wort wie auf Brief und Siegel verlassen; allein ich kann plötzlich sterben, und dann —

Oberster. Bist du mir nichts mehr schuldig.

Alwing. Doch meine Erben. Wenn aber schwarz auf weiß fehlt, denkt meine Frau vielleicht klein genug —

Oberster. Nein, um's Himmels willen, mit dieser Xantippe mag ich nichts zu theilen haben. Du bist mir schon jetzt nichts mehr schuldig.

Alwing. Ich verstehe Sie nicht.

Oberster. Nun so muß ich mich deutlicher erklären. Du verlangtest vor einigen Jahren von mir ein stärkeres Kapital, als dir dein Kredit, der auf ziemlich schwachen Füßen stand und wohl noch steht, irgend sonst wo verschafft haben würde. Ich gab dir's, aus alter Kameradschaft, ohne Widerrede —

Alwing. Großmüthiger Mann!

Oberster. Laß mich ausreden! Ich gab dir's, und beschloß zugleich, es nie im Ernst wieder zurückzufordern.

Alwing. Sie setzen mich in Erstaunen.

Oberster. Potz Zwischenplapperei! Ruh' im Bataillon!

Alwing. Verzeihung!

Oberster. Du bringst mich immer aus Reih' und Glied; das kann ich nicht leiden. — Also, wie gesagt, es war gleich mein Wille, dir mit den paar tausend Thalern ein Geschenk zu machen. Daß ich mich aber darüber nicht erklärte, sondern Zinsen nahm und dich sogar von Zeit zu Zeit mahnte — das that ich aus der wohlgemeynten Absicht, dich dadurch zur Sparsamkeit und guten Wirthschaft zu spornen. Ich dachte: Wenn der Bursche gleich erfährt, daß er für die Wiederbezahlung nicht sorgen darf, so glaubt er, einen Schatz gefunden zu haben, und fängt wieder an zu lockern, wie beim Regimente. Was meynst du? Hätt' ich recht gehabt?

Alwing. Vielleicht, vielleicht auch nicht. Der Mensch

kennt sich selbst am wenigsten. Zwanzig Jahre tiefer ins Leben hinein machen wohl klüger.

Oberster. Nicht immer, Freund, nicht immer. Der Weg, den ich einschlug, war der sicherste. Doch sorgt' ich auch für den Fall, wenn etwa der Feldherr, der als Kommandostab eine Hippe führt, mich unvermuthet zum Abmarsch kommandirte. Ich machte nämlich ein Testament, worin ich verordnete, dir deine Schuldverschreibung durchstrichen und zerrissen, sammt allen von dir bezahlten Interessen zurückzugeben.

Alwing. Aber bedenken Sie, edler Mann, ihr Neffe —

Oberster. Schweig von diesem Wüstling! Er ging auf Reisen, um, wie er sagte, Menschenkenntniß einzusammeln; wie ich aber hörte, studirt er sie blos bei den Buhlerinnen in London und Paris, und lauert in den Armen der Schwelgerei und Wollust auf die Nachricht von meinem Tode. Dann wird er mit Kourierpferden kommen, um die Erbschaft zu heben; jetzt aber fragt er nicht eher nach mir, als bis er neue Wechsel braucht. — Wär' ich nun nicht ein lächerlicher Thor, wenn ich für diesen Undankbaren Geld zusammenscharrte und mich des Vergnügens beraubte, einen alten, wackern Freund zu unterstützen? Nein jenem Sausewind zu Gefallen hätt' ich keinen Buchstaben in meinem letzten Willen verändert, nun aber muß ich freilich einen andern entwerfen, nachdem die Fledermaus deinen Schuldschein vernichtet hat.

Alwing. Das verdammte —

Oberster. Halt! du willst doch wohl nicht etwa deine Wohlthäterin schimpfen? Sie ist es in der That. Hätte sie sich nicht ins Spiel gemischt, so wärst du vielleicht noch manches Jahr mein vermeyntlicher Schuldner geblieben. Da ich aber bei dieser Gelegenheit erfahren habe,

daß deine Hausehre oder vielmehr Hausschande dir das Leben ohnedem sauer genug macht, so würd' ich hart gegen dich handeln, wenn ich dich einen Augenblick länger mit unnöthigen Sorgen quälte. Wir sind also quitt, völlig quitt. Streiche deine hier aufgezählten Interessen wieder ein. Die von den vorigen Jahren sollst du morgen zurück erhalten. Nun aber Lied am Ende und keine Sylbe weiter von der Sache!

Alwing. Ich bin betäubt — ich kann nicht Worte finden —

Oberster (ihm den Mund zuhaltend). Ei, du sollst nicht einmal Worte suchen, sondern Ordre pariren und schweigen. Laß meinen Wagen vorfahren! Es ist die höchste Zeit, daß ich heim komme.

„Ich muß gestehn," sprach Alwing für sich, als der Oberster fort war — „ich muß wahrlich gestehen, daß mir die Fledermaus dießmal einen trefflichen Dienst geleistet hat. Ich könnt' ihr fast gut seyn — huh! nein, das kann ich unmöglich. Mit der Liebe mag's bleiben; doch will ich aus Dankbarkeit aufhören, Sie zu verfolgen und es auch meinen Leuten untersagen." — So that er auch.

Einige Wochen nach Publikation dieses Toleranzedikts veranlaßte die Nachtschwärmerin eine neue Begebenheit in seinem Hause, oder sie mußte vielmehr — um die reine Wahrheit zu sagen — blos ihren Namen dazu leihen. Die Sache verhielt sich so.

Einige benachbarte landadelige Familien hatten den letzten Fasching mit einem Balle beschlossen. Alwing und seine Tochter waren von der Gesellschaft. Die Dorfmusikanten spielten wie für Bären und Affen; dennoch bewährten die jungen Leute das Sprichwort: Wer gern tanzt, dem ist leicht gepfiffen. Erst am hellen Morgen

ward unter dem einstimmigen Gesang des bekannten Liedleins: Als der Großvater die Großmutter nahm rc. der Kehraus gesprungen, und die Gesellschaft ging auseinander.

Diese späte Trennung kam dem schönen Fräulein Alwing und einem gewissen Junker Richard immer noch zu früh. Sie hatten sich wechselseitig gefallen und waren immer auf ein halbes Dutzend Tänze voraus zusammen engagirt gewesen. Beim Abschied versprach der Junker einen baldigen Besuch, und Mariane gestand, daß sie sich sehr darauf freue.

Richard hielt Wort, und ward nicht allein von seinem Liebchen — wie sich am Rande versteht — sondern auch vom Vater Alwing wohl aufgenommen, und sogar von dem Letztern zur Wiederholung seines freundnachbarlichen Zuspruchs eingeladen. Das ließ er sich nicht umsonst gesagt seyn. Er kam fleißig getrabt, blieb aber immer nur wenige Stunden, und spielte sein zärtliches Augenspiel so versteckt, daß ihm weder Vater noch Mutter in die Karte gucken konnten.

Einsmals hielt er sich länger als gewöhnlich auf und hatte mit Marianen viel hinter dem Rücken der Eltern zu flüstern. Es ward Abend, und er machte noch immer keine Anstalt zum Aufbruch. Die Sterne funkelten endlich gar, und jetzt erst verlangt' er sein Pferd. Alwing mußte nun doch, nach den Gesetzen der Höflichkeit, ihn nöthigen, über Nacht da zu bleiben. Es war ein bloses Ehrenwort und nicht wirklicher Ernst. Richard aber nahm das angebotene Nachtlager mit so wenigen Umständen und so lebhaftem Vergnügen an, daß sich selbst der Hauptmann, der übrigens von allem Argwohn entfernt blieb, darüber wunderte. Grübeln war jedoch seine Sache nicht; er schlüpfte daher, nach-

dem er den jungen Edelmann zu Bett gebracht hatte, selbst auch ruhig in seine Federn.

Gegen Mitternacht trieb ihn irgend ein Bedürfniß wieder heraus. Er schlich, mit einem Blendlaternchen in der Hand, behutsam auf Filzsocken, um Richarden nicht aufzuwecken, bei dessen Schlafzimmer ihn sein Weg vorbei führte. Dort gab es aber noch keinen Schlummer zu verscheuchen. Der leise Nachtwandler hörte mit Befremden inwendig flüstern. Er blieb stehn und horchte. Zwei Stimmen kosten traulich zusammen. Eine gehörte dem Junker; das war ausgemacht. Ueber die andere hingegen ward er mit seinen eigenen Ohren uneins. Sie wollten seinen väterlichen Unglauben durchaus überzeugen, es sey Marianens Stimme.

Der ehrliche Lauscher befand sich in einer unangenehmen, zweifelvollen Lage. Sollt' er, um hinter die Wahrheit zu kommen, wie ein strenger Polizeimann, auf Oeffnung der Thür dringen, und dadurch das Recht der Gastfreundschaft verletzen? oder sorglos wie ein Tauber vorüber gehen, und das Abenteuer gar nicht untersuchen? — Er hatte zu einem so wenig Lust, als zum andern. Endlich entwickelte sich der Knoten seiner Bedenklichkeiten durch die Entdeckung, daß die Thür nicht verschlossen, sondern nur angelehnt war.

Ha, dachte der alte Kriegsmann, wenn ihr eure Festung selbst so übel bewahrt, so dürft ihr euch nicht wundern, und es geschieht euch Recht, wenn man heimlich hinein schleicht. Hierauf stahl er sich geschwind und ohne Geräusch mit dem Kopf zwischen Thür und Pfoste, und fand nun leider durch seine Augen bestätiget, was er vor einigen Minuten den Ohren abstreiten wollte. Mariandchen war wirklich da, und saß neben dem Junker, Hand in Hand, übrigens ehrbar und züchtig, auf dem Sopha.

Es war eine verliebte Scene, wie sie allenfalls ein Vater belauschen konnte.

Ein feines Weilchen nahm er sich auch unbemerkt die Freiheit, das süße Geschwätz zu behorchen; es blieb ihm aber so unverständlich, als ob die Leutchen syrisch oder arabisch plauderten. Es war ein Galimathias von einzelnen, abgebrochenen Worten, mit langen Gedankenstrichen von Seufzern durchwebt — kurz, die Sprache der Verliebten, die kein Unverliebter ohne Dolmetscher versteht.

Nach und nach wurden die Seufzer immer länger, die Wörtchen kürzer, und endlich verwandelten sie sich gar in stumme Küsse. Diese allgemeine Weltsprache bedurfte keiner Uebersetzuug, und der Hauptmann wußte nun ganz, woran er war. Es schien ihm bedenklich, die jungen Leute zü tief in den Text gerathen zu lassen; er trat also mit einem raschen Schritt ins Zimmer und rief: „Mariane, was machst du hier!“ —

Die armen Ueberraschten flogen von ihren Sitzen empor, als sähen sie einen Geist. Der hoch erröthende Junker schnitt einen übel gerathenen Bückling. Mariane bedeckte zitternd ihr erblaßtes Gesicht mit dem Schnupftuch und gab keine Antwort.

„Ich frage, was du hier machst?“ wiederholte der Hauptmann mit sanftem Ernst.

Das arme Mädchen sah jetzt bald den zürnenden Vater, bald den verblüfften Liebhaber an, zuckte bald am Schürzchen, bald am Halstuch, öffnete bisweilen zum Sprechen den Mund, schloß ihn aber wieder, ohne gesprochen zu haben, und stammelte zuletzt: Papa — die Fledermaus.

„Wo? wo?“ rief Alwing, und blickte scheu umher. „Wo ist sie? Ich seh' sie ja nicht!“ —

Mariane konnte sich bei aller Verlegenheit, in der sie

sich befand, nicht enthalten, über ihren furchtsamen Vater hinter dem Schnupftuche zu lächeln. Sie merkte, daß sie glücklicher Weise den rechten Ton getroffen hatte, und antwortete nun mit vollkommener Fassung: „Seyn Sie ohne Furcht, Papa! Sie ist jetzt nicht mehr hier.“ —

„Einfältiges Mädchen!“ schmählte der Vater: „Wenn sie wieder fort ist, was brauchst du mir erst zu sagen, daß sie da war? Ich frage doch nicht nach ihr, sondern ich will wissen, warum ich dich hier antreffe?“ —

„Daran ist eben die Fledermaus Schuld;“ versetzte das Fräulein.

„Potz Fledermaus und kein Ende!“ sprach Alwing. „Wie wäre das möglich?“ —

„Die Sache ging ganz natürlich zu;“ erwiederte Mariane. „Ich hatte vorhin noch einen nothwendigen Gang über den Saal, und als ich hierher kam, flog mir die Fledermaus plötzlich entgegen. Vor Schrecken schrie ich laut. Herr von Richard hatte mein Geschrei gehört und sprang, in der Meinung, daß sich ein Unglück begebe, aus seinem Zimmer. Ich, von der Fledermaus noch immer verfolgt, wußte mich jetzt nicht besser zu retten, als daß ich hineinschlüpfte. Wir sprachen alsdann über diese Begebenheit einige Worte, und ich war schon im Begriff, wieder zu gehen, als Sie hereintraten.“ —

„Das ist alles Wahrheit,“ setzte Richard hinzu. Indessen huschte das Fräulein zur Thür hinaus und überließ dem Junker, die Sache vollends auszumachen.

„Meine Tochter hat mir also wirklich die reine Wahrheit gesagt?“ sprach der Hauptmann und sah dem verdächtigen Zeugen scharf ins Gesicht. „Ich muß gestehen,“ fuhr er fort, „ich horchte vorhin ein wenig an ihrer Thür, da hört' ich aber kein Wort, das auf die Fledermausge-

schichte Bezug hatte. Doch will ich Ihrer Versicherung glauben. Ich hoffe, Sie sind ein Biedermann, von dem ein ehrliebender Vater keinen Schimpf seines Hauses befürchten darf.“ —

„Bei Gott und Ehre nicht!“ rief der Junker. „Beruhigen Sie sich vor der Hand, Herr Hauptmann! Ich werde morgen, eh' ich abreise, alle Ihre Bedenklichkeiten über diesen Punkt zu heben suchen.“ —

Alwing verließ hierauf den Edelmann und murmelte vor sich: „Hum! Alle Bedenklichkeiten heben! Was heißt das? Will er etwa Marianen heirathen? Da wären sie freilich von Grund aus gehoben, und ich hätte — wie wunderbar! — der verhaßten Fledermaus ein neues, längst gewünschtes Glück, einen braven und reichen Schwiegersohn, zu verdanken.“ —

Daß der Fledermaus dießmal zu viel Ehre wiederfuhr, bedarf wohl keiner weitläufigen Erklärung. Sie begegnete zwar dem Fräulein auf dem Wege zur verabredeten Zusammenkunft; allein Mariane fürchtete sich nicht im geringsten vor ihr, sondern bediente sich blos dieses Umstandes, um ein Körnchen Wahrheit in das Mährchen zu streuen, das sie mit schneller Gegenwart des Geistes erfand. Hundert Männer hätten vielleicht Alwings schwache Seite nicht so glücklich benutzt, um sich aus einem mißlichen Handel zu ziehen; aber Weiberlist ist ein geschmeidiger Aal, der überall durchschlüpft. —

Am folgenden Morgen erfüllte Junker Richard die Ahnung des Kapitäns, indem er ihn, mit einer förmlichen Anwerbung um Marianen, noch im Bett überraschte. „Sie bieten mir nach dem gestrigen kleinen Nachtschrecken einen angenehmen guten Morgen!“ antwortete Alwing: „eh' ich

mich aber dafür bedanke, möcht' ich gern wissen, ob Sie mich etwa für einen reichen Mann halten?" —

„Reich oder nicht;" versetzte Richard: „das ist mir gleich. Ich lieb' Ihre Tochter ohne Nebenabsichten und besitze selbst so viel, daß wir nicht darben werden."

„Nun topp!" rief Alwing: „Wir Beide sind einig. Mit Marianen werden Sie's wohl nicht weniger seyn? — Sprechen Sie aber doch auch, damit wir hübsch in der Ordnung verfahren, ein Wörtchen mit meiner Frau!" —

Richard war sowohl über die gute Aufnahme seines Antrags, als auch darüber sehr vergnügt, daß Alwing der Fledermaus nicht weiter erwähnte, sondern Marianens Fabel zu glauben schien. Bei der edeln Dame Kunigunde, die ihrer Stieftochter längst gern die Hausthür gewiesen hätte, ward er ebenfalls ohne Schwierigkeiten nach Wunsch abgefertiget, und hielt bald darauf Hochzeit.

An diesem Tage war Vater Alwing bei so guter Laune, daß er ein köstliches Stück gebratnen Speck mit eigenen Händen an einen Ort trug, wo sich die Fledermaus gewöhnlich sehen ließ. „Da ist was für sie, Frau Fledermaus!" sprach er: „Laß sie sich's fein wohl schmecken! Sie hat die Heirath gestiftet und einen Kuppelpelz verdient; dieß beschiedne Essen wird ihr aber vermuthlich lieber seyn." —

Nachdem er so gesprochen hatte, lief er (trotz der Unwahrscheinlichkeit, daß der geflügelte Hochzeitgast sich bei hellem Sonnenlicht einfinden würde) so geschwind als möglich davon.

Hätte nur der gute Mann eben so behende allen Grillen entlaufen können, die sich nach dem Taumel der Hochzeitfreuden wieder bei ihm einstellten. Mariane, die sonst

manche seiner trüben Stunden aufheiterte, war nicht mehr um ihn, sondern mit ihrem Manne gezogen; ihre nothdürftigste Ausstattung hatte seine Kasse zu einer so öden Wüste gemacht, daß sich einige Spinnen darin häuslich niederließen; und nirgends zeigte sich auch eine nahe oder ferne Hoffnung, daß die mächtige Erdengottheit, Geld, ihren verlassenen Tempel wieder einnehmen und jene ruhigen Ansiedler daraus vertreiben würde. Diese reichlichen Quellen von Mißmuth strömten durch Kunigundens Unverträglichkeit und Zanksucht vollends über und vergifteten jeden Augenblick seines Lebens.

Um seine Umstände zu verbessern und sich nebenbei die Zeit zu vertreiben, die ihm, wie jedem Unglückssohn, zu langsam schlich, nahm er sich jetzt, thätiger als jemals, der Wirthschaft und des Hauswesens an. Er eilte, sobald die Lerchen sangen, auf's Feld, um durch seine Gegenwart die Hände der Arbeiter zu beleben, und Abends durchkroch er Scheunen und Ställe, um die gehörige Fütterung des Viehes zu beobachten und über Feuer und Licht zu wachen.

Bei einer solchen Laternenwanderung durch sein Gehöft flog einsmals die dickbenannte Fledermaus, die er seit Marianens Hochzeittage nicht gesehen hatte, so rasch auf ihn zu, als ob sie den schuldig gebliebenen Dank für die damalige Bewirthung abtragen wolle. Er ging ihr, wie gewöhnlich, aus dem Wege; die Zudringliche verfolgt' ihn aber von Winkel zu Winkel, wie manches Poetchen alle Welt mit seinen Reimen, oder wie geldhungrige Büchermacher den Hochedlen Rath der freien Reichsstadt Windsheim mit Dedikationen. Der Hauptmann war stark im Gedränge; denn das von den hochweisen Magistratsherren zu Windsheim neulich zu wiederholten Malen ergriffene

Nothmittel, die hartnäckigen und immer von neuem anrückenden Zueigner durch die öffentlichen Zeitungen zur Ruhe zu weisen, war hier nicht anwendbar, und es blieb ihm nichts übrig, als sich in einen alten gewölbten Kreuzgang zu flüchten, den seit Menschengedenken kein Fuß betreten hatte.

Diese Ruinen waren übel berüchtigt und standen seit uralten Zeiten im Gerede, daß es nicht geheuer darin sey. Man wollte gräßliche Gestalten ohne Kopf, große Hunde mit feurigen Augen und andere Ungethüme dort gesehen haben. Von diesen Sagen hatte der Hauptmann schon in seiner Jugend gehört und trug deßhalb einiges Bedenken, sich in die Mündung dieser schwarzen Höhle zu wagen. Da aber die fliegende Maus immer hitziger auf ihn eindrang, war kein anderer Rath; denn die ungewisse Gefahr, ein Gespenst zu erblicken, schien ihm ein kleineres Uebel, als ein zweiter Verlust seiner geliebten Haare, die nun wieder zu einer ansehnlichen Länge gediehen waren.

Der Flüchtling — oder vielmehr dessen Laterne — ward jedoch von dem unverschämten Nachtvogel auch in das schauderhafte Gewölbe begleitet und erst im tiefsten Hintergrunde desselben von ihm verlassen. Mit freiern Athemzügen betrachtete nun der Kapitän die Gegend, wo er sich befand, und gewahrte bald eine eherne Thüre, die durch die Lücken einer eingestürzten Wand hervorblickte. Diese Entdeckung schien ihm so wichtig, daß er sie näher zu untersuchen beschloß.

Er that es am nächsten Morgen, ohne Jemand ein Wort davon zu sagen. Die geheime Thür, die er, nicht ohne große Mühe, mit einem Brecheisen öffnete, führte in ein Kämmerlein, worin sich nichts, als ein verrosteter, eiserner Kasten befand. Ha, wenn der alte Patron voll

Geld wäre! dachte der Hauptmann und zitterte vor Begierde, den Deckel aufzusprengen. Es gelang ihm, und nun denke man sich sein freudiges Erstaunen, als der Kasten wirklich voll Geld war. Hohe Thürme von Goldmünzen blinkten ihm entgegen und obenauf lag ein kleines, von einem Briefumschlag abgerissenes Zettelchen, mit folgenden Knüttelversen beschrieben:

„Sebastian Alwing bin ich genannt,
Und Schlesien ist mein Vaterland;
Hab' immer gute Wirthschaft getrieben,
Und thät mein Geldchen höchlich lieben.
Als Knab' litt' ich oft Hungersnoth,
Um zu verkaufen mein Morgenbrod;
Als Junkherr wahrt' ich meine Schanze
Und schlenderte nit zu Spiel und Tanze.
Die Maidlin hab' ich auch geflohn,
Dieweil sie mit Sirenenton
Ihr' Buhlen oft zu Bettlern schwatzen;
Von mir erschnappten sie keinen Batzen.

Da ich nit strebte nach ihrer Gunst,
Bedurft' ich nimmer des Schneiders Kunst;
Ich thät in groben Frieß mich kleiden
Und Vater Adam baß beneiden,
Der sich mit einem Feigenblatt
Noch viel wohlfeiler gekleidet hat.
Und weil der Leib in Wollust fällt,
Wenn man zu schleckhaft ihn verhält,
Kasteit' ich mich durch strenge Fasten
Und warf das Kostgeld in den Kasten;
Aß ich einmal, so war mein Schmaus
Bestritten mit einer Fledermaus *.

* Eine ehemalige schlesische Münze, welche drei Pfennige gilt. Sie erhielt obigen Namen wegen des übel aufgedruckten Adlers, den der große Haufe für eine Fledermaus ansah. Adelung.

So hab' ich auf der Lebensreise
Erspart viel tausend Fledermäuse,
Die sich, gebrütet von der Zeit
Und gepflegt von mir mit Zärtlichkeit,
Zum Labsal für mich alten Knaben
In goldne Adler verwandelt haben.

Ich steh' nun im Grabe mit einem Fuß,
Und weiß, daß der zweite bald folgen muß;
Drum schloß ich meine Liebchen fest
In dieses Mauer- und Eisennest,
Damit kein Räuber sie ergründe
Und sie kein lockrer Zeisig finde.

O Menschenkind, dem's noch einst glückt,
Daß es dieß schöne Geld erblickt,
Enthalte dich, es zu verschwenden,
Sonst thu' ich mich im Grabe wenden;
Doch gönn' ich dir's, bist du ein Mann,
Der so, wie ich, fein sparen kann."

„Nein, Herr Vetter, so kann ich's nicht!" — rief Alwing nach Lesung des sonderbaren Testaments freudenvoll aus. „Ihr vermauerter Schatz ist unter dieser Bedingung an den unrechten Mann gekommen. Ich wär' ein Narr, wenn ich noch mehr hinzu geizte; nein, ich will meine Schulden davon bezahlen, und mir von dem Ueberrest ein angenehmes Leben verschaffen. Wollen Sie sich deßwegen im Grabe wenden, wie Sie gedroht haben, so mögen Sie's thun; ich denk' aber, Sie werden sich wohl gefallen lassen, fein still und ruhig zu liegen." —

Hierauf überschlug er in Geschwindigkeit den goldnen Fund, der gegen zwanzig tausend Thaler betrug. „Aller Ehren werth!" rief er aus: „Hätt' ich mir jemals das

Glück geträumt, das ich nun wirklich besitze? Und wem verdank' ich euch, ihr lieblichen, in goldne Adler verwandelte Fledermäuschen? Wem sonst, als eurer Namensmuhme, die mir nun schon zwei drückende Lasten von den Schultern genommen hat? Hätte sie mich nicht mit Gewalt in die Arme des Glücks gestoßen, so wär' ich zeitlebens ein dürftiger Schlucker geblieben." —

Der sparsame Herr Sebastian war vor beinahe hundert Jahren (wie Alwing in alten Familienschriften aufgezeichnet fand) dem Ansehen nach in der bittersten Armuth gestorben. Seine Zeitgenossen hatten zwar immer einen geheimen Schatz bei ihm vermuthet, waren aber nie so glücklich gewesen, ihm auf die Spur zu kommen. In den finstern Kreuzgang wagte sich Niemand, weil er schon damals im übeln Gespenstergeruch stand. Herr Bastel hatte mit eigener Hand aufgezeichnete Nachrichten von dort gesehenen Erscheinungen hinterlassen, die auch durch beigelegte Zeugnisse mehrerer Personen bestätiget waren; wahrscheinlich aber hatte der schlaue Mammonsknecht selbst unter mancherlei Teufelsmasken dort herumgespukt, um männiglich von dem Orte, wo sein Liebstes auf Erden verborgen lag, zurückzuschrecken. Mit der Zeit war der Geizhals sammt seinem Schatze vergessen worden, und so mußten sich alle Umstände vereinen, um den braven Kapitän zum frohen Finder zu machen.

In der That wär' er nun auch ein ganz zufriedner Mann gewesen, wenn ihm nicht sein böses Ehgemahl täglich und stündlich die Unvollkommenheit aller menschlichen Glückseligkeit bewiesen hätte. Er wünschte oft den Tod seines Housteufels; ein Wunsch, der selbst einem so gutherzigen Mann, als Alwing wirklich war, bisweilen

einfallen muß, wenn er ohne Ende nach Noten gepeinige wird. Unser geplagter Hiob konnte nur leider diese Erlösung von seinem Hausübel nicht sobald hoffen; denn Kunigundens reizender Körper schien von Stahl und Eisen gebaut zu seyn und allen Anfällen des Alters und der Krankheit zu trotzen. Sie verjüngte sich im Gegentheil. Ihre Wangen, die von weitem wie ein Nordschein glühten, erregten so sehr den Neid aller bleicheren Frauenzimmer, daß sie diesen Naturglanz für dicke Schminke ausschrien; und ihre Sucht, im Reich der Mode zu glänzen, übertraf die Putzliebe der jüngsten und eitelsten Schönen. Weit und breit war die gnädige Frau von Alwing immer die Erste, die eine in Frankreich oder England abgesetzte, und in Deutschland mit Jubel empfangene Mode auf dem erhabenen Gestell ihres Körpers der staunenden Dorfwelt zur Schau trug.

Eines Sonntags hatte sie sich vorzüglich herausgeputzt, und in dem grauen Gefild ihrer Haare einen prächtigen Garten von italienischen Blumen angelegt, der mit brabantischen Spitzen eingezäunt und von einem hohen Strausfederbusche beschattet war. Sie gefiel sich in diesem abenteuerlichen Hauptschmuck so sehr, daß sie sich gar nicht entschließen konnte, ihn wieder abzulegen, sondern bis in die späte Nacht damit herumstolzirte.

Alwing saß ruhig in seinem Zimmer, als er auf einmal seine Gemahlin im Erdstock des Hauses: „Hülfe! Hülfe!“ rufen hörte. Er eilte bestürzt die Treppe hinab, ohne dießmal der Fledermaus, die von unten herauf bei ihm vorbeipfiff, auszuweichen, und sah jetzt Kunigunden auf der letzten Stufe in Todeszuckungen liegen. Ein Dienstmädchen war beschäftigt, sie aufzuheben.

Alwing, der in diesem Augenblick alle von ihr erlittene Kränkungen vergaß, hob sie sanft empor und fragte mitleidig: „Arme Frau, was ist dir begegnet?“ — „Ach!“ stammelte sie mit gelähmter Zunge, indem sie einen hämischen Blick auf ihn warf: „Ach — deine verfluchte — Fledermaus — bringt — mich um —!“ —

„Meine Fledermaus?“ — rief Alwing erstaunt: „Meine Fledermaus — sagst du? Man könnte sie wohl eher die Deinige nennen; denn du hast sie sorgfältig beim Leben erhalten, und bist also selbst Schuld, wenn sie dich auf irgend eine Art, die ich noch nicht begreife, in diesen Zustand versetzt hat. Das sollte mich aber wundern, weil du einsmals versichertest, du und die Fledermaus thäten einander nichts.“ —

„Ei — ich wollte, — daß sie dir — noch einmal —“ fing Kunigunde wieder an zu stöhnen; aber Schwipp! schlug sie der Tod auf den Mund, daß sie die angehobene Verwünschung nicht weiter aussprechen konnte, und so verschied sie in den Armen des Kapitäns, bevor er sie noch völlig die Treppe heraufgetragen hatte.

Die einzige Augenzeugin dieses Unglücksfalls war das schon erwähnte Dienstmädchen gewesen, welches nun die nähern Umstände folgendermaßen erzählte:

„Die arme gnädige Frau — Gott hab' sie selig! — stand vorhin, mit einem Licht in der Hand, auf dem Saale und hatte mich ein bischen in der Mache. Sie schmählte — wie es immer der Hochseligen Art war — um nichts und wieder nichts, und würde mich vielleicht noch ein hübsches Weilchen ausgefenstert haben, wenn nicht die Fledermaus, die Ew. Gnaden recht gut kennen, zwischen uns aufgestoben und Schiedsrichter gewesen wäre.

Die gnädige Frau hatte sonst vor dem Thierchen gar keinen Scheu; da ihr aber dießmal wohl leid seyn mochte, daß es ihrem schönen Spitzen= und Blumenaufsatz ebenso gehen könnte, wie Ew. Gnaden Haare, so sprang sie zurück, und hopp! hopp! immer weiter zurück, bis sie endlich plumps! die Treppe rücklings hinunterstürzte. Ich schrie: Ach, daß Gott erbarm! und lief und sprang ihr nach; aber das Unglück war schon geschehen. Sie lag da mit verzerrtem Gesicht, und ich würde sie für ganz todt gehalten haben, wenn sie mir nicht in dem Augenblick, als ich sie aufrichten wollte, eine derbe Ohrfeige gegeben hätte. Jetzt kamen Ew. Gnaden dazu und sahen alles selbst. Gott hab' sie selig, die gnädige Frau! Sie wird wohl das Genick morsch entzweigebrochen haben.“ —

Und an diesem kitzelichen Fleck hatte sie auch wirklich Freund Hain gepackt, wie ein herbei gerufener Wundarzt, zwar nicht mit den schlichten, einfältigen Worten des Mädchens, sondern in einer gelehrten, anatomischen Vorlesung versicherte.

Der Kapitän faßte sich wie ein Mann, und ließ Schmerz und Traurigkeit nicht so mächtig über sich siegen, daß er dadurch zu den Begräbnißanstalten unfähig geworden wäre. Es ist zwar gewiß, daß er seinen gewöhnlichen soldatischen Doppelschritten, die sonst das ganze Haus erschütterten, Einhalt that, und so leise wie ein betender Mönch herumschlich; es ist ferner ausgemacht, daß er seine natürliche donnernde Stimme zu halblauten Tönen dämpfte, und ein ähnliches stilles Bezeigen allen seinen Hausgenossen empfahl: aber freilich weiß man auch, daß ihm einige Spottvögel nachsagten, er treibe dieses Klosterwesen nicht aus Betrübniß, sondern aus Furcht, daß seine Gemahlin

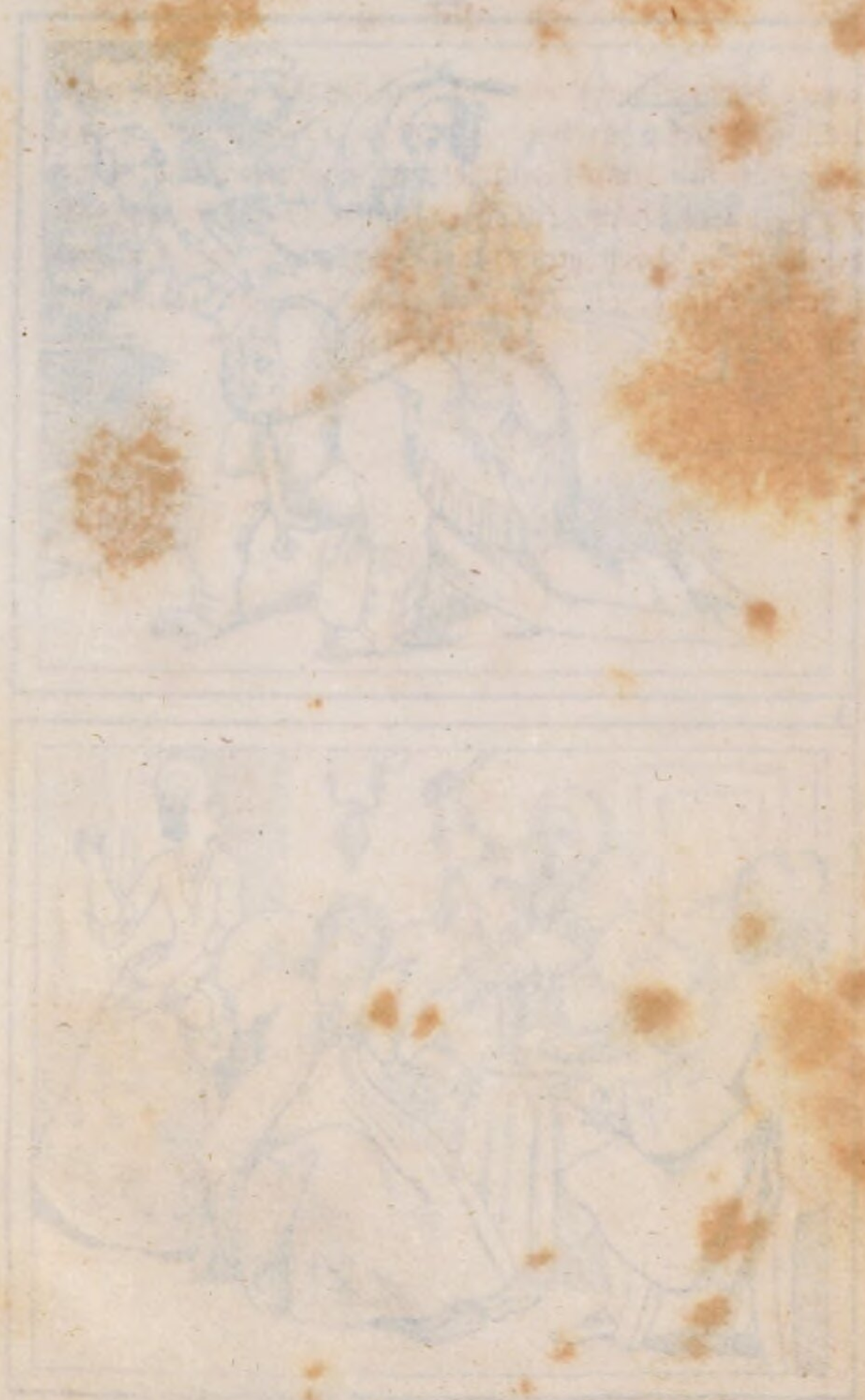
durch Lärm und Getöse von ihrem Todesschlummer wieder erwachen möchte.

Diese Muthmaßung ist jedoch zu lieblos, um bei dem edeln Kapitän gegründet zu seyn, so sehr auch dem ehelichen Märtyrer eine solche Besorgniß zu verzeihen gewesen wäre; und falls er sie wirklich hegte, war ihm zu gönnen, daß er durch den Todtenbettmeister davon befreiet wurde.

Als er von der Gruft zurückkam, ergoß er zwischen vier verschwiegenen Wänden sein Herz vor sich selbst. „Gottlob!" rief er aus: „Strick ist entzwei und ich bin frei! Habe Dank, wunderbare Wohlthäterin, die du mich einst von einer drückenden Schuld befreitest, meiner Tochter einen Mann und mir Reichthum verschafftest, und mich nun endlich auch noch von einem weiblichen Drachen erlöset hast! — Wer hätte gedacht, daß ein armseliges Thierchen, das ich für den Auswurf der Schöpfung hielt', so nützlich seyn könnte? Diese Erfahrung soll mir aber zur Lehre dienen, das unbedeutendste Wesen der Thierwelt nicht zu verachten, noch weniger aber die Bluturtheile pharisäischer Egoisten über Ehr' und guten Namen anderer Menschen nachzusprechen. Kein stolzer Adler hätte mir so ersprießliche Dienste geleistet, als die kleine, unansehnliche Fledermaus; und ebenso ist vielleicht Mancher, der in einem groben Kittel bescheiden umhergeht, ein besserer Mensch, als der aufgeblasene, seidene, große Hans, der ihn über die Achsel beschielt und einen nichtswürdigen Lump nennt. Leben und leben lassen! soll künftig mein Wahlspruch seyn." —

Von nun an genoß der Kapitän einer ungestörten Zufriedenheit, und die gute Fledermaus setzte ihren Wohl-

thaten dadurch die Krone auf, daß sie sich nie wieder vor ihm sehen ließ. Er war so dankbar, daß er ihr in seinem Hof ein kleines Denkmal mit folgender Inschrift errichtete: „In diesem Schlosse wohnt' einst eine Fledermaus, die in ihrem Leben mehr Gutes that, als mancher vergötterte Mensch, der Tausende glücklich machen könnte und von dem es nicht Einer rühmen kann.“



3.

4.

5.

6.

7.

8.

XIII

9

10

XIII.

11

12

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Langbein, August Friedrich Ernst,

A. F. E. Langbein's sämmtliche Schriften

Bd.: 13

Stuttgart 1841

P.o.germ. 792 x-13/14
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10113482-7